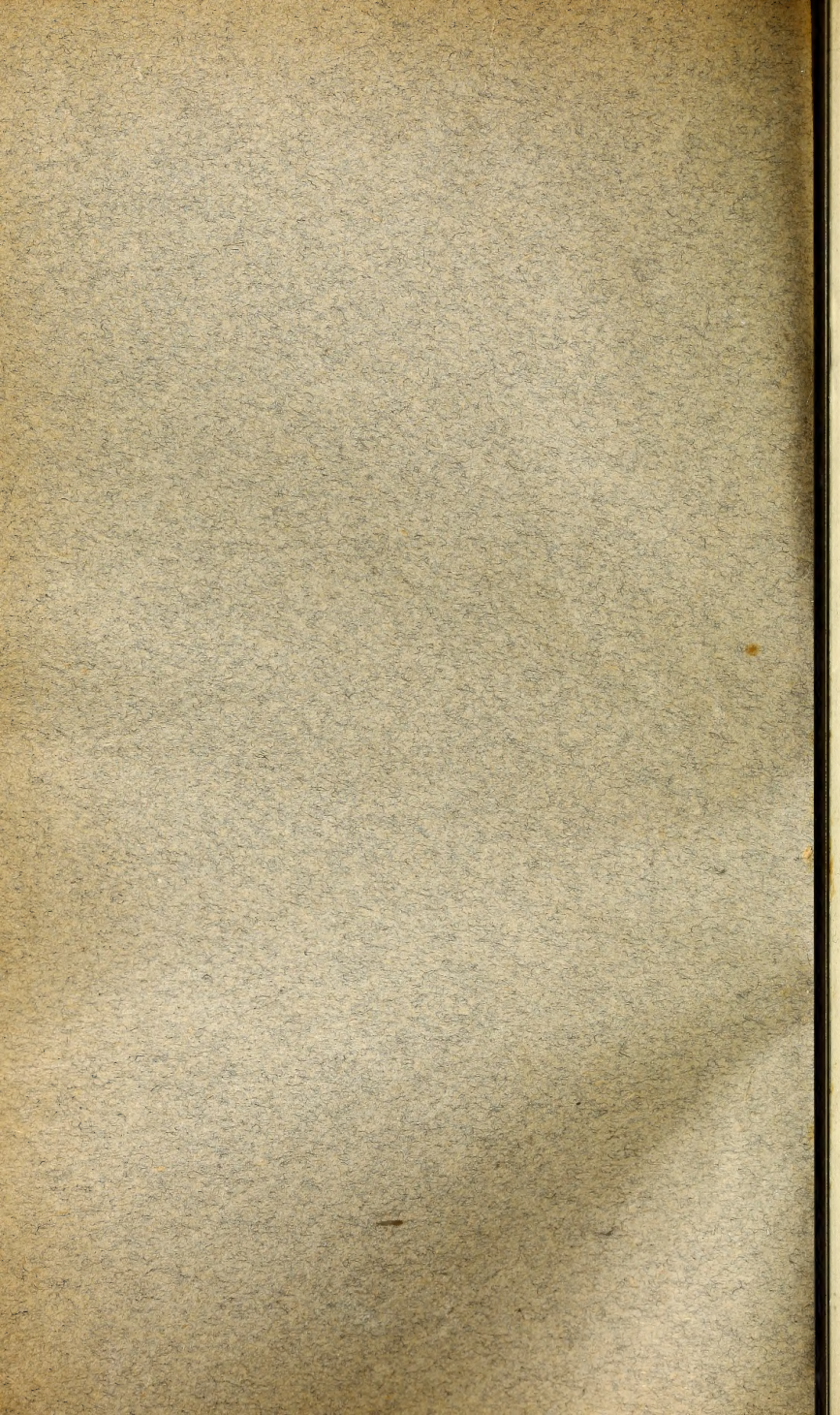


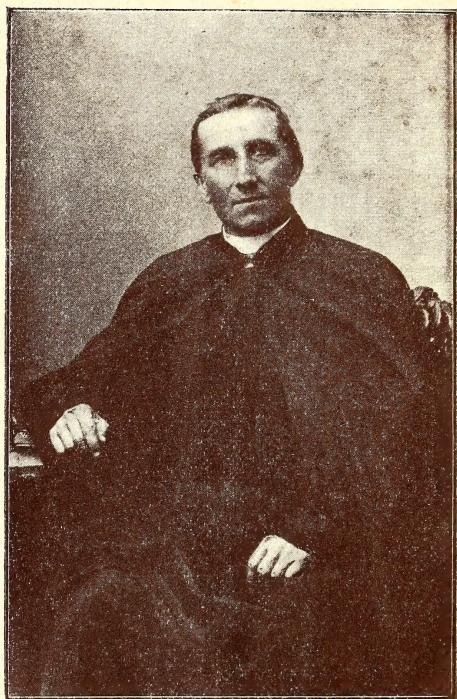
122.

60



Brothers' Library

St. Mary's Ferndale, Darien, Conn



P. Karl Gommenginger.

P. Ludwig Karl Gommenginger.

Erlebnisse und Arbeiten

eines

afrikanischen Missionärs,

von

Th. Sück, Pfarrer in Westhausen (Wt.)

Festgabe

zur Eröffnung der Missionschule in Zabern.

Zum Besten der Missionen.

Nixheim,
Buchdruckerei f. Sutter & Comp.
1900



LIBRARY OF THE
MUSEUM OF NATURAL HISTORY
NEW YORK

V o r w o r t.

Die Congregation vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä hat soeben in Zabern, der Geburtsstadt ihres Stifters, des seligen P. Libermann, ein Haus erworben und wird daselbst eine Missionschule eröffnen!

Mit Jubel wurde die Nachricht davon im Elsaß vernommen. Unsere Jünglinge werden fortan sich auf den erhabenen Missionärberuf in ihrer eigenen Heimath vorbereiten können.

Uns hat sie Anlaß gegeben vorliegendes Buch zu schreiben.

Dir, liebe Elsaßer-Jugend, sei dasselbe gewidmet!

Warm schlägt dein Herz für die Missionen! Kein Land gibt es auf dem weiten Erdenrund, das verhältnißmäßig soviel Missions-Priester, Brüder und Schwestern aufweisen kann, wie unser Elsaßland. Die alleinige Congregation vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä, welcher P. Karl Gommenginger angehörte, zählt gegenwärtig, abgesehen von den jüngern Aspiranten, 147 Ordensbrüder, 39 Scholastiker mit Profese, 179 Patres

und 3 Bischöfe aus dem Elsaß.¹⁾ — Und wieviel Elsässer weisen nicht die übrigen Congregationen auf: die „auswärtigen Missionen“, die „Oblaten der unbefleckten Empfängniß“, die „weißen Väter“, die „afrikanischen Missionen von Lyon“, — und Elsässerinnen die Congregationen der Missions-
schwwestern von « St. Joseph de Cluny », von der „unbefleckten Empfängniß zu Castres“ u. a. m.?

Warm schlägt dein Herz für die Missionen! Gerne liestest du die Annalen, welche dir darüber berichten; gerne wirst du gewiß auch dieses Buch lesen. Dasselbe erzählt dir die Erlebnisse und Arbeiten eines elsässer Missionärs, der zwei und zwanzig Jahre in Afrika thätig war, der im Westen und Osten des schwarzen Continents großartiges geleistet und viel gelitten hat. Du wirst ihn sehen, den gottbegeisterten P. Karl Gommenginger, in Gefahren auf dem Wasser, in Gefahren vor dem Feuer, in Gefahren vor wilden Thieren, in Gefahren vor bösen Menschen; du wirst ihn sehen am Schmerzenslager der Aussätzigen und inmitten der von der Hungersnoth Betroffenen; du wirst sehen, wie er unter unsäglichen Schwierigkeiten neue Missionen gründet in Gegenden, welche bis dorthin noch kein Europäer betreten hatte; du wirst ihn hören, wie er bitter klagt über den Mangel an Missionären, über die Scheußlichkeiten, welche die Mohammedaner und nicht weniger die

¹⁾ Siehe Anhang I, Seite 1*.

europäischen Nationen an den armen Negeren verüben; und zuletzt wirst du noch sehen, auf welche wunderbare Weise Gott ihn, am Ende seiner Laufbahn, dem Dolche der Mörder entreißt und ihm die Gnade der hl. Sterbsacramente und eines Grabes auf geweihter Erde zutheil werden läßt.

Die Einzelheiten, welche das Buch dir erzählt, sind zum weit größten Theile wörtlich aus P. Gommenginger's Briefen gezogen, die sein Oheim, der hochverehrte H. General-Vicar Hilsz — dem wir hier öffentlich unsern innigsten Dank dafür aussprechen — uns in der allerliebenswürdigsten Weise zur Verfügung gestellt hat.

P. Gommenginger wird also zumeist selbst zu dir sprechen, sein Herz sich unmittelbar in dein Herz ergießen. Gewiß werden seine Länder-, Menschen- und Reisebeschreibungen dich interessiren und belehren, und sein Beispiel dich erbauen. Mögen zugleich aber auch seine Gefühle die deinen werden und seine begeisterten Aufrufe zu Gunsten der verlassenen Heidenvölker auch einige Begeisterung für diese Aermsten in dir erzeugen!

Westhausen (M), 16. Februar 1900.

Th. S.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Vorwort	V
Einleitung	XI
1. Kapitel. — Von Marseille nach Bourbon . . .	1
2. Kapitel. — Auf Bourbon: Strafanstalt in Ilet-à-Gaillaume. — Aufruhr in St. Denis. — Ein Waldbrand. — Die Bergneger und die Aussätzigen in St. Bernard. — Versetzung P. Gommenginger's nach Mauritius	29
3. Kapitel. — Auf Mauritius: Allgemeines. — Geschichtlicher Rückblick. — Sprache. — Religiöse Zustände. — Rückkehr P. Gommenginger's in die Heimath	47
4. Kapitel. — Sierra-Leone: Gründung des apostol. Vicariats. — Land und Leute. — Erste Befehrung. Tod der Schwester Odilie. — Das Binnenland . . .	57
5. Kapitel. — Reise nach Porto-Loko	74
6. Kapitel. — Fortsetzung der Reise bis Robiz . .	95
7. Kapitel. — Aufregung der Anglikaner. — Prüfungen im Missionshause. — P. Gommenginger krank in den Bergen	113
8. Kapitel. — Reise nach dem Rio-Pongo-Land. — Abstecher in das Land der Bagas	120
9. Kapitel. — Zweite Reise nach Porto-Loko. — Schändliches Benehmen der Anglikaner. — Reise nach dem nördlichen Theil des apostol. Vicariats. — Gründung der Mission am Rio-Pongo. — Tod der Schwester Caroline	138
10. Kapitel. — Reise an die Goldküste und in das Land der Aschanti. — Gründung eines Sanatoriums bei Freetown	155

	Seite.
11. Kapitel. — In Beauvais: P. Gommenginger Missionar und Professor. — Tod seines Bruders Alphons. — Brand in der Kapelle. — Tod der Mutter. — Sehnsucht nach Afrika.	167
12. Kapitel. — Reise nach Tanguebar. — Land und Leute. — Stand der dortigen Missionen	177
13. Kapitel. — Gründung der Mission zu U. L. Frau von der Unbefleckten-Empfängniß in Mrogoro . .	195
14. Kapitel. — Von Mrogoro über Mandera nach Bagamoyo	214
15. Kapitel. — Prüfungen: Feuersbrunst. — Tod des Br. Theonas. — Verlust der Heerde	242
16. Kapitel. — Reise nach Usagara	254
17. Kapitel. — Wiederaufbau der Mission von Mrogoro. — Ihre Entwicklung. — Reise nach Kondoa .	273
18. Kapitel. — P. Gommenginger und die politischen Vorgänge in Tanguebar	297
19. Kapitel. — Die bayrische Mission in Pugu . . .	325
20. Kapitel. — P. Gommenginger in der Heimath — in Lourdes — in Zanzibar. — Reise nach dem Kilima-Ndscharo. — Wissmann's Feldzug . . .	343
21. Kapitel. — Mission am Tana: Von Zanzibar bis Samu	363
22. Kapitel. — Mission am Tana: Von Samu nach Kofi	379
23. Kapitel. — Am Tana: Die Gallas. — Die Waboni. — Die Wapokomo	409
24. Kapitel. — St. Joseph von Udera: Anfang der Mission. — Hindernisse	429
25. Kapitel. — Rückzug von Udera. — Aufenthalt im Wituland. — P. Gommenginger's Krankheit, Tod und Begräbniß. — Sein Lob von P. Le Roy und Mgr. de Courmont	440
1. Anhang. — Verzeichniß der elf. Missionäre in der Congregation der „Väter vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä“ seit ihrem Bestehen bis April 1900 . .	1*
2. Anhang. — Die Congregation vom „hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariä“.	25*

Einleitung.

St. Moritz im Weiserthale darf sich rühmen, die Wiegenstätte P. Ludwig Karl Gommenginger's gewesen zu sein. Geboren wurde er am 14. April 1842. Seine Eltern nannten sich Peter Gommenginger und Magdalena Hilsz. Der Vater war Schullehrer, einer jener tiefgläubigen und pflichttreuen Lehrer, wie sie seiner Zeit der unvergeßliche Abbé Mühe heranzubilden wußte.

In welchem Geiste in der Familie Gommenginger die Kinder erzogen wurden, zeigt der Umstand, daß vier von sieben sich dem geistlichen Stande widmeten: Karl, aus dessen Missionsleben wir nachfolgende Erinnerungen niederschreiben, — August, der zur Zeit als Missionär am Kilima-Ndscharo wirkt, — Magdalena und Maria, welche in die Congregation der Unbefleckten Empfängniß Mariä zu Castres traten und bereits, wie ihr älterer Bruder, im Dienste der armen Neger gestorben sind: Magdalena, als Schwester Odilie, in St. Maria von Gambia, und Maria, als Schwester Caroline, in St. Maria von Gabon.

Nächst dem Verufe von oben und der ausgezeichneten elterlichen Erziehung, dürften zu der Entwicklung des apostolischen Eifers und Opfergeistes bei den Kindern

wohl auch die Familientraditionen mächtig beigetragen haben: Mütterlicherseits zählten sie nicht weniger als zwei geistliche Onkel und drei geistliche Tanten. Diese letzteren gehören der Congregation von Rappoltzweiler an.¹⁾ Von den Onkeln starb der eine, Ludwig, leider zu früh! als ein ausgezeichneter und hochgeschätzter Missionär in Guinea;²⁾ der andere ist H. Simon Hilsz, jetziger General-Vicar des Bisthums Straßburg. Auch väterlicherseits hatten sie zwei geistliche Onkel: Ludwig Gommenginger, weiland Pfarrer von Oberseebach und Christian Gommenginger, weiland Pfarrer v. Niederkentzen.

Karl bekundete von Kindheit auf eine seltene Frömmigkeit gepaart mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit und einer außergewöhnlichen Arbeitsliebe. So andächtig und pünktlich er sich als Ministrant am Altar erwies, so aufgeweckt und geschäftig war er sonst. Handarbeiten und Lernen waren ihm gleich lieb und gingen ihm gleich gut von statten; keine Schwierigkeit schreckte ihn zurück.

Diese Charaktereigenthümlichkeiten blieben ihm und zeichneten ihn aus bis an sein Lebensende. Es war, wie

1) Schwester Florence starb am 3. Februar 1893 als Novize-meisterin; Schwester Gloie ist im Mutterhause zurückgezogen und Schwester Luise steht zur Zeit der Mädchenschule zu Börsch vor.

2) P. Ludwig Hilsz, geboren zu Rheinau am 19. August 1826, studirte am Collège zu Oberehnheim und am kleinen Seminar zu Straßburg — trat 1848 in die Congregation des Unbefleckten Herzens Mariä — beendigte seine Studien im Noviziat zu Notre-Dame du Gard — leitete die Abtheilung der Deutschen am Seminar des hl. Geistes zu Paris — reiste am 21. September 1854 nach Afrika — wirkte nach einander in St. Louis (Senegambien), in Dakar und in Ste Marie du Gabon — starb am 10. September 1857, um 3 Uhr Morgens, in den Armen des hochw. Bischofs Bessieu.



P. Ludwig Xilsz.



wir später sehen werden, nicht leicht einen Missionär zu finden, welcher eine tiefere Frömmigkeit, einen wißbegierigern Eifer, eine unermüdlidere Thätigkeit, einen scharfsinnigern Unternehmungsgeist und eine heldenmüthigere Unerfroffenheit an den Tag gelegt hätte, wie er. Der Missionär war ihm angeboren, er wuchs mit ihm auf.

Nach empfangener ersten Communion gab er seinen diesbezüglichen Wunsch den Eltern kund. Gottesfürchtig wie sie waren, hüteten sich diese wohl, ihres Kindes Beruf zu vereiteln; und der damalige seeleneifrige Vicar Haumesser zu Rheinau — Karl befand sich zur Zeit bei seiner Großmutter daselbst — trug sich ebenso hochherzig als freundlich an, ihm die ersten Lateinstunden zu geben.

Mittlerweile traf die bestürzende Nachricht vom Ableben Onkel Ludwig's in Guinea ein. Weit entfernt daß dieselbe Karl abschreckte, entflamnte sie nur noch mehr seine Begeisterung für das Missionsleben und die Sehnsucht dasselbe baldmöglichst anzutreten.

Hier ein Auszug aus dem Briefe, worin der andere Onkel, H. Simon Hilsz, damals Vicar in Mülhausen, seine Aufnahme in die Congregation vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä nachsuchte:

„Noch hatte Gott der Herr meinen Bruder nicht zu sich gerufen, als schon einer meiner Nissen den Wunsch äußerte, demselben in die entlegenen Länder Afrika's nachzufolgen. Nicht nur schreckte ihn der unerwartete Tod seines Oheims nicht zurück, sondern er befestigte ihn noch mehr im Vorhaben, sich dem Dienste Gottes als Missionär zu widmen. Die Eltern lassen ihm volle Freiheit, seinem Berufe nachzukommen. Ich wollte mich selbst von seinen

Gefinnungen vergewissern. Zu diesem Zwecke prüfte ich ihn gründlich, erkundigte mich ebenfalls beim Hn. Vicar, der ihm Stunden gibt, und aus allem, was ich vernahm, gewann ich die Ueberzeugung, daß, wenn Karl in seinen jetzigen Gefinnungen fortbeharrt, er einst ein tüchtiger Missionär werden wird.“¹⁾

Der Onkel irrte sich nicht, er prophezeite gut.

Seinen Eintritt in die Congregation stellte Karl unter den Schutz der hl. Odilia, zu deren Heiligthum er pilgerte, bevor er den heimathlichen Boden verließ. Der Gedanke war schön und tief.

Jedes Elsäßerkind sollte in der hl. Odilia sowohl eine Patronin und Beschützerin, als auch ein leuchtendes Beispiel der Gottes- und Nächstenliebe, der Frömmigkeit und Selbstopferung verehren. Vornehmlich sollte dies der angehende Missionär thun; denn wer bedarf ihres Schutzes und ihrer Tugenden mehr als er?

Am 14. October 1858 traf Karl in Langonnet ein, er war 16 Jahre alt. Vier Jahre studirte er am dortigen kleinen Scholastikat. Es waren vier Jahre unausgesetzten Fleißes und vortrefflicher Führung, welche ihn zum ausgezeichneten Schüler und zum Liebling seiner Lehrer machten. Dann trat er in das große Scholastikat zu Chevilly. Nach beendigten theologischen Studien empfing er, am 22. September 1866, die hl. Priesterweihe und Tags darauf feierte er in der Kirche Notre-Dame-des-Victoires zu Paris seine erste hl. Messe. Am 25. August 1867 that er Profeß, worauf die Obern ihn an

1) Bulletin 1890, S. 842.

Die Colonie von St. Michael in Yangoon ent sandten. Da ward ihm Gelegenheit geboten, sich für seinen spätern Wirkungskreis noch recht tüchtig auszubilden. Endlich, am 26. Mai 1868, erging an ihn der ebenso ehrenvolle als schwierige Auftrag, die Leitung der Besserungsanstalt in Met-à-Guillaume (Bourbon), wo zur Zeit an zweihundert junge Sträflinge untergebracht waren, zu übernehmen. Zwei Laienbrüder sollten ihn dorthin begleiten.

Mit diesem Tage beginnt das eigentliche Missionsleben P. Karl Gommenginger's.

1. Kapitel.

Von Marseille nach Bourbon.

„Den Tag der Abreise,“ schreibt P. Gommenginger unter dem 12. Juli 1868, „heiligten wir zunächst durch eine Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau de la Garde.“ Unsere Frau de la Garde ist das Marienthal der Provenzalen und die beliebteste Madonna der Matrosen. In früher Morgenstunde bestiegen wir den steilen Berg, auf dessen Gipfel die Wallfahrtskirche wie eine Krone sich erhebt.

So mühsam das Besteigen des Berges ist, um so lohnender erweist sich dafür die herrliche Aussicht, welche man von seiner Spitze aus genießt: auf der einen Seite das endlose Meer, auf der andern, statt am Ufer, amphitheaterartig gebaut die Stadt Marseille; zu Füßen der Hafen mit seinem doppelten Becken, darin die vielen Schiffe mit unzähligen Masten — ein schwimmender Wald! Wunder schön auch ist die Wallfahrtskirche: die große Treppe am Eingang sowie die innere Bekleidung sind ganz aus Marmor, der Fußboden ist in Mosaik, die Altäre sind ebenfalls von feinstem Marmor und mit

Edelsteinen und sonstigen Kostbarkeiten reichlichst verziert. Der Bau der Kirche und des Thurmes ist bysantinischen Stiles, etwas eigenartig, aber von imposanter Wirkung.

Obgleich wir nicht angemeldet waren, so wollte doch ein glücklicher Zufall, daß ich daselbst die hl. Messe lesen konnte. O wie freute es mich, noch einmal, ehe ich von der Heimath schied, am Marienaltar mein Opfer mit dem Opfer des göttlichen Sohnes vereinigen zu können! Die liebe Gottesmutter war es jedenfalls, die mir dieses Glück vorbehalten hatte.

Der übrige Tag war äußerst anstrengend: ich hatte noch meine und der beiden Brüder Papiere an den verschiedenen Büreaux vorzuweisen und legitimiren zu lassen, mehrere Aufträge zu besorgen, die letzten Reisevorsehrungen zu treffen und alles dies bei einer fast unerträglichen Hitze.

Um 4 Uhr standen wir im Wartesaale der kaiserlichen Schiffsanstalt, die Augen auf eine große Landkarte gerichtet, mit dem Blick den rothen Strich messend, welcher den Weg von Marseille nach Bourbon bezeichnet. Auf einmal ertönt eine fürchterliche Stentorstimme:

„Nach Messina, Alexandrien . . . Bourbon, einsteigen!“

Nie und nimmer werde ich diese Stimme vergessen; wie ein Blitzschlag fuhr sie in mich; war es doch die Stimme der endgültigen Trennung: Fort! hieß es jetzt.

In diesem Augenblicke überfielen mich jene unaussprechlichen Gefühle, von welchen unwillkürlich ein jeder ergriffen wird, der zum ersten Male seine Heimath verläßt. Unsagbar ist, was da im Innern der Seele vorgeht. Schon längst hatte ich diese Stunde herbeigesehnt, und dennoch war es jetzt, als müßte mir das Herz zer-

springen. Mutter, ¹⁾ Geschwister, Verwandte und Bekannte, Alle, die ich liebte — und in diesem Augenblicke vermeinte ich alle noch mehr zu lieben als je — standen mir mit einem Male vor dem Geiste, und nun die Trennung, — eine Trennung vielleicht ohne Wiedersehen!

Man bildet sich gewöhnlich ein, ein Missionär wäre aller Empfindlichkeit abgestorben und das Scheiden thue ihm nicht weh; folglich sei das Opfer, welches er bringt, wenn er Familie und Heimath verläßt, für ihn ein leichtes und wenig verdienstliches. Dem ist nicht so. Anhänglichkeit und Liebe zu Eltern, Verwandten und Freunden hat der Schöpfer selbst in das Menschenherz hineingesenkt; es sind demnach heilige und berechtigte Gefühle, die, wenn sie im Rahmen des göttlichen Willens bleiben, auch der christlichen Vollkommenheit nicht widerstreben. Ja, die edelsten Seelen sind es gerade, bei welchen man sie im höchsten Grade vorfindet; nur sittlich verkommene Menschen sind deren baar und trennen sich leichts Herzens von Vater und Mutter. Indessen sind Schmerz und Schwäche nicht einerlei; nur dann befindet sich Seelen- oder Charakterischwäche, wenn man nicht Kraft genug besitzt, den Schmerz auf die Höhe eines sittlichen Opfers emporzuheben.

Mein Opfer, glaube ich, war, was es sein sollte, und ließ mich das Herz auch mehr fühlen, als ich gewünscht hätte, so war doch meine Seele ruhig und auf Gottes Willen gerichtet. Hätte es mich tausendmal mehr gekostet,

¹⁾ Der Vater war bereits 1864 gestorben.

ich würde nicht einen Augenblick gezügert haben; ja, hätte ich den Tod selbst vor mir gesehen, keinen Schritt würde ich zurückgewichen sein. Diese Kraft kam nicht von mir, sondern von Gott, der allein eine solche geben kann. Mein letztes Gebet, als ich den Boden Frankreichs verließ, war dieses: Mein Gott! wenn ich sie verlasse, die Meinen, so geschieht es einzig und allein aus Liebe zu Dir; kein anderes Interesse als deine Ehre hätte mich je von ihnen zu trennen vermocht. Du wirst es mir also dereinst vergelten, der Du versprochen hast, hundertfach zurückzustatten, was man deinetwillen verläßt.

Dieser Gedanke war für mich von großem Troste.

Inzwischen hatten wir das Ufer erreicht. Hier entfaltete sich ein Schauspiel, dergleichen nur ein Meerhafen bieten kann. Stolz und majestätisch stand über der grünen Wassertiefe das Schiff, der Reisenden harrend, welche es an Bord nehmen sollte; auf dem Gestade hingegen entstand ein Stürmen, ein Rufen und Schreien, ein Suchen und Drücken, ein Hin- und Herirren, kurz, ein Durcheinander von geschäftigen und erregten Beamten, Reisenden und Matrosen, von Gepäcken und Thieren, das jeder Beschreibung trozt. Die Passagiere und ihre Verwandten küßten und umarmten einander, wünschten sich gegenseitig Lebewohl und Wiedersehen, weinten und schluchzten und mußten sich fast nicht zu trennen.

Da ich niemand zu umarmen, niemand Lebewohl zu sagen brauchte, so beeilte ich mich mit meinen Gefährten schnellmöglichst aus dem Gedränge herauszukommen und das Schiff zu besteigen. Ich übergab meine Papiere dem dienstthuenden Commissär, brachte meine Reiseeffekten in

der mir angewiesenen Kajüte unter, und kehrte wieder auf das Verdeck zurück, allwo ich mich wohler fühlte, als in dem finstern, lustarmen Gemach, welches man in der Marinesprache eine Kajüte nennt. Ein ruhiges, bequemes Plätzchen wartete meiner am Hackbord; nur zwei oder drei Matrosen befanden sich da, Hand am Ankertau, des Commandos gewärtig zur Abfahrt. An das Geländer des Schiffes mich lehnend, das Haupt auf den Arm gestützt, die Augen bald auf die Stadt, bald auf die Menschenmenge gerichtet, ließ ich meine Gedanken schweifen, dachte an vieles, nur nicht an das, was in meiner Nähe vorging.

Mittlerweile waren die Reisenden an Bord gestiegen, die Postsendungen waren eingetroffen, Alles befand sich an Ort und Stelle, man konnte abfahren. Ein Ruf ertönt, die Treppe wird aufgezo-gen, der Anker gelichtet, die Räder spielen, das Schiff wirft sich vorwärts, die Reise beginnt.

Jetzt stürmen und drängen sich die Passagiere alle an das Schiffsgeländer in der Richtung ihrer Freunde und Verwandten. Man grüßt sich gegenseitig noch einmal zuerst durch Zurufe, dann mit der Hand und zuletzt, als das Schiff schon hoch auf der See war, noch mit Schwingen der Taschentücher und Hüte.

Ich hatte mich „Unserer lieben Frau de la Garde“ zugewandt; an Maria richtete ich meine letzten Abschiedsgrüße, denn nur sie war mir bekannt in dieser Gegend. Ohne Zweifel wird die liebe Gottesmutter auch mich eines huldvollen Blickes gewürdigt haben; begab ich mich

doch in weite Fernen, um arme Völkerschaften sie kennen und lieben zu lehren.

Am Ausgange des Hafens wurde das Schiff von einem heftigen Westwind erfaßt und mit großer Schnelligkeit ostwärts getrieben. Allmählig verschwand alles, Marseille, dann der Hafen, dann der Leuchtturm, endlich die Kirche Unserer lieben Frau de la Garde; zuletzt gewahrte man nur noch eine lange, zackige Küste, die ihrerseits bald im Meere verschwand.

Bis spät in die Nacht blieb ich auf dem Verdeck, das herrliche Schauspiel der hohlgehenden See bewundernd, oft aber auch nach dem geliebten Frankreich schauend; denn unter solchen Umständen wird das Herz ungemein zartfühlend und nur schwer läßt es sich von Dem trennen, was an die Heimath erinnert. Schließlich zwang mir die Müdigkeit doch etwas Ruhe auf. Nochmals ein inniges „Lebet wohl“ an all die theuren Wesen daheim — und ich stieg hinab in die Kajüte.

Diese erste Nacht brachte ich herzlich schlecht zu; war ich doch das Schaukeln eines Schiffes, welches einen im Bette unausgesetzt hin und her rollt, nicht gewöhnt und noch viel weniger einen so engen Schlafraum. Willst du dir, lieber Leser, einen Begriff von einer Schiffskajüte machen? Denke dir ein winziges Stübchen von etwa 6 Cubikmeter Raum, darin 4 Betten, je 2 übereinander, eine kleine Commode und ein Fensterchen kaum groß genug, daß man den Kopf hindurchstrecken kann. Ist das Meer ruhig und befindet sich besagtes Stübchen nicht allzusehr in der Nähe der Maschine, dann geht es noch leidlich; man öffnet Thüre und Fenster und kann wenigstens

athmen. Wird aber das Meer ungestüm, husch! da kommt behend ein Schiffsbeamter und schraubt mir nichts dir nichts das Fensterlein zu. Alsdann bleibt einem nichts anders mehr übrig, als entweder sich ersticken zu lassen oder aufzustehen und die Nacht, gilt gleich was für Wetter, unter freiem Himmel zuzubringen. Dies ist nicht alles. Die Maschine, welche nahezu den ganzen mittlern Theil des Schiffes einnimmt und im Vergleich zu der unsere Lokomotiven nur Kinderspielwerk sind, verführt Tag und Nacht einen wahren Höllenlärm, strömt eine geradezu unerträgliche Hitze aus und verbreitet ringsum einen Rauch, der nicht bloß das ganze Schiff verpestet, sondern einem auf hundert Meter schon Herz und Lagen in die Höhe treibt.

Andern Morgens in aller Frühe waren sämmtliche Passagiere wieder auf den Füßen. Nach verrichteten Gebeten begab ich mich auf Deck und wiederum galt mein erster Blick der verlassenen Heimath. Leider war keine Spur mehr davon zu sehen. Nichts war vorhanden als Himmel und Wasser, und dazwischen, über dem Abgrunde, das Dingelchen, welches man ein Schiff nennt. Wie doch dieser Gedanke das Herz ergreift! Wie man da sieht und fühlt, daß man nichts ist in des Schöpfers Hand! Nur freies Spiel brauchte er den Wellen zu lassen und es wäre um uns geschehen. Diese bestürmen das Schiff von allen Seiten, von vorn und hinten, von hüben und drüben, und sind sie gebrochen, dann kehren sie zurück, ordnen sich wieder wie eine gespannte Reiterichwadron und kommen aufs neue zum Ansturm mit einer nie ermüdenden Kraft und Wuth. Und doch, wie viele Men-

sehen gibt es nicht, die Ihn lästern, den großen Gott, der mit einem Winke sie vernichten könnte! Feierlich stieg jetzt am Himmelsgewölbe die Sonne empor, durch ihr Schillern in den lustig in- und übereinander gleitenden Wellen ein feenhaft schönes Feuerpiel hervorzaubernd.

Gegen 8 Uhr kamen die hohen Berge der Insel Corsika zum Vorschein und bald darauf jene von Sardinien. Corsika ist ein ungemein wildes, tiefdurchschnittenes Land, Sardinien ebenfalls, doch etwas weniger als Corsika, es zeigt sich daselbst mehr Wachsthum. Um 11 Uhr stand das Schiff am Eingange des Passes, eines der gefährlichsten im mittelländischen Meere. Er ist sehr eng, voll Krümmungen und durchwegs mit kleinen Inselchen und spitzen Felsen besäet. An einer gewissen Stelle, westlich, beträgt die Entfernung beider Inseln kaum fünfhundert Meter. Ist diese Stelle passirt, so entdeckt man links, mitten im Meere, eine kleine Pyramide von weißem Stein, ein Trauerdenkmal, welches Frankreich einem zur Zeit des Krimmkrieges gescheiterten Schiffe errichten ließ; an 500 Franzosen sollen da ihren Tod gefunden haben. Eine Strecke weiter liegt dem Ufer entlang ein niedliches Städtchen, „San Madelena“ nennt es sich.

Am Ausgang des Engpasses geht die Fahrt zwischen zwei Bären hindurch: der eine, rechts, heißt der Bär von Sardinien; hoch droben auf dem Berge sitzt er rachschnaubend; es ist ein Riesenfels, dem die Natur thatsächlich die Gestalt eines Bären aufgedrückt hat, täuschend sieht er einem solchen ähnlich. Der andere Bär, links, lagert bescheiden auf der kleinen, kahlen Insel Caprera;

es ist ebenfalls ein gewaltiger Felsen, man nennt ihn gewöhnlich „Garibaldi“, zum Andenken an den Abenteurer dieses Namens, der, nachdem ihm in der Schlacht bei Aspromonte, am 29. August 1862, eine Kugel das Bein zertrümmert hatte, auf der Insel Caprera sich pflegen ließ und diese zu seinem Lieblingsaufenthalt wählte.

Garibaldi! Wer wüßte nicht um diesen unseligen Revolutionär und Bandit, der des Papstes weltliche Macht zu zerstören sich verschworen hatte, und mit seiner Räuberbande überall dabei war, wo es galt Thron und Altar niederzureißen! War er doch seiner Zeit das goldene Kalb aller Katholikenhasser. Gleichwie jenes am Sinai Anbeter fand unter den Israeliten, so fand auch dieser der Anbeter viele, sogar in unserer Reisegesellschaft befanden sich solche. Man sah sie, diese fein frisirten und pomadisirten Herren, vor dem Gauner auf ihre Kniee niederfallen, ihn in schwulstigen Reden als den großen Helden des Jahrhunderts, den ruhmvollen Einsiedler von Caprera feiern und andere dergleichen Albernheiten zum besten geben. Komisch! Traurig! Solche Leute werden durch ihre eigenen Sünden gestraft. Sie heben sich über Gott hinaus, maßen sich das Recht an, seine Werke zu kritisiren, wähen sogar, er hätte, bevor er das Weltall schuf, sie zuerst um Rath angehen sollen, und aber merken nicht, die Thoren, daß auf diese Weise die Schöpfung nie aus dem Chaos herausgetreten wäre. Die väterliche Autorität der Kirche weisen sie mit Entrüstung zurück; sie glauben gegen die Menschenwürde sich zu verstoßen, wenn sie sich jener unterwerfen; dagegen kriechen sie vor einem Manne zu Füßen, der weiter nichts als ein Räuber, ein Wüst=

ling und ein gemeiner Verbrecher war. Freidenker, freie Männer, Unabhängige nennen sie sich; in Wahrheit ist niemand weniger frei und weniger unabhängig als sie. Eigene Anschauungen haben sie keine, gleich Posaunen bringen sie nur Töne hervor, welche andere hineinblasen. Selbstständiges Handeln geht ihnen ebenfalls ab; denn sie würden sich nicht getrauen anders zu tanzen, als die Mode pfeift. Kurz, Hampelmänner an den Stricken des Zeitgeistes, Sklaven im Joche der Menschenfurcht sind sie; denn nur eine Freiheit ist möglich, nur eine Freiheit gibt es, jene, die Jesus Christus auf die Erde gebracht hat, die Freiheit der Kinder Gottes.

Ein Schiff ist eine ganze Welt im Kleinen, wo die Einzelnen einander in nächster Nähe sehen, beobachten und kennen lernen. Die nicht endenwollenden Lobhudeleien auf Garibaldi gaben Anlaß zu einem heftigen Wortwechsel, wobei sich die Passagiere für die ganze Reise in drei Lager theilten: da waren zunächst ausgeprägt Viederliche, blutdürstige Revolutionschwärmer, sodann beherzte Katholiken, welche der guten Sache das ehrende Wort zu reden wußten, endlich Hasenfüßler, d. h. Leute ohne Ueberzeugung, denen alles gut ist, wofern man sie nur ruhig läßt.

Das erste Lager bildeten hauptsächlich Individuen, welche eine ganz oberflächliche Bildung genossen hatten: alte Studenten, durchgefallene Lyceer, die zwar die Gelehrten spielten, leider aber einen gar mageren Kram von Kenntnissen besaßen; Handelsleute, die, um sich ein wenig gesunden Menschenverstand zu verschaffen, nach Paris gereist waren, dort aber das Wischen, das sie gehabt, vollends verloren hatten; Maulhelden besonders, welche

recht fleißig den « Siècle » und andere derartige Schundblätter gelesen hatten. Zum Erbarmen war es, diese Leute über Philosophie, Theologie, Kirchengeschichte, religiöse und sociale Fragen sprechen zu hören. Vernünftig redeten sie von allen anderen Dingen; berührten sie aber jene Gegenstände, dann wich sofort der Polarstern von ihrem Geiste, sie geriethen in Verwirrung und schwanken Albernheiten, die nachgerade an den Unsinn grenzten. Einer aus ihnen ging soweit, daß er behauptete, seit Erschaffung der Welt habe es noch nichts Ruhmwürdigeres gegeben als der National-Convent von 1793, und den Robespierre hob er weit über Napoleon den Großen.

„Passen Sie auf, mein lieber Herr!“ bemerkte ich ihm ironisch, „denn kämen solche Zeiten wieder, dann könnte man vielleicht gar an Ihnen anfangen. Sie sind ein reicher Kaufmann; nun aber ist bekannt, daß die Räuber in der Fabel zuerst Hand an den Esel legten, der mit den Goldsäcken beladen war.“

An der Spitze des zweiten Lagers stand ein Landgerichtspräsident. Welch ein Mann! Welches Feuer, welche Kraft und Schlagfertigkeit in seiner Sprache! Er hatte Alles studirt; seine Kenntnisse in der Geschichte, in Philosophie und Theologie waren geradezu erstaunlich; so oft er das Wort ergriff, zermalnte er seine Gegner. Dieser war es, der, in Gegenwart aller, über Garibaldi und die ganze Revolution das gebührende Urtheil sprach; keinen guten Feßeln ließ er an ihnen bestehen, und wie? ein Jeder mußte zugeben, daß der Mann Recht hatte.

Reden wir nicht vom dritten Lager; an Menschen ohne Ueberzeugung und Charakter, an Feiglingen geht man vorüber, zuckt die Achseln und schweigt.

Es befanden sich noch andere Passagiere an Bord, welche eine Kategorie für sich bildeten. Beim Besteigen des Schiffes hatte ich zwei Morgenländer bemerkt, mit ineinander geschlungenen Beinen auf dem Verdeck gekauert, die mich ehrfurchtsvoll grüßten. Diese Achtung seitens Mohammedaner — denn für solche hielt ich sie — war mir aufgefallen. Am selben Abend erfuhr ich, daß es Maroniten aus dem Libanon waren, welche nach längerer Verbannung in ihre Heimath zurückkehrten. So oft ich ihnen begegnete, verbeugten sie sich tief, führten ihre rechte Hand an Stirne, Herz und Mund und streckten mir dann dieselbe entgegen. Die Morgenländer pflegen eben eine Höflichkeit, die von Herzen kommt und etwas ganz anderes ist, als unsere verschrobene Höflichkeit in Europa. Wollte ich bisweilen mit ihnen reden oder sie mit mir, so entblößten sie zuerst ihr Haupt und küßten mir die Hände. Diese Ehrenbezeugungen waren mir lästig, gleichwohl mußte ich mich dazu hergeben. Daß Beide überzeugte Katholiken waren, versteht sich von selbst. Mittwochs hielten sie zu Ehren „Unserer Frau vom Carmel“, deren Scapulier sie mit heiliger Andacht auf sich trugen, regelmäßig Abstinenz. In ihrer Gegenwart hätte sich ja nur Keiner unterfangen sollen etwas wider die Religion, insbesondere wider den heiligen Vater zu reden, sonst weh ihm! Ihre Eltern waren ziemlich vermögliche Bauern im Libanon. Während des Aufstandes gegen die Türken hatten sie sich dem Joseph Karam angeschlossen, zu dessen letztem Haufen sie gehörten (1860). Nur einige Hundert Mann zählten sie noch, als sie sich den Franzosen übergaben. Der eine namentlich soll ein wahrer Türken-

schlächter gewesen sein; seine energischen Züge, seine Haltung, Alles an ihm verrieth den Helden. Sie vertrauten mir an, Joseph Karam beabsichtige den Kampf in Bälde wieder aufzunehmen, und man werde nicht ruhen, bis der letzte Türke aus dem Lande verschwunden sei. Zum Beweise zeigten sie mir die « Chassepots », welche sie in Frankreich gekauft hatten.

Ein dritter Maronit befand sich auf dem Schiffe, ein reicher junger Kauffmann aus Beyrouth, Busenfreund seit Kindesjahren Joseph Karam's. Dieser war es, der während des Krieges die Waffen und Munitionen in den Libanon hatte schmuggeln lassen.

Sämmtliche Maroniten halten Frankreich für ihre Mutter und Beschützerin. Einer von ihnen sagte mir eines Tages :

„Ist Frankreich so,“ und er legte die Hand auf das Herz, zum Zeichen der Freude, „Maroniten auch so. Ist aber Frankreich so,“ und er neigte das Haupt auf beide Hände, wie ein Kranker, der große Schmerzen hat, „Maroniten auch so.“

Ueberdies geben sie sich für Sprößlinge der alten Kreuzfahrer aus. Thatsächlich kommt ihr Typus viel auf den französischen heraus; nebenbei haben sie auch den Frohsinn und die Lebhaftigkeit der Franzosen.

Weiter befand sich an Bord ein alter Amerikaner-Jude, ein ehrlicher Tropf im Grunde. Da ich ihn zufällig mit seinem Sohne deutsch sprechen hörte, frug ich ihn, ob er ein Deutscher wäre, worauf er mir auseinander setzte, daß er aus Deutsch-Lothringen stamme, seiner Zeit nach Amerika ausgewandert sei, und nun auf der Reise

nach Jerusalem sich befinde, welche Stadt er einmal wenigstens in seinem Leben besuchen möchte.

Was diesem Juden am meisten das Herz schwer machte, war das allgemeine Erkalten des Religionseifers bei seinen Glaubensgenossen. Diesbezüglich machte er mir Geständnisse, welche deutlich bewiesen, in welcher Verlegenheit die Israeliten überhaupt sind, und wie wenig beruhigt auch die Besten unter ihnen sich in ihrem Gewissen fühlen.

Ein protestantischer Diener am Wort war noch vorhanden. Dieser tauschte mit uns, während der ganzen Fahrt durch das mittelländische Meer kein einziges Wort aus. Als kluger Biedermann begnügte er sich uns zu beobachten. Erst später, im rothen Meere, ließ er sich mit uns ins Gespräch ein. Zweifelsohne hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß wir so gefährlich doch nicht wären. Eines Abends offenbarte er mir sogar seinen ganzen Lebenslauf, seine Stellung und den Zweck seiner Reise. Dieser Prädicant war ein Hauptführer der puseyitischen Secte, Archidiacon und Doctor der Universität von London, ein sehr talentvoller Mann, dem mehrere neuere Sprachen geläufig waren. Er begab sich nach Madagascar, um dort eine Kirche zu gründen. Sein Traum war die Urkirche und die Vereinigung oder vielmehr die Verschmelzung mit der Römischen. „Sie“, sagte er zu mir, „sind Römisch-Katholisch, wir Anglicanisch-Katholisch.“ Protestantisch wollen sie durchaus nicht sein; gleichwohl sind sie es, wenn auch unter einem zerrissenen katholischen Deckmantel. Um mir zu beweisen, daß zwischen ihnen und den Katholiken kein wesentlicher Unterschied bestehe, führte er mich eines Tages in seine Kajüte; dort legte

er seinen Ueberzieher ab, kleidete sich in Talar, Chorrock und Stola — in seinem Koffer hatte er sämtliche kirchlichen Ornate, — dann zeigte er mir seine liturgischen Bücher: es waren die katholischen ins englische übersetzt, mit Auslassung einiger Stellen, welche, wie er meinte, zu sehr den Aberglauben streiften. Was nach seiner Ansicht ihrer Wiedervereinigung mit Rom hemmend im Wege stände, wären die Jesuiten und der Cardinal Antonelli, die den Papst hinters Licht führten. Er wäunte, Alles werde sich schon machen, komme einmal ein Papst, der mit eigenen Augen schauen und sehen werde. Auch hegte er die Zuversicht, der neue Papst werde das Dogma der Unbefleckten-Empfängniß-Mariä — warum nicht zugleich die übrigen Dogmen, welche den Herren Engländern nicht zusagen? — fallen lassen. Diese Zähigkeit, diese Hartnäckigkeit, womit die Puseyten Englands in die katholische Kirche einzudringen suchten, sind das herrlichste Zeugniß, welches sie zu Gunsten dieser abgeben könnten.

In Messina wurde die Reihe der Passagiere um ein neues Glied vermehrt, um eine Schauspielerin nämlich, welche die ganze Welt bereiste und je nach der Saison sich bald in dieser bald in jener Stadt producirte. Diesmal galt es Alexandrien; von Nice kam sie. In rauschender Seide gekleidet, mit feinen Spitzen gefiedert, strogend von Gold und Edelsteinen war diese Person — ekelhaft anzusehen. Aus ihren Augen schauten niedrige Wollust nebst allen übrigen Leidenschaften heraus. Doch schweigen wir von dem „Unglücksvogel“! Dies war der Name, den ihr die Reisenden unter sich gaben.

Wir befanden uns bei der Insel Caprera. Lassen wir jetzt den Garibaldi, sowie auch den Kaiser Tiberius, der dort erwürgt wurde; eine Heiligeninsel ist es jedenfalls keine. Jenseits von Sardinien fing eine sanftere, doch nicht allzuwarme Luft zu wehen an, die Luft der « bella Italia ». Als wir unter diesem Himmelsstriche durchfuhren, lenkte ich meine Gedanken nach Rom und dem heiligen Vater. Freilich war ich weit von beiden; gleichwohl kann ein Katholik hier nicht vorbeifahren, ohne, wenn auch von fern, sein geistliches Oberhaupt und seine Vaterstadt zu begrüßen, den Papst als Vater aller Gläubigen, Rom als die Stadt der Märtyrer, den Mittelpunkt aller großen religiösen Ereignisse.

Am Mittwoch kam kein Land in Sicht. Das Meer war schön, doch drohte es unruhig zu werden. Unter der Zeit hatte die Seelrantheit, von welcher ich meinerseits gänzlich verschont blieb, ihre Herrschaft zur Geltung gebracht. Zwei Drittel der Passagiere lagen in den Kajüten seufzend, jammernd, wehklagend. Auf dem Verdeck war es still geworden und langweilig.

Donnerstag erschien am Horizonte die Küste Italiens. Gegen drei Uhr nachmittags segelte das Schiff zwischen dem Stromboli und den liparischen Inseln durch. Der Stromboli ist ein Feuerberg, der da einsam steht inmitten des Oceans und mit seinem Qualm weit umher die Luft verfinstert. Die liparischen Inseln waren früher ebenfalls Vulkanen, sind aber ausgeloschen; üppige Vegetation sproßt jetzt darauf und liebliche Dörfchen bedecken sie. In der Nähe des Stromboli befindet sich der berühmte Titanenfels, der nach einer heidnischen Sage von Jupiter zer-



Weg nach Ilet-à-Guillaume (Burbon).

geschlagen wurde. Es ist ein zackiger nach oben abgestumpfter
Kegel, der in der That das Aussehen hat, als wäre er
vom Blitz zertrümmert worden. Ueber alle Berge Sici-
liens ragt mit seiner gigantischen Masse der Aetna empor.
Zur Zeit war dessen Gipfel mit Rauchwolken umgeben,
die Abhänge mit einem weißen Stoffe bedeckt. Eine
wunderschöne, malerische Ansicht bietet der Golf von
Messina: auf beiden Seiten reihen sich nah aneinander
prachtvolle Villen, während aus den Rebhügeln, Orangen-
und Olivengärten hübsche Dörfchen hervorblicken; weiter
zurück liegt stoffelförmig und von mehreren mittelalter-
lichen Festungswerken überhöht die Stadt; den Hinter-
grund bilden auf der einen Seite das Hochgebirg Cala-
briens, auf der andern jenes von Sicilien.

Am Eingange des Engpässes befinden sich die alt-
herberühmten Charybdis und Scylla. Mancher Reisende
vermuthet an dieser Stelle steile Felsen und tobende
Wogenbrandung anzutreffen. Doch nein! zwei ganz be-
scheidene, durchaus friedliche Landzungen sind es nur, die
sich gegeneinander ausstrecken. So nahe kommen sie zu-
sammen, daß man schon längst mit dem Gedanken um-
geht, eine Brücke darüber zu schlagen und auf diese Weise
Italien mit Sicilien zu verbinden. Wohl ist ein nicht
ganz gefahrloser Strudel vorhanden, allein ein Dampfer
setzt leicht darüber hinweg. Da mir die alten Klassiker
wieder in den Sinn kamen, spitzte ich die Ohren, um
dem von den Dichtern als so wunderbar magisch und
bezaubernd geschilderten Sang der hier weilenden Sirenen
zu lauschen; indeß, keinen einzigen Laut bekam ich zu ver-
nehmen. Wahrscheinlich sind der Sirenen Kehlen vom
Gemengenger.

vielen Singen heiser geworden; immerhin schweigen sie jetzt.

An dieser Stelle gibt es Delfine oder Meerischweine der Menge. Diese Art von Fischen, die einen Kopf haben wie die Schweine und einen Schnabel wie die Enten, reisen oft in großen Truppen miteinander. Gleich einem Regiment Cavallerie stellen sie sich in Reihen auf, hupfen dann alleammt in gleichmäßigen Sprüngen vorwärts und eilen an dem Schiffe vorbei, immer geschäftig und pressirt, als gälte es ihnen die ganze Welt in einem Tage zu erobern. Im rothen Meere sieht man oft Linien von 40—50 dieser Thiere zusammen auf der Reise begriffen. Sie bieten den Reisenden eine der angenehmsten Zerstreuungen; hätte man hundertmal Delfine gesehen, man sieht sie immer wieder gern, weil man jedesmal lachen muß.

Bei unserer Einfahrt in den Hafen von Messina wurden wir von den Hurrahrufen der auf dem Ufer angesammelten Volksmenge empfangen. An jenem Tage feierte man das Frohnleichnamsfest. Die Messinaner standen da in ihren schönsten Festtagskleidern. Hübsch, malerisch wie die Gegend ist die italienische Tracht, vornehmlich jene der Frauenwelt; alle Farben kommen zur Schau, am häufigsten jedoch die rothe. Hier stieg niemand ans Land außer dem Kapitän und einigen vornehmern Passagieren; die Zeit des Aufenthaltes war zu knapp bemessen. Dafür ergözten wir uns über alle Massen an der Menge der Händler, welche mit Korallen und sonstigen Kaufgegenständen an uns heranstürmten. Welche Zungenfertigkeit bei diesen Leuten! Alles an ihnen redet, der Mund, die Hände, die Augen, kurzum der

ganze Körper; wahre Hanswürste sind es, die sich in einem fort bewegen. Höret nur das heitere Geschichtchen! Zwischen einem der oben erwähnten Maroniten, dem tapfersten von den dreien, und einem dieser Italiener spielte sich die Sache ab. Der Italiener hatte in seinem Kram kleine Gipsbilder; darunter befand sich eines mit langem Barte, das die Passagiere Garibaldi nannten. In Wahrheit glich es nicht mehr dem Garibaldi als dem Großmogul. Als unser Italiener den Namen Garibaldi hörte, lachte ihm das Herz im Bußen, er hoffte gute Geschäfte zu machen. Stolz pflanzte er sich in seiner ganzen Leibeslänge auf, hoch mit der Hand seinen Garibaldi haltend, und begann eine Lobrede auf den besagten Helden. Aus seinem Rauderwelsch war nichts zu vernehmen, als die oft wiederkehrenden Worte «buono Garibaldi». Der Maronit, der selbst auch nicht mehr am Gespräche versteht, doch aber merkt, worum es sich handelt, steigt die Schiffstreppe hinunter, stellt sich dem Italiener gegenüber und schreit aus voller Kehle: «No buono Garibaldi». Der Italiener perorirt weiter; der Maronit will ihn nöthigen zu schweigen oder den Sinn seiner Rede abzuändern; jener aber gibt nicht nach. Auf einmal springt der Maronit auf den Rücken seines Widerjagers, faßt ihn am Kragen und will seine Begeisterung für Garibaldi im Meere abkühlen. Glücklicherweise gelingt es diesem sich zu entwinden und jetzt Reißaus! Flink auf den Beinen wie vorher mit der Zunge, springt er von Rücken auf Rücken und läßt vom Springen nicht ab, bis er aller Gefahr entlaufen ist. Den Garibaldi sammt seinem übrigen Kram hatte er größerer Leichtigkeit halber im

Stiche gelassen. Ein allgemeines Gelächter und — der Aufzug war beendet.

Am Einbruch der Nacht verließen wir den Hafen von Messina. Von da bis Alexandrien ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Sonntag abends ließ sich die Küste von Afrika blicken. Diese ist sehr nieder und weist nirgendwelche Anhöhe auf. Da die Fahrt in den Hafen von Alexandrien sehr schwierig ist, befahl der Kapitän die Nacht über auf hoher See zu bleiben. Andern Tags, es war der 15. Juni, wurde gelandet. Gott, was gab es da zu sehen und zu hören! Noch lag das Schiff nicht recht vor Anker, als schon eine Unmasse ägyptischer Barken zum Abholen der Passagiere herangefahren kamen. Da leisteten die Barkführer, von denen ein jeder zwecks größern Gewinns den größten Transport zu erwirken suchte, im Rufen, Schreien, Händeln, Lärmen, Toben und Fluchen geradezu das Unmögliche. Kam noch der kleine Dampfer, der die Reisenden, welche in Suez das Packetboot der kaiserlichen Schiffsanstalt zu nehmen hatten, ans Land befördern sollte. Auf der Campanie stand der Kapitän, ein dickbäuchiger Araber; er brüllte, raste, schlug um sich mit den Händen, stampfte mit den Füßen, gleichwohl kümmerte sich kein einziger seiner Schiffsleute um sein Commando; diese rasten, fluchten und tobten vielmehr ein jeder auf seiner Seite. Keine Spur von Ordnung, von Disciplin und Würde, an eine Koppel Hunde gemahnte es einen — dahin hat es der Koran gebracht!

Nachdem wir unser Gepäck im Hotel abgegeben hatten, begab ich mich zu den italienischen Kapuzinern und las

die hl. Messe. Dann machten wir, ein junger Abbé, die zwei Paienbrüder und ich, eine Tour durch die Stadt.

Alexandrien ist ein Mischmasch aller Menschenrassen aus Europa, Asien und Afrika; man begegnet dort den verschiedenartigsten Typen, von den schönsten bis zu den häßlichsten. Am auffallendsten sind die arabischen Weiber; diese gehen einher von Kopf bis zu Fuß in einen großen, gewöhnlich weißen Mantel eingehüllt, derart, daß nichts hervorblickt als ihre schwarzen Augen, wahre Gespenstererscheinungen. Die Mädchen tragen bloß einen langen Schleier; ihr Gesicht ist weniger ver mummt. Die Kinder sind die meisten fast schwarz, aber allerliebste. Zwei Augen leuchten aus ihrem Kopfe hell, lebhaft und ausdrucks voll; ihr Gesichtchen ist zart und schön, es spiegelt sich ihre ganze Seele darin. Arme Kinder, Schade, daß sie mohammedanisch sind!

Ein äußerst seltsames Schauspiel in Aegypten bieten die Eseltreiber; in Alexandrien lagern sie truppweise auf allen Plätzen. Kaum läßt man sich blicken, stürmen sie um die Wette auf einen zu und bitten und beten, man möge doch ihren Rangohr benutzen: „Gut, gut Esel, Mujiu!“ sagen sie. Gibt sich ein Reitlustiger dazu her, einen der Klepper zu besteigen, dann faßt der Treiber sein Gethier beim Schwanz und stößt ihm allegro tempos halber mit seinem Stachelsack in die Rippen; er selbst aber halbnackt, d. h. barfuß bis über die Knie, im übrigen nur mit einem Hemde bedeckt, läuft daneben her, stundenlang, unter der glühendsten Sonne, wenn es sein muß; den Schwanz des Esels aber läßt er nimmer aus der Hand,

schlägt und stupft unausgesetzt drauf und drein, und singt und pfeift dazu.

Im europäischen Stadtviertel gibt es schöne Straßen, hübsche Häuser, große Kaufläden und herrliche Gartenanlagen. Wir besuchten u. a. die Säule des Pompeius; dieselbe mißt, einschließlich der Basis und des Capitäls, 15—20 Meter, ist aus einem einzigen Stück Porphyr und befindet sich an eben der Stelle, wo der große Feldherr auf Befehl Ptolemeus' II. ermordet wurde. Araber boten uns Stückchen davon, welche sie mit Meißeln loschlugen, zum Kaufen an — so respectiren diese die alten Denkmäler. Unweit davon liegt ein ungeheurer arabischer Friedhof; hier soll früher der Mittelpunkt der Stadt gewesen sein. Wie doch die Zeit Alles geändert hat! Niemand würde mehr ahnen, daß er eine Stätte betritt, die ehemals so viele politische und wissenschaftliche Größen vorübergehen sah. Etwas weiter fanden wir die sogenannte „Spindel Cleopatras“, eine Pyramide, welche diese Königin hat errichten lassen. Leider verschwindet dieselbe bald unter der Unmasse von Unflath und Schutt, welche drum und dran aufgehäuft werden.

Nun drängte es uns, auch den arabischen Stadttheil kennen zu lernen; wir schwenkten also nach jener Richtung. So unbedeutend war das Unternehmen nicht; es wäre ja keinem Fremden zu rathen allein, besonders nicht des Nachts, in jene Schlupfwinkel vorzudringen. Indeß, wir waren vier Mann, Kraft in der Faust und Muth im Herzen, und wir wollten sehen und uns belehren, man reist ja nicht alle Tage! In Ermangelung eines einheimischen Führers übernahm ich die Rolle eines solchen.

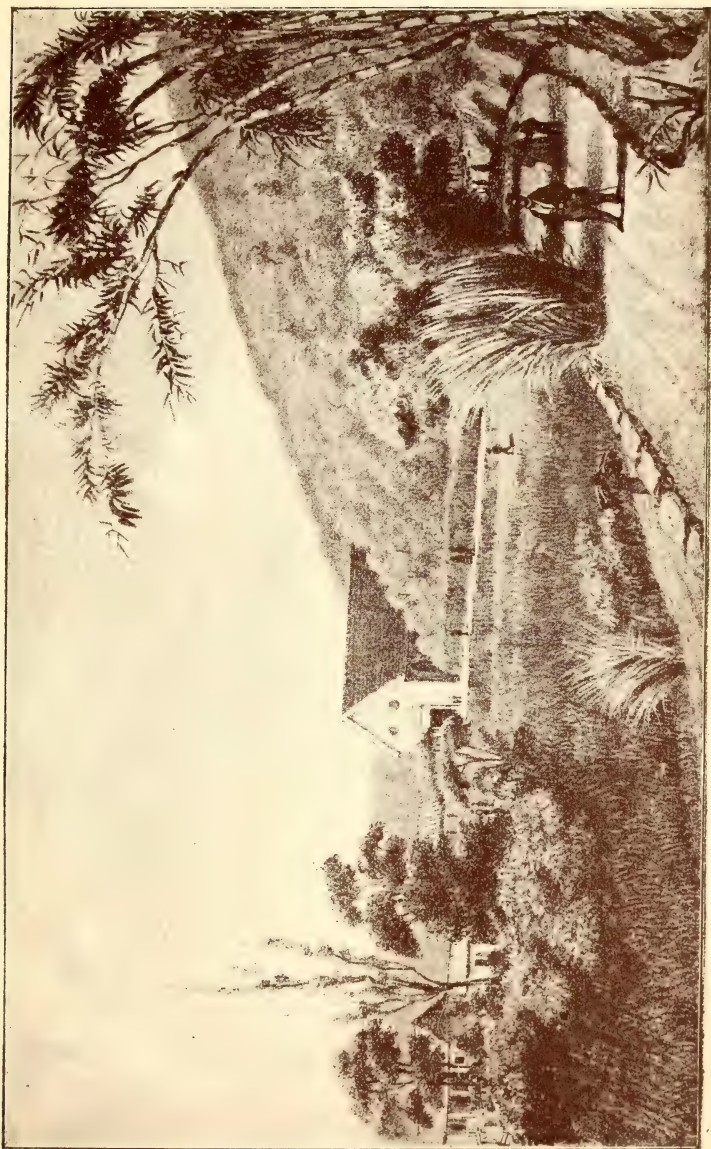
Zwar hatte ich keine anderen Orientirungsmittel als meine zwei Augen und die Nase, doch die sollten genügen. In der That, um die echt arabischen Gassen herauszufinden, braucht man nur die finstersten zu wählen und jene, aus welchen der übelste Geruch herkommt.

Zunächst gelangten wir an ein Gehöf, wo ein Bau aufgeführt wurde. Wir blieben stehen, um die Araber bei der Arbeit zu beobachten. Die Frauen trugen auf dem Kopfe den Mörtel herbei; die Männer hauchten und setzten die Steine zurecht. So fleißig und flink waren diese, daß factisch der Mörtel unter ihren Kellen trocknete. „Num,“ sagten wir beim Weitergehen, „wenn das End der Welt noch lange ausbleibt, so wird bis dorthin der Bau vielleicht doch noch fertig.“

Um die Straßenecke trafen wir eine Wirthschaft an. Da Thüren und Fenster breit offen standen, konnten wir uns Lokal und Leute genau ansehen. Der Saal, d. h. wenn mit diesem Namen eine Bude bezeichnet werden darf, wo Unrath und Gestank einander überbieten, der Saal also war mit plumpen Arabesken bemalt; ungehobelte Bretter auf entsprechenden Stützen dienten als Tische und Sitze; an Möblirung war sonst nichts vorhanden. Die Becher, Araber, Türken, Schwarze, Braune und Andersfarbige, denn sie waren zahlreich und alle Typen vertreten, saßen die einen auf der Thürschwelle, andere lagen am Boden oder auf einer Bank hingestreckt, wiederum andere kauerten à la Türkisch auf den Tischen selbst, spielten, lärmten, fluchten, händelten, rauchten, tranken, nein! eine solche Gesellschaft findet sich nirgends wieder.

Am äußersten Ende der Straße stießen wir auf einen Bazar. Welch eine Freude! Ein arabischer Bazar oder Markt, das war es gerade, was wir am meisten zu sehen wünschten. Allein wer mag beschreiben, wie's da zuging! Mehr denn je wäre es jetzt der Fall zu sagen: So etwas muß man mit eigenen Augen sehen, auf dem Papier verliert es allen Reiz. Vor allem sei bemerkt, daß es uns beim ersten Anblick der dort angesammelten Menge von Mohammedanern unheimlich wurde, ein kalter Schauer lief uns durch alle Glieder. Bekleidet wie wir waren in Christen- und Priestertracht, was wird geschehen, wenn wir uns in jene halbwilde Menschenmasse hineinwagen? Oder wie werden wir uns inmitten der vielen Schlüpfе und der hin und her gebogenen, ineinander gewundenen Durchgängen zurecht finden? Gleichwohl zögerten wir keinen Augenblick; hatten wir es bis hieher gebracht, werden wir es wohl auch noch weiter bringen; den Weg betreffend hofften wir allenfalls einen Ausgang zu finden.

Wir betreten also den Markt. In einem Nu waren Aller Augen auf uns gerichtet; man gafft uns an theils aus Neugierde, theils mit Staunen. Indes, wir schauen um uns ungeniert und unbefangen, gehen, bleiben stehen, gehen wieder, betrachten dies, betrachten jenes, thun, als wären wir daheim. Zu sehen gab es des Interessanten Vieles und zwar an Menschen, Thieren und Dingen. Die Krambuden, wovon die meisten aus Kleiberlehm gemacht waren und jeden Augenblick einzustürzen drohten, standen rein, raus, kreuz und quer, eine Baulinie bildend, welche unsere Stadtbaumeister zu todt würde geärgert haben. Groß war die Hitze, aber noch größer der Ge-



stant. Dieser bleibt zwar nirgend aus, wo Araber sind, diesmal jedoch stand er auf seiner höchsten Potenz.

In und vor den Buden saßen oder standen die Krämer, welche um die Wette ihre Stimmbänder ausnützten, um die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich und ihre Waaren zu lenken. Auf der Straße trieben sich um und her die Käufer und die Neugierigen — das glaubst du, lieber Leser! — doch nein! so leicht ging das Spazieren nicht; denn abgesehen davon, daß die sogenannte Straße eng und zickzackig war wie der Gang in eine Maulwurfs-höhle, darfst du die Ungeniertheit der Landesbewohner nicht vergessen. Diese lagerten mitten auf der Straße, die einen in Sitz-Positur mit ausgespreizten Beinen, andere auf die Rückenbasis und die Füße zugleich gekauert, wieder andere längs hingestreckt, gleich Schlangen, welche ihrer Verdauung abwarten, und wiederum andere, die schamlos unnenmbare Verrichtungen sich erlaubten. Keinem einzigen wäre es eingefallen, Platz zu machen, selbst nicht auf die Gefahr hin, gestoßen, getreten oder zerquetscht zu werden. Dies in Bezug auf die Menschen.

Thiere waren fast ebensoviele vorhanden. Zuerst ganze Rudel wilder Hunde, welche dort ihr Jägerrecht suchten und den Leuten beständig in den Beinen herumliefen. Diese Bestien sind unstreitig von großem Nutzen, da sie das Aas und all den Unrath verzehren, den die Araber zu faul sind wegzuräumen. Ohne sie hätte man beständig die Pest im Lande. Dann kamen Herden von Schafen, Ziegen, Eseln und Rindern, die blöckten, meckerten, plärrten, muhten, links und rechts um sich stoßend, um schnellmöglichst vorwärts zu kommen und den Hieben der Treiber

zu entgehen, die hinten dreinschlügen wie Blinde und noch viel ärger brüllten als ihr liebes Vieh. Zuletzt rückte noch bedächtigen, majestätischen Schrittes ein Troß Kammele heran. Die breitgeladenen Lasten zwischen ihren Höckern jäuberten im Vorübergehen die halbe Straße; denn übel oder wohl mußte ausgewichen werden, sonst gute Nacht Kopfbedeckung und Kopf dazu!

Was die Waaren betrifft, lagen deren in der Menge vor, aber alle bunt oder vielmehr unbunt durcheinander. Kleiderstoffe von den minderwerthigsten bis zu den allerkostbarsten; Victualien nach Belieben, dagegen wenig Belieben nach den Victualien, da ihre Appetitlichkeit doch gar zu zweifelhaft war; Tabake besonders in den feinsten Qualitäten und zu Spottpreisen. Raucher, welche durch Aegypten reisen, versehen nie sich daselbst mit einem guten Vorrathe zu versehen.

Nachdem wir so ungefähr den ganzen Bazar in Augenschein genommen hatten, setzten wir unsern Ausflug nach einem andern arabischen Stadtviertel weiter. Zum Glück aber diesmal, daß wir zu vieren waren, sonst hätte es uns übel bekommen können. Was geschah? Auf Zurathen eines Bruders, der an der Ecke des Marktes eine Frau gesehen hatte, welche herrliche Orangen fast umsonst feilbot, kehrte ich zurück, um bei derselben unsern Bedarf für die Reise einzukaufen. Dies hatten die umherliegenden Faulenzer kaum bemerkt, als sie sich eiligst aufmachten und neugierig heranzustehen kamen. Beim Bezahlen gab es eine Schwierigkeit: die Händlerin, die offenbar noch nie französisches Geld gesehen hatte, hielt dasselbe für unecht und verweigerte es. Ein junger Araber, in den

zwanzig Jahren, mischte sich in die Sache und erbot sich, das Geld irgendwo wechseln zu lassen. Selbstbegreiflich bedankte ich mich für das Anerbieten, verzichtete jedoch lieber auf die Drangen und entfernte mich. Leider hatte ich, ohne es zu merken, die Unvorsichtigkeit begangen, in meiner Geldtasche einige Goldstücke blicken zu lassen, danach gelüftete es nun den jungen Araber. Er schloß sich uns an und machte sich erbötig, uns die Stadt und viele sehenswürdige Dinge zu zeigen. Arglos ließ ich mich mit ihm ins Gespräch ein, während meine Gefährten schnellern Schrittes vorausgingen. Plötzlich fühle ich mich um die Hüften gefaßt; ein heftiger Ruck — und vor dem Araber stehe ich:

„Was willst du mir?“ war mein erster Schrei.

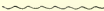
„Ich,“ erwiderte er kleinlaut, um von den andern nicht gehört zu werden, „ich dich dorthin führen, ich dir zeigen . . .“

„Was zeigen?“

Der Schurke beabsichtigte nichts anders, als mich abseits zu lenken, um mich desto leichter ausplündern zu können. Ich war nahe daran, ihm seine Heimtücke büßen zu lassen; allein die Klugheit gebot mir, die Sache möglichst still beizulegen; befanden wir uns doch in einem arabischen Viertel und wer weiß, ob der Kerl nicht, wie die Araber überhaupt alle, ein Meister war im Dolchschwingen! Auf meinen Schrei eilten mir meine Freunde zu Hilfe; schnell aber wie der Blitz machte sich der Araber von dannen und verschwand fluchend und drohend in einem Seitengäßchen. Wenn er aber mit Verstärkung wiederkäme? — denn sobald es sich ums Plündern und Morden

handelt, ist dortzuland eine solche leicht zu finden — dies war unser erster Gedanke; auch spulteten wir uns unsern verwegenen Ausflug einzustellen und in das Absteigehotel zurückzukehren.

Am selben Abend setzten wir unsere Reise fort, kamen nach Kairo, nach Suez, nach Aden und am 6. Juli, 11 Uhr Nachts, landeten wir im Hafen von St. Denis auf der Insel Bourbon.



2. Kapitel.

**Auf Bourbon: Strafanstalt in Ile-à-Guillaume.
Aufruhr in St. Denis. — Ein Waldbrand. —
Die Bergneger und die Ausfägigen in St. Ber-
nard. — Versekung P. Commenginger's nach
Mauritius.**

Die Insel Bourbon, auch Mascarin oder Reunion genannt, liegt 21 Grad 5' südlicher Breite und 57 Grad östlicher Länge und hat etwa 80 Stunden im Umfange. Von weitem scheint sie ein ungeheurer, in das Meer geworfener Felsen zu sein, wogegen sie im Innern außerordentlich freundlich und fruchtbar ist. Vor etwa 250 Jahren fanden holländische Seeleute Bourbon noch unbewohnt; später diente sie den im Fort Dauphin auf Madagascar ansgigen Franzosen als Sanatorium für die Kranken und als Verbannungsort für die Sträflinge. Erst seit ihrer Niedermetzlung durch die Indier von Madagascar haben sich die Franzosen bleibend auf Bourbon niedergelassen (1643). Im Jahre 1810 wurde ihnen die Insel von den Engländern weggenommen, aber durch

den Pariser-Vertrag vom 30. Mai 1814 wieder zurückgegeben. Die Gesamtbevölkerung beläuft sich gegenwärtig auf 180—190,000 Seelen, von denen 36,000 auf die Hauptstadt St. Denis fallen.

Anfangs dieses Jahrhunderts hatten Lazaristen die Missionirung auf Bourbon in Händen; seither haben sich auch die Jesuiten und die Väter vom hl. Geiste dort niedergelassen.

Ilet-à-Guillaume, wo die Anstalt sich befindet, deren Leitung P. Gommenginger übernehmen sollte, liegt im Norden der Insel, hinter dem Cap St. Bernard, inmitten hoher, tief eingeschnittener Berge, zwischen dem Fluß St. Denis und dem Bergbach Bras-Guillaume, 1200 Meter über dem Meerespiegel. Wie schon gesagt, beherbergte die Anstalt damals an 200 Sträflinge, Neger, Creolen, Madegassen, Kaffern und Malaberer. Von den ersteren waren die meisten getauft, die letzteren waren es nicht; ihrem Alter nach zählten sie zwischen 12 und 20 Jahren. Des Guten gab es da viel zu thun.

P. Gommenginger, der wie kein anderer verstand den Weg der Herzen zu finden, hatte binnen kurzem die Liebe und das Zutrauen dieser zahlreichen Jugendschaar gewonnen. Lechzend nach dem Heile der Seelen, war er der Typus des eifrigen Missionärs, unermüdlich, immer der erste und der letzte an der Arbeit.

Das ganze Eiland war mit einem undurchdringlichen Wald überzogen; um es urbar zu machen bedurfte es einer Riesenarbeit, P. Gommenginger leistete dieselbe. Nachdem er eine Unmasse Bäume gefällt, Gestrüppe und

Hecken ausgerottet hatte, setzte er den Pflug an und begann zu pflanzen. Der Erfolg war ein derartiger, daß die Besucher des Eilandes ihren Augen kaum mehr trauten, als sie dort, wo sie früher nur Wildniß gefunden hatten, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, eine ebenso herrliche als fruchtbare Vegetation hervorsprossen sahen: da waren Kaffee-, Vanille- und Chinarindeplantagen, Gemüsen von den feinsten Sorten, Orangen-, Avogade-, Bananen- und dergleichen Obstbäume ohne Zahl, und nebenbei ein Geflügelhof, wie man solchen kaum besser versehen und einrichten könnte.

Noch mehr aber bewunderten sie die Zucht und Ordnung, welche in der Anstalt herrschte. Abtheilungsweise begaben sich die Gefangenen, unter Aufsicht eines Bruders und unter Absingen geistlicher Lieder, an die Arbeit, die einen in den Wald, andere in die Gärten und wieder andere in die Werkstätten. Dabei waren sie so wohlgenuth, so gefügig und eifrig, daß man sie eher für Zöglinge eines Klosters als für Sträflinge gehalten hätte. Jeden Morgen wohnten sämmtliche der hl. Messe bei. An den Sonn- und Festtagen wurden bei anbrechender Nacht Prozessionen im Freien veranstaltet. Da gingen die 200 Jünglinge mit brennenden Fackeln in der Hand bergauf bergab in den gewundenen Pfaden des Urwaldes einher und sangen und beteten, daß es über alle Berge und Thäler schallte. Auf diese und ähnliche Weisen wußte P. Gommenginger die jungen Leute zu interessiren, zu begeistern und zu gewinnen.

„Es ist erstaunlich,“ so schreibt uns P. Vimbour, der damals die Seelsorge von St. Bernard inne hatte und

Ilet-à-Guillaume oft besuchte, „wie viel des Guten der junge Missionär dort gestiftet hat. Unter seiner Leitung mehrten sich die Bekehrungen in der auffallendsten Weise. Nicht einer von den Jünglingen verließ die Anstalt ohne sich gebessert, ohne sein Gewissen entweder in der hl. Taufe oder im Bußsakramente gereinigt und die hl. Communion empfangen zu haben. Ob sie den eigentlichen Namen ihres Wohlthäters je kennen lernten, bezweifle ich; sie nannten ihn einfach nur „Pater“. Und das war P. Gommenginger im vollen Sinne des Wortes: wie ein Vater nährte er sie, wie ein Vater unterrichtete er sie, wie ein Vater mahnte und züchtigte er sie, und als geistlicher Vater bildete, bekehrte, taufte er sie, gewann er sie für Gott und die Tugend und förderte er das Heil ihrer Seelen.“

* * *

Das Werk in Ilet-à-Guillaume berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, als Ende November 1868 in St. Denis jene Wirren ausbrachen, welche die dortige Niederlassung der Väter vom hl. Geiste fast gänzlich zu Grunde richteten. Es kam zu einem Aufruhr. Da in Betreff desselben seiner Zeit viel gelogen und selbst in der französischen Kammer die Thatfachen vielfach entstellt worden sind, so wollen wir den Hergang desselben nach einem vertraulichen Berichte P. Gommenginger's hier kurz erzählen.¹⁾

¹⁾ Bericht vom 19. December 1868 an den General-Superior.

Schon lange hezten die Freimaurer gegen die katholische Religion, gegen die Geistlichkeit und ihre Institute, namentlich gegen die Lehranstalt der Jesuiten und die Gewerbeschule, la Providence, der Väter vom hl. Geiste in St. Denis. Auf ihrer Seite stand die gesammte Presse der Insel. Die Katholiken hatten, um sich zu vertheidigen, das einzige Blatt « La Malle ». Redacteur dieses letztern war seit zwei Monaten ein junger Herr, Namens Buët, der eine außerordentlich gewandte Feder führte und seine Gegner regelmäßig mundtot machte. Eines Tages erlaubte sich H. Buët eine von Hn. Jugand im Namen mehrerer Bürger an den Senat gerichtete Adresse zu kritisiren. Diese „Frechheit“ von Seiten eines zwei und zwanzigjährigen „Jungen“ brachte den Professoren der Philosophie am kaiserlichen Lyceum, Hn. Jugand, in Harnisch; er schwur seinen Widersacher aus dem Weg zu schaffen. Im Einverständniß mit den HH. Lasserre, Redacteur des « Le Commerce », Lahuppe Vater und Sohn, Redacteurs des « Le Moniteur de la Réunion », Anatole Lecourt, Redacteur des « Le Cri d'alarme », und sämmtlichen Vogenbrüdern organisirte er einen Aufbruch gegen denselben, indem er zugleich die niederträchtigsten Verleumdungen gegen ihn aufbrachte und verbreiten ließ.

Am Abend des 29. November versammelten sich die Schüler des Lyceums vor Hn. Buët's Wohnung und begannen eine ohrenbetäubende Ragenmusik; bald waren alle Dirnen und alle verkommenen Subjecte der Stadt zur Stelle und trakeelten mit.

Da H. Buët abwesend war, zog der ganze Haufen durch die Straßen um ihn zu suchen und schrie: „Nieder, Gommenginger.“

nieder mit Buet!" Steine wurden aber auch gegen einige katholische Anstalten geworfen; dies deutete an, daß man neben der Züchtigung, welche man dem Redacteur der « La Malle » geben wollte, noch etwas anderes im Schilde führte. Sagen wir es gleich: Die Züchtigung des Hn. Buet diente bloß als Vorwand, der eigentliche Zweck, den die Rädelsführer verfolgten, war, wie wir gleich sehen werden, die Vertreibung der Jesuiten und der Väter vom hl. Geiste, die Schließung ihrer Anstalten und die Vernichtung des Katholicismus auf Bourbon.

Andern Tags, 30. November, begann der Tumult aufs neue. Die Aufrührer, deren Zahl um mehrere Hundert gewachsen war, hatten sich auf dem Exercierplatz außerhalb der Stadt versammelt. Nachdem die H. H. Caserve, Jacob Cordomoy und Thomy Lahuppe sie in Reden ordentlich angefeuert und alle tüchtig getrunken hatten — man hatte ihnen eine freie Cantine zu Diensten gestellt — setzten sie sich in Marsch. Es war 9 Uhr Nachts. Man wollte zunächst sich des Hn. Buet bemächtigen, ihn durchprügeln und dann in das Meer werfen. Da aber der Herr auch diesmal nicht zu finden war, so zertrümmerte man die Fenster seines Hauses und zog dann vor die Wohnung des Directors des Innern, Hn. Lagrange, der, weil er den Gottesdienst besuchte und zur Beichte ging, sich ebenfalls die Wuth und die Rachsucht der Voge zugezogen hatte. H. Lagrange kam indessen mit dem Schrecken davon und mit den Unkosten, welche ihm das Repariren der eingeworfenen Fensterscheiben verursachte.

Plötzlich ruft eine Stimme: „Ans Bisthum! Ans Bisthum!“ Die Menge wiederholt den Ruf und zieht

nach dorten. Glücklicherweise hat ein braver Katholik, H. Bédier, den Ruf vernommen. Schnell bedacht, sammelt er fünf oder sechs Neger, gibt ihnen ein Trinkgeld und läßt sie schreien: „Lassen wir den Bischof! Lassen wir den Bischof!“ Auf einmal schreit die ganze Menge: „Lassen wir den Bischof!“ Der Gnädige Herr befand sich zur Zeit auf seinem Landgute in St. François, aber schlimm wäre es, ohne diesen glücklichen Einfall des Hn. Bédier, seinem Personal ergangen.

Hätten die Jesuiten den nämlichen Kunstgriff angewandt und ebenfalls schreien lassen: „Lassen wir die Jesuiten!“ wahrscheinlich würde der Volkshaufe, der eigentlich gar nie recht wußte, warum und wozu er in Aufruhr stand, auch hier in das Motto eingestimmt haben: „Lassen wir die Jesuiten!“ Da ihnen aber dieser Einfall nicht kam und andere geschrien hatten: „Nieder mit den Jesuiten!“ so richtete sich jetzt die ganze Wuth des Pöbels gegen sie. Das Hauptportal ihrer Anstalt wurde eingeschlagen, man drang in dieselbe und zertrümmerte, was nur zu erreichen war; die Bücher wurden zu den Fenstern hinausgeworfen. Der schon erwähnte Redacteur des «Le Cri d'alarme», Anatole Lecourt, verging sich soweit, daß er ein Crucifix auf die Straße schleuderte, damit es unter den Füßen der Volksmenge zerstampft würde. Allein, zwei Tage darauf, um die nämliche Stunde, in welcher er sein Verbrechen verübt hatte, fiel er durch die Brust geschossen todt nieder und erschien vor seinem ewigen Richter.

Jetzt erst rückte eine Abtheilung Gensdarmen an und warf nach heißem Kampfe die Aufständischen zurück. Endlich

erschien auch der Gouverneur, ¹⁾ der bisher, als wäre er, was eigentlich kaum zu bezweifeln ist, mit der Verschwörung einverstanden gewesen, allem ruhig zugeesehen hatte. Auf die Bemerkung des P. Rectors: „Sie kommen etwas spät, Herr Gouverneur,“ erkühnte er sich die ganze Schuld des Aufruhrs auf die Jesuiten zu werfen!

Man hatte die Providence nicht vergessen. „Nieder mit der Providence!“ schrie eine Stimme; „Nieder mit der Providence!“ widerhallte es von allen Seiten. Die Väter vom hl. Geiste hatten sich auf den Ansturm erwartet. Auf die erste Kunde welche Gefahr seinen Mitbrüdern in St. Denis drohte, war P. Gommenginger herbeigeeilt, um ihnen zu helfen. Seine Entschlossenheit richtete die niedergeschlagenen Gemüther wieder auf, so daß selbst die Furchtsamsten Muth und Vertrauen faßten. Als die Aufständischen sich anschickten die Zugänge der Anstalt zu besetzen, kam der Gouverneur mit einer Compagnie Soldaten. Er versuchte eine Ansprache zu halten, wurde aber ausgepiffen und das Militär mit Steinen beworfen. Nun commandirte der Gouverneur einen Angriff mit aufgepflanztem Bajonett; dies wirkte, die Straße wurde gesäubert und der Rest der Nacht verlief ruhig.

Der folgende Tag ließ das Schlimmste befürchten. Schon am Morgen rotteten sich die Aufständischen in den Straßen zusammen und verkündeten laut, daß sie diesmal die Providence und die Jesuitenanstalt niederreißen würden, auch trotz des Militärs. Sie hofften Ver-

¹⁾ Herr Dupré, ein Elsäßer!

Stärkung aus den Vororten zu erhalten; Adrien Béliier u. a. sollte ihnen 800 Neger zuführen. Allein die Polizei hinderte diese in die Stadt zu dringen. Um 4 Uhr berief Caserve den Pöbel zu einer Versammlung und besprach dann vor etwa tausend Negern und Indiern die, wie er sagte, „berechtigtesten Forderungen des Volkes.“ Es wurde beschlossen, dieselben in einem Manifest kund zu geben und sie gleichzeitig dem Gouverneur zur Genehmigung vorzulegen. Sie waren in 4 Punkte zusammengefaßt und lauteten: 1. Sofortige Ausweisung der Jesuiten; 2. Schließung der Providence; 3. Absetzung des Hn. Lagrange als Director des Innern; 4. Einführung des allgemeinen Stimmrechtes. — Ein nicht sehr witziger Neger verlangte noch für seine Person einen Sack voll Stockfisch.

Wider Erwarten verlief in der Nacht alles still und ruhig; man wollte die Antwort des Gouverneurs abwarten. Um so schrecklicher sollte es am andern Tag (1. December) zugehen.

H. Caserve hatte sich persönlich zum Gouverneur begeben, um ihm die „Forderungen des Volkes“ zu unterbreiten. Selbstredend war dieser nicht befugt auf eigene Faust eine Entscheidung zu treffen, namentlich nicht in Bezug auf den 4. Punkt; betreffs der drei ersten begnügte er sich seine Befürwortung in Aussicht zu stellen. Dies genügte Hn. Caserve und Genossen nicht; ihre Haltung wurde drohender.

Das Militär nahm Stellung vor dem Rathhause und richtete fünf Kanonen gegen die große Straße, welche zu den Vororten führt. Es kommt der Bürgermeister

und bittet die Aufständischen, sie mögen sich zerstreuen; ein Höllengebrüll ersetzt die Antwort. Nun aber hat der Commandant der Truppen das Wort: Ein erstes Hornsignal bedeutet ihnen, daß sie sich unverzüglich zurückziehen hätten — indeß, sie weichen nicht; ein zweites Hornsignal erschallt, — sie fügen sich wieder nicht. Mit dem dritten Signal rücken die Truppen mit aufgezplantem Bajonett vor; die Aufständischen werden zurückgedrängt, bewerfen aber die Truppen mit Steinen und feuern sogar einige Revolvergeschüsse auf sie ab. Nun commandirt der Hauptmann Feuer. Diesmal bleibt die Wirkung nicht aus: der Janhagel jagt in wilder Flucht davon, läßt aber fünf oder sechs Todte und eine viel größere Anzahl von Verwundeten auf dem Platze.

Inzwischen waren die Kinder der Providence theils in ihre Familien zurückgekehrt, theils nach St. Joseph verbracht worden. In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, als das zurückgebliebene Personal, auf das wachthaltende Militär vertrauend, sich zur Ruhe begeben hatte, erhielt dieses um 1 Uhr morgens den Befehl sofort das Rathhaus zu beziehen. Die Hausbewohner sollten sich unter seiner Deckung in die Jesuitenanstalt begeben, wo sie im Falle eines neuen Angriffes näher beim Hilfsposten sein würden. Patres, Brüder und wer von den Kindern noch da war, flüchteten in die Berge; nur der Superior, P. Gommenginger und die Brüder Gelafius und Oscar blieben und begaben sich mit den Soldaten nach dem Hause der Jesuiten, wo sie in herzlichster Weise aufgenommen wurden.

Jetzt nahm P. Gommenginger ein Wagestück vor, dessen nur ein Mann wie er fähig sein kann. Bei der übereiligen Flucht hatte man vergessen oder die Zeit nicht mehr genommen, in der Providence die Thüren zu schließen. Ganz allein und ohne Waffe kehrte er von der Jesuitenanstalt in die eine Viertelstunde weite Providence zurück, um das Versäumte nachzuholen; dann blieb er bis Tagesanbruch am Hause Wacht stehen; und niemand wagte sich an ihn heran. „Er hatte eben,“ sagt P. Limbour, „eine ganz eigenthümliche Schutzwaffe, es war sein außerordentlicher Blick, mehr denn einmal rettete ihn dieser. Sonst waren seine zwei Augen mild und liebevoll, wie sein Herz; geschah es aber, daß er sich einem Widersacher gegenüber befand, dann wurden sie feurig und durchbohrend, daß auch dem Verwegensten unheimlich davor wurde.“

Die Unruhen würden noch nicht aufgehört haben, wenn der Gouverneur, den die unvermuthete Ausdehnung derselben zu beängstigen anfang, sich nicht endlich entschlossen hätte, ein unzweideutiges Manifest zu veröffentlichen. Darin wurde 1. St. Denis in Belagerungszustand erklärt; 2. der Militärbehörde anheimgestellt, die Räufelührer zu belangen und zu bestrafen; 3. den Zeitungen verboten, die Ereignisse zu besprechen; 4. wurden die bürgerlichen Milizen unter die Waffen gerufen.

Vor diesen Maßregeln kühlten sich die Köpfe der Auführer allmählig ab. Allein, sie erhielten, wenigstens zum Theile, was sie erstrebt hatten: die H. Buët und Lagrange mußten die Insel verlassen; die Providence wurde geschlossen; die katholische Zeitung «La Malle» ging

für eine Zeitlang ein, und die Urheber der Revolution, die H. H. Jugand, Laferve und Co. blieben unbehelligt.

* * *

Nicht lange nach diesem Aufruhr, an dessen Beilegung er nicht geringen Antheil hatte, gab P. Gommenginger abermals das Schauspiel eines außerordentlichen Wuthes. Ein Waldbrand war auf den Bergen ausgebrochen. Knarrend und knisternd wälzte sich der Feuerstrom bergab und drohte die Kirche von St. Bernard, das Spital der Ausfähigen, das Schwesternhaus der Töchter Mariä und das ganze Dorf Kerdelpit zu vernichten. Die herbeigeeilte Volksmenge sah dem verheerenden Elemente zu, wußte sich aber keinen Rath und blieb unthätig. Da erscheint P. Gommenginger, der zufällig bei seinem Amtsbruder, P. Limbour, in St. Bernard auf Besuch war.

„Hand ans Werk,“ ruft er mit donnernder Stimme, „Hand ans Werk, ihr Leute, und folget mir!“

In einem Nu hat er einen Rettungsplan ausgedacht. Zur rechten Seite sammelt er den Wachtmeister Diobada mit seinen Gensdarmen, den Adjudanten Heurtin mit seinen Polizisten und andere beherzte Männer und läßt sie Schanzgräben ziehen; auf der linken Seite stellt er den Unteroffizier Dubrocard mit seinen 60—80 Sträflingen, die eben mit dem Belegen der Wege beschäftigt waren, auf, daß sie das Feuer verhindern sollten über die Straße zu kommen. Er selber dringt mit hundert Negern, alle mit großen grünen Baumzweigen bewaffnet, bis zur Brandstätte vor und bemüht sich das Feuer im Bodenwuchs aufzuhalten und zu ersticken. Haare, Bart

und Kleider werden ihm versengt; kaum sieht er noch einem Menschen gleich; indeß, er weicht nicht zurück. Gegen Abend war das Feuer bezähmt und am folgenden Tage stand P. Gommenginger im „Officiell“ der Colonie, auf der Tagesordnung mit einem ebenso schönen als wohlverdienten Lobe.

* * *

Eine Lieblingsbeschäftigung P. Gommenginger's war es, dem Vater des Hospitals der Ausjägigen in St. Bernard auszuhelfen. Der Ausjag ist auch heute noch eine im Morgenlande und in Afrika sehr verbreitete Krankheit, namentlich auf Bourbon fallen ihr stets viele Menschen zum Opfer. P. Gommenginger liebte diese Aermsten; er hörte sie Beicht, hielt ihnen Unterricht, las ihnen die hl. Messe, munterte sie auf und schickte ihnen sogar mitunter kleine Leckerbissen. Er schreibt an Tante Florence: ¹⁾

„Die ganze Woche vor Weihnachten und den Weihnachtstag selbst verbrachte ich in der Anstalt der Ausjägigen. Alle auf den Bergen zerstreuten Pfarrangehörigen, sowie die Ausjägigen ohne Ausnahme pflegen die Geburt unseres Erlösers dadurch zu ehren, daß sie die hl. Sacramente empfangen. Der Arbeit gibt es dann viel, und würde ein Priester dazu nicht genügen, auch nicht wenn er drei oder vier Tage darauf verwendete.

Nach Dämpfung des Ende November ausgebrochenen Aufruhrs hatte mich unser hochw. H. Superior ²⁾ behufs

¹⁾ Brief vom 6. März 1869.

²⁾ H. Duboin, später apostolischer Vicar von Senegambien.

Erholung von den hierbei erlittenen Strapazen und Aufregungen für einige Zeit nach St. Bernard beurlaubt. Bei Herannahen des Festes stellte ich mich dem dortigen Confrater zu Diensten und erbot mich die Ausfägigen und die Bergneger Beicht zu hören.

Diese letzteren sind fast lauter freigegebene Slaven, herzgute, kindlich einfältige Leute, die auf Erden nichts kennen als Gott, die Kirche und den Vater; sämmtliche sind erst im vorgerückten Alter getauft worden und haben die meisten unter ihnen ihre Taufunschuld bewahrt. Sie lieben Gott und werden gewiß auch mit einer besondern Liebe von Gott geliebt. Oft gedenke ich ihrer und da sage ich jedesmal bei mir selbst: Wenn diese, die doch inmitten der wilden Stämme Afrika's geboren und erzogen wurden, so gut sind, warum sollten ihre Stammesgenossen, welche doch gewiß auch die nämlichen Anlagen haben, nicht ebenfalls so gut werden? Aber ach! es fehlt an Missionären. An der östlichen, sehr bevölkerten Küste Afrika's gibt es fast keine. Und schwebt dann mein Geist durch die vielen anderen verlassenen Heidenländer hin, so fühle ich mein Herz sich zusammenschnüren; ich möchte Flügel haben und mich vertausendfältigen, um allüberall aushelfen zu können. Leider muß ich mich auf fromme Wünsche beschränken und mein Gewissen dadurch beruhigen, daß ich denke: Ich stehe unter dem Gehorsam; thue ich, was mir befohlen wird, so handle ich recht, Gott will nicht, daß ich etwas anderes thue, als was ich geheißen werde.

Ich komme auf unsere Ausfägigen zurück. Zwei Tage hindurch hatte ich ihre Beichten entgegengenommen; es

war nicht mehr wie billig, daß ich auch ihrer Festfeier vorstand. Man hatte sich schon lange vorher darauf vorbereitet; Gesänge einstudirt, ein Krippchen hergerichtet; die Geschicktesten, ich meine jene, die noch Finger hatten, hatten sogar aus farbigem Papier Kränze und Transparente verfertigt. Natürlich war alles ureinfach; da aber die guten Leute es herrlich fanden, so mußte ich es, um ihre Freude nicht zu verderben, selbstredend auch herrlich finden. Indes, o bittere Täuschung! Tags vor Weihnachten traf ein bischöfliches ¹⁾ Rundschreiben ein, welches in Anbetracht des vorgekommenen Aufstandes die Abhaltung eines Mitternachtgottesdienstes auf der ganzen Insel verbot. Ich selber ward schmerzlich davon überrascht; hätte meinen lieben Auswärtigen so gerne eine Mitternachtmesse gelesen! Der Glanzpunkt des Festes fiel somit aus; die famosen Transparente, von welchen man sich eine ganz großartige Wirkung versprochen hatte, mußten im Schranke bleiben, die Beleuchtung fand nicht statt.

Die armen Kranken trösteten sich damit, daß sie den drei heiligen Messen beiwohnten, welche ich bei Tagesanbruch unmittelbar nacheinander las. Während derselben sangen sie Lied auf Lied, mit Stimmen freilich, die mir die Ohren zerrissen, aber mit einer Begeisterung, welche dem göttlichen Kinde gewiß Freude gemacht hat, und mir wahrhaftig auch. Denn ich wüßte mir nichts rührenderes zu denken, als so eine Menge von Unglücklichen, welche, hoffnungslos zum Leiden verurtheilt, mit dem Gesang

1) Der Bischof war Mgr. Maupoint.

ihrer Stimmen, den Ausdruck ihrer Schmerzen zum Himmel emporsenden. Es ist geradezu wunderbar mit welcher Geduld, mit welcher Dankbarkeit gegen Gott sogar, die meisten von ihnen ihre schrecklichen Qualen hinnehmen. So oft ich sie besuchte, so oft blieb ich stau-
nend vor dem Schauspiel ihrer Tugend und ihres Heldenthums stehen, und ging ich von ihnen weg, so zerfloß jedesmal mein Herz in Thränen.

Es kam der Augenblick der Communion; wie erschütternd war derselbe! Zuerst treten die Schwestern zum heiligen Tische heran; sie nennen sich Töchter Mariä und haben die schwere Bürde auf sich genommen, die armen Ausjägigen zu pflegen. Dann folgen hinkend eine Anzahl Kranker; auch diesen gibt Jesus sich zur Speise hin, denn er, der göttliche Freund, verschmäht die Armen und Breisthaften nicht, wie so viele herzlose Menschen es thun. Und jetzt schauet in den Hintergrund der Kapelle hinab; dort lagern drei Reihen anderer Kranken, welche sich ebenfalls nach dem Empfange ihres Heilandes sehnen; gerne würden auch diese zum Altar herantreten, wenn sie nur noch Füße hätten! Gelegentlich des Festes hat man sie für einige Augenblicke aus ihren Betten gehoben und auf Tragbahren in die Kapelle verbracht; es ist dies die einzige Freude, welche ihnen auf Erden noch mitunter zu Theil wird. Aber das Jesuskind läßt sich auch bis zu diesen herab; ich geh hin und lege ihn auf ihre von Aus-
satz triefenden Zungen.

Am Vorabend hatte ich einen Ausjägigen Beicht gehört, zur Vorbereitung auf die heiligen Sterbsacramente. Es war ein älterer Indier, der erst kurz zuvor die Taufe

empfangen hatte. Wie litt doch der arme Mensch! Aber welch himmlische Geduld ruhte nicht zugleich auf seinem schwarzen, schmerzdurchfurchten Antlitze! Er zeigte mir mit dem Finger die Stelle, wo die Krankheit, welche bereits die inneren Organe erfaßt hatte, ihm am wehesten that; allein keine Klage kam von seinen Lippen, höchstens entschlüpfte ihm bisweilen ein leiser Seufzer, wenn die Schmerzen zu arg wurden. P. Vimbour hat mir seither geschrieben, daß der Aermste gestorben sei: „Sein Lebensende,“ sagt er, „gestaltete sich zu einem fürchterlichen Martyrium; der ganze Körper zerfloß buchstäblich in Fäulniß, die Füße lösten sich von selbst von den Schenkeln ab, es war herzbrechend ihn anzusehen; indeß, er starb wie ein Heiliger.“ Thatsächlich sterben fast alle Aussätzigen der Anstalt eines heiligen Todes.

Als ich nach dem Gottesdienste aus der Kapelle trat, fand ich die Kranken im Halbkreise vor dem Portal stehen. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was dies bedeuten sollte; da trat einer aus der Reihe zu mir heran und richtete an mich eine herzliche Ansprache, in welcher er Namens Aller seinen Dank aussprach für all die freundlichen Dienste, welche ich ihnen erwiesen hatte. Ach! ich hatte doch nur gethan, was jeder pflichttreue Priester an meiner Stelle gethan haben würde. Ein solcher Schritt rührte mich, nimmer werde ich denselben vergessen. Unwillkürlich dachte ich — man verzeihe mir die Vergleichung — an die Aussätzigen im Evangelium und an den Samaritan, der geheilt zu Jesus zurücklief, um ihm seinen Dank auszusprechen. Selbstredend mußte ich meinerseits auch eine Ansprache an sie richten, und das fiel mir gar

nicht schwer, denn „wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über.“ Am Nachmittag ging ich, sie noch einmal auf ihren Sälen besuchen, vertheilte unter ihnen zum Andenken alles was mir an Bildern, Medaillen und dergleichen Sachen zur Verfügung stand, und verabschiedete mich dann von ihnen auf immer.“

Die Stunde kam, wo der Gehorsam von P. Gommenginger ein großes Opfer fordern sollte: die Obern versetzten ihn nach der Insel Mauritius. Allein, als ein pflichttreuer Ordensmann, der er war, fügte er sich mit der größten Ergebung. In einem Briefe an den hochw. Hn. General-Superior schrieb er:

„Wiewohl ich erst 6 Monate auf Bourbon war, so hatte ich doch unsere verschiedenen Werke dajelbst schon recht liebgewonnen. Auch war es mir nicht möglich, meine Versetzung nach Mauritius zu vernehmen, ohne eine gewisse Regung in mir zu empfinden. Selbstverständlich war es nur eine erste, ganz unfreiwillige Regung der Natur, welche ich sofort niederkämpfte; denn mein größtes Glück ist und wird es immer sein, dem Wunsch und Willen meiner Obern aufs pünktlichste nachzukommen.“ ¹⁾

¹⁾ Bulletin 1890, S. 844.

~~~~~



### 3. Kapitel.

---

**Auf Mauritius: Allgemeines. — Geschichtlicher Rückblick. — Sprache. — Religiöse Zustände. Rückkehr P. Gommenginger's in die Heimath.**

---

Am 4. Januar 1869 landete P. Gommenginger nach einer fünfzehnstündigen Fahrt auf dem Dampfer «Le Mozambique» an der Küste von Mauritius. Er schreibt: <sup>1)</sup>

„Als ich abends zuvor, unter den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, an Bourbon vorbeifuhr, da ward mir vergönnt, diese so schöne und großartige Insel noch einmal recht in Augenschein zu nehmen und zu bewundern. Die darauffolgende Nacht war herrlich, eine jener bezaubernd schönen Nächte, dergleichen nur unter den Tropen vorkommen, und um so genußreicher war sie, als die Hitze des Tages ungemein lästig gewesen war. Ich brachte sie ganz auf Deck des Schiffes zu. Die mir angewiesene Kajüte benützte ich diesmal nicht: zum ersten

---

<sup>1)</sup> Brief vom 10. März 1869 an Hn. E. Hilsz.

herrschte darin eine erstickende Hitze; zum andern hätte ich zum Schlafkameraden einen Sonderling von englischem Kapitän gehabt, mit dem ich es für klug hielt gar nicht zu verkehren. Diese Nacht dünkte mich kurz, wie noch keine. Ich betrachtete den reinen, sternbesäeten Himmel, das Funkeln der Gestirne, ihre Konstellationen, ihre verschiedenen Richtungen, dann wieder die im Mondeslichte silberglänzende Meeresfläche und machte mir hiebei Gedanken. . . O, es war so schön, so schön! Erst spät nach Mitternacht überwältigte mich die Müdigkeit, dann schlief ich ein bis in den grauen Morgen.

Beim Erwachen galt mein erster Blick der Insel Mauritius. Man gewahrte sie am fernen Horizonte, gleich einem schwarzen Tüpfelchen, welches sich auf dem goldenen Grunde der allmählig sich röthenden Morgenwolken immer deutlicher herausnahm. Bald konnte man sie in ihrem ganzen Umrisse genau überblicken.

Vom Meere aus scheinen derartige Inseln ganz kleine Dingelchen zu sein; mit einem Blicke umfaßt man sie von einem Ende bis zum andern. Auch fragt man sich, wie es möglich sei, daß ein Mensch die Geduld haben kann, sein ganzes Leben auf einem so winzigen Fleck Erde zuzubringen. Indes, wie klein die Insel Mauritius auch scheint, so mißt sie doch nahezu 30 Stunden im Umfang. Wir, die wir an große Continente gewöhnt sind, würden uns natürlich nicht auf einen so engen Raum einpferchen lassen; aber die Eingeborenen finden, daß ihr Land groß, ja sehr groß ist. Um ein wenig würden sie behaupten, es sei der Mittelpunkt der Erde, wo alle Geschäfte der ganzen Welt zusammenlaufen. In dieser Hinsicht machen

sich die Inselbewohner Vorstellungen, die an die Tollheit grenzen.

Was aber, um den Vornitz, den Durst nach Neuigkeiten, der doch nirgend ausbleibt, wo Menschen sind, zu befriedigen? Die Sache ist einfach: man macht „aus der Laus einen Elephanten,“ und so haben die Zeitungen, die auch da nicht fehlen, immer Stoff genug, um ihre Spalten zu füllen. Was bei uns für eine nichts sagende Lappalie gehalten würde, gilt hier als ein wichtiges Ereigniß. Freilich darf nicht vergessen werden, daß in diesen kleinen Ländern alle Leute einander kennen; da mag nun wohl auch der unbedeutendste Vorfall seine relative Wichtigkeit haben.

In den Colonien bilden die Einwohner gleichsam nur eine Familie untereinander, diejenigen wenigstens, welche zum nämlichen Stamme gehören. Blutsverwandtschaft oder Freundschaft umschlingen sie alle mit ihren Liebesbanden. Die älteren Ansiedler, namentlich jene von Bourbon, können nicht genug erzählen „von den guten alten Zeiten,“ wo man die ganze Insel durchwandern konnte, ohne einen rothen Heller in der Tasche zu haben. Leider sind auch dort „die guten alten Zeiten“ am Verschwinden. Die halbverkehrte und verderbliche Civilisation unseres Jahrhunderts nimmt auch in jenen Gegenden mit der Einfachheit in der Lebensweise den Geist der Genügsamkeit hinweg. Sie gibt den Leuten das Beispiel einer schändlichen Selbst- und Genußsucht, erregt in ihnen die Geldgier, lockert die Bande ihrer gegenseitigen Liebe und Eintracht, und während sie wähnt und sich rühmt dieselben zu civilisiren, zerstört sie nur ihr bisheriges Glück.“

Entdeckt wurde die Insel Mauritius im Jahre 1507 durch den Portugiesen Diego Mascarenhas, der sie «Ilha do Cerno» nannte und seinen Namen der ganzen weiten Inselgruppe der Mascarenen beließ. Als 1593 die Portugiesen die Insel, welche sie bloß als Haltestation benützt hatten, wieder räumten, kam der holländische Admiral van Neck, ergriff im Namen der Generalstaaten Besitz von derselben und nannte sie nach Moritz von Nassau Mauritius. Indessen zogen 1712 die Holländer, denen die erstaunliche Menge der Ratten den Aufenthalt verleitete, ab. Noch im nämlichen Jahre waren die Franzosen zur Stelle, von denen die Insel den seither wieder aufgegebenen Namen «Isle de France» und die katholische Religion empfing. Der Aufschwung der Colonie datirt von der Ernennung Mahé de Labourdonnais' zum Gouverneur (1734), der die Stadt Port-Louis gründete, die Kultur des Zuckerrohrs und verschiedene Industriezweige einführte, Straßen und Werften anlegte u. s. w. 1810 wechselte das Eiland seine Herrschaft wieder und gehört seither dem britischen Reiche an.

Mauritius ist bereits eine der am dichtesten bevölkerten Gegenden der Erde: es zählt auf einem Flächenraum von 1914 Quadratkilometer 354,623 Einwohner. Die Bevölkerung repräsentirt gewissermaßen in ihren verschiedenen Schichten die Geschichte der Insel. Eine Urbevölkerung scheinen die europäischen Entdecker nicht gefunden zu haben; die polynesishe Rasse beachtete, so scheint es, auf ihrer Wanderung vom Archipel des Ostens nach Madagascar unsere Perle nicht. Auch die Portugiesen

und Holländer ließen keine Spur ihrer Anwesenheit zurück: sie kamen und gingen. Die englische Nationalität ist bloß durch Beamte, Soldaten und Kaufleute vertreten. Der Grundstock der Bevölkerung trägt französisches Gepräge; es sind die Kreolen, die ihr Blut von den französischen Colonisten herleiten, dasselbe indessen mit Afrikanern von Mozambique und Guinea und überhaupt mit allen auf der Insel vertretenen Elementen vielfach vermischt haben. Die Kulis — ein von den Engländern importirtes Element — gehören vornehmlich einer dreifachen Nationalität an: Schwarze, Chinesen und Hindus. Die Schwarzen, fast ausschließlich Abkömmlinge der früheren Sklaven, stehen ihren Mitbewerbern an Zahl und Betriebsamkeit nach. Die Chinesen versehen ziemlich ausschließlich die drei Gewerbe der Tischler, Schweineschlächter und Getränke- und Victualienhändler. Die große Masse der Kulis, mehr als zwei Dritttheile der Gesamtbevölkerung, bilden die Hindus. Nach dem Landstriche, aus welchem sie früher hauptsächlich eingeführt wurden, nannte man sie Malabaren; doch strömen sie jetzt nicht minder zahlreich aus der Umgegend von Bombay, Madras und Calcutta zu. Sie bilden die Masse der Plantagenarbeiter; dabei sind sie auch Kleinhändler, Gemüsegärtner, Fuhrleute und Mäkler.

Wie die Bevölkerung, so die Sprache — ein wahres Babel. Die amtliche Sprache ist vorläufig noch englisch; vorläufig noch, denn wiederholte Versuche wurden bereits gemacht, das Französische an dessen Stelle zu setzen. Französisch ist die Sprache der wohlhabenden Klasse.



Zeitungen, Bücher, Vertragsurkunden sind französisch. In den Kaufläden, in den Schulen und auf den katholischen Kanzeln wird französisch gesprochen. Die Kulis bringen natürlich jeder seine Muttersprache mit herüber: Chinesisch, Hindustani, Bengali, Tamil, Madagassisch. Aus dem Einflusse aller dieser verschiedenen Idiome auf das Französische ist das Kreolische hervorgegangen. Die Grundlage bildet derjenige Dialekt des Französischen, welchen die früher ausschließlich in den Plantagen verwendeten Schwarzen redeten. Und da kommen recht sonderliche Sprachgebräuche vor. So u. a. werden Hauptwörter nicht selten als Zeitwörter angewandt, z. B. *la guerre* (la guerre), kämpfen; *coquin*, stehlen. Der Curiosität halber geben wir eine Probe der Conjugation:

Indicativ. Präsens.

Mon coquin, ich stehle;    Nous coquin, wir stehlen;  
To coquin, du stiehlest;    Vous coquin, ihr stehlet;  
Li coquin, er stiehlt;    Zotte coquin, sie stehlen.

Imperfect. Mon ti coquin,

To ti coquin, etc.

Perfect. Mon fine coquin,

To fine coquin, etc.

Plusquamperfect. Mon ti fine coquin. . .

Futur. Mon va coquin. . .

Futurum exactum. Mon va fine coquin. . .

Conditional Präs. Mon ti va coquin. . .

Perfect. Mon ti va fine coquin. . .<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Kathol. Mis. 1881, No. 10 und 12.

„Hinsichtlich der Religion,“ sagt P. Gommenginger,<sup>1)</sup> „sieht es, trotz der bewunderungswürdigen Thätigkeit, welche, besonders in letzter Zeit, Männer wie Mgr. Allen Collier, P. Laval und Abbé Mazun entfalteten, noch recht traurig aus auf der Insel Mauritius. Die Katholiken — 100,000 laut der letzten Statistik — sind nicht gründlich genug unterrichtet und manche unter ihnen sind fast ebenso verkommen, wie die übrigen Inselbewohner. Die höhere Klasse steht zum Theil unter dem Einflusse der Freimaurerei, die niedere huldigt noch vielfach dem Aberglauben und äßt den Heiden ihre Zaubereien und Teufelspiele nach. Bei den Protestanten steht es viel schlimmer noch; sie sind nur ihrer 6000, treiben aber eine großartige Proselytenmacherei. Sie werden von der Regierung unterstützt, haben einen anglikanischen Bischof, viele Prädicanten, Geld genug und übergenuß, was alles nicht hindert, daß sie unter sich selbst in unzählige Secten getheilt sind. Die 240,000 Kulis befanden sich in einer bedauernswürdigen Verlassenheit. Sie haben ihre Pagoden, ihre Moscheen und bilden inmitten der übrigen Bevölkerung ebensoviele abgesonderte Völkerschaften, als es unter ihnen verschiedene Sprachen, Gebräuche, Lebensweisen und Kleidertrachten gibt.

Das Einschmuggeln der heidnischen Kulis auf Mauritius ist ein politisches Manöver der Engländer, welche die dem Herzen, den Sitten, der Sprache und selbst der Religion nach französisch gebliebene alte Bevölkerung aus

---

<sup>1)</sup> Brief vom 10. März 1869.

der Insel zu verdrängen und durch eine neue zu ersetzen suchen. Dies ist aber ein offenkundiger Bruch des Art. 8. des Capitulationsvertrages von 1810, welcher den Inselanern ausdrücklich die Beibehaltung ihrer Sprache, ihrer Gesetze, ihrer Gebräuche und ihrer Religion garantirt. Nun wird aber eines nach dem andern abgethan und abgeändert. Das Volk protestirt dagegen; aber was nützt alles Protestiren, wenn der Stärkere nicht nachgeben will?

Die katholische Religion wird unterdrückt. Vor einigen Jahren duldete die Regierung kaum einen französischen katholischen Priester auf der Insel. Zur Stunde zeigt sie sich zwar weniger gehässig; aber von einer Unterstützung der französischen Priester kann immer noch keine Rede sein; diese sind bezüglich ihres Lebensunterhaltes ganz und gar auf den Bischof und auf ihre Pfarrangehörigen angewiesen. Eine Folge hievon ist, daß nur wenige französische Priester vorhanden sind, und das Volk, welches nur französisch spricht, gezwungen ist sich an englische und irländische Priester zu wenden, die kaum französisch verstehen, und mit denen es ohnehin nur ungern verkehrt.

Um diesem Uebelstande abzuhelpfen und dem Volke einheimische Priester zu verschaffen, um aber auch zugleich dem Bibelsturm der Protestanten entgegenzuwirken, hat sich der Bischof, Mgr. Hanfinsen, entschlossen, eine geistliche Lehranstalt, das Collège diocésain, zu gründen. Die Leitung desselben hat er unserer Congregation anvertraut, und gerade um darin eine Lehrerstelle zu bekleiden, bin ich nach Mauritius beordert worden. Werden wir Erfolg haben? Ich weiß es nicht; allenfalls sind die

Schwierigkeiten groß. Vor einigen Jahren haben die Jesuiten ein ähnliches Werk unternommen und mußten es infolge allerlei Hindernisse wieder aufgeben. Mögen wir glücklicher sein, als sie! Das Heil des Landes hängt von unserm Erfolg ab.

Als wir um 8 Uhr morgens ankamen, holte mich ein Amtsbruder, ein früherer Mitschüler von mir, in einem Rachen an Bord ab, während die übrigen Confratres mich am Ufer erwarteten. Man hieß mich willkommen, umarmte mich, führte mich in das Collegium und eine Viertelstunde später hatte ich wiederum den ruhigen Gang des gemeinschaftlichen Lebens angetreten.“

P. Gommenginger, der heroische Missionär von Bourbon, war jetzt ein schlichter Professor auf Mauritius.

Leider hielt er es in seiner neuen Stellung nicht sehr lange aus. Nach kaum vierzehn Tagen ergriff ihn das Fieber, und obgleich er demselben mit allen zu Gebote stehenden Arzneien und mit der ganzen Energie seines Willens entgegenwirkte, so wurde dennoch seine Gesundheit dermaßen untergraben, daß er schon nach einem Jahre nach Europa zurückkehren mußte.

Die inzwischen vorgekommenen politischen Ereignisse waren ihm nicht unbekannt. Frankreich seufzte unter den im Kriege gegen Deutschland erlittenen Niederlagen; Elsaß, seine Heimath, war dem neuen deutschen Reiche einverleibt; in Paris und in mehreren anderen Städten wüthete die Revolution. Als er nach einer Ueberfahrt von vier Wochen, am Grün-Donnerstage, in Marseille ankam, erfuhr er, daß man sich noch Tags zuvor in den Straßen

der Stadt geschlagen hatte. Da vorauszusehen war, daß die Unruhen in Paris sobald nicht zu Ende kommen würden, sah er sich genöthigt, Unterkunft in einem andern Hause der Congregation zu suchen; er ging nach Cellule im Pay-de-Dôme. Erst nach Wiederherstellung der Ordnung begab er sich in das Mutterhaus.

Dort legte er im Monat August 1871 die ewigen Gelübde ab.

Seine Gesundheit stellte sich rasch wieder her. Kaum aber fühlte er sich neu gekräftigt, da drängte es ihn schon wiederum nach dem lieben Afrika. Jahrs darauf 1872 erhielt er seine Obedienz für die Mission von Sierra-Leone.

„Danke, danke Ihnen recht sehr,“ schrieb er von da aus an den hochw. General-Superior, „daß Sie mich nach Sierra-Leone sandten! Hier finde ich eine Mission, wie ich mir sie schon längst gewünscht habe; hier gibt es Arbeit, hier erschließt sich eine hoffnungreiche Zukunft.“ <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Brief vom 21. September 1872.

~~~~~




Schwester Odile Gommenginger.

4. Capitel.

Sierra-Leone: Gründung des apostol. Vicariats. —
Land und Leute. — Erste Bekehrung. — Tod
der Schwester Odilie. — Das Binnenland.

Die Gründung des apostolischen Vicariats in Sierra-Leone datirt aus dem Jahre 1858. Bis dahin gehörte der ganze District mit einem großen Theile der übrigen Westküste Afrika's zu der unermesslichen Mission von Senegambien und den beiden Guinea. Durch ein päpstliches Decret vom 11. April 1858 wurde er davon abgetrennt und zu einem eigenen Vicariat erhoben und dieser der Pyoner-Gesellschaft der afrikanischen Missionen, die Mgr. de Marion-Brésillac unlängst gegründet hatte, anvertraut. Sofort reiste dieser Prälat mit vier Priestern und zwei Laienbrüdern nach Sierra-Leone ab; aber innerhalb weniger Wochen wurden sie alle vom gelben Fieber hinweggerafft. Darauf ersuchten die Priester der afrikanischen Missionen den Heiligen Stuhl inständig um die Ermächtigung, nach Dahome gehen zu dürfen, und so erhielt die Congregation vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä wieder die schwierige Mission von Sierra-Leone.

Das Vicariat wird im Norden vom Rio-Nunez, im Westen vom Atlantischen Ocean, im Süden und Südosten vom Meerbusen von Guinea und dem Cavally-Flusse begrenzt. Gegen das Innere hin ist es ohne bestimmte Grenzen.

Der größte Theil des dazugehörigen Gebietes wird von unabhängigen einheimischen Fürsten beherrscht. An zahlreichen anderen Orten hat sich jedoch England in den Besitz der Oberhoheit gesetzt. Die Halbinsel, welche der Mission den Namen gegeben, ist eine englische Colonie, mit der Hauptstadt Freetown. Frankreich hat, zum Schutze des Handelsverkehrs zwischen Europäern und Eingeborenen, drei Forts an den Mündungen des Nunez, des Pongo und der Melacorea (Melacuri) inne. Im Süden des Vicariats endlich, zwischen dem Gallinas und dem Cavally, befindet sich die Republik Liberia, mit der Hauptstadt Monrovia. Sie wurde während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von der Gesellschaft zum Schutze der freigelassenen Neger der Vereinigten Staaten gegründet und besteht nur aus solchen Negern.¹⁾

Der Boden von Sierra-Leone ist sehr fruchtbar und würde sich zu allerhand Pflanzungen eignen, wenn nur die Bewohner es nicht unter ihrer Negerwürde hielten, ihn zu bebauen. Indessen ist das Leben so wohlfeil, daß sie durchkommen, auch ohne zu arbeiten. Sie treiben einigen Handel mit den Binnenländern und den Europäern, und der kleine Gewinn, den sie hiebei bethätigen,

¹⁾ Rath. Missionen 1883, Seite 153.

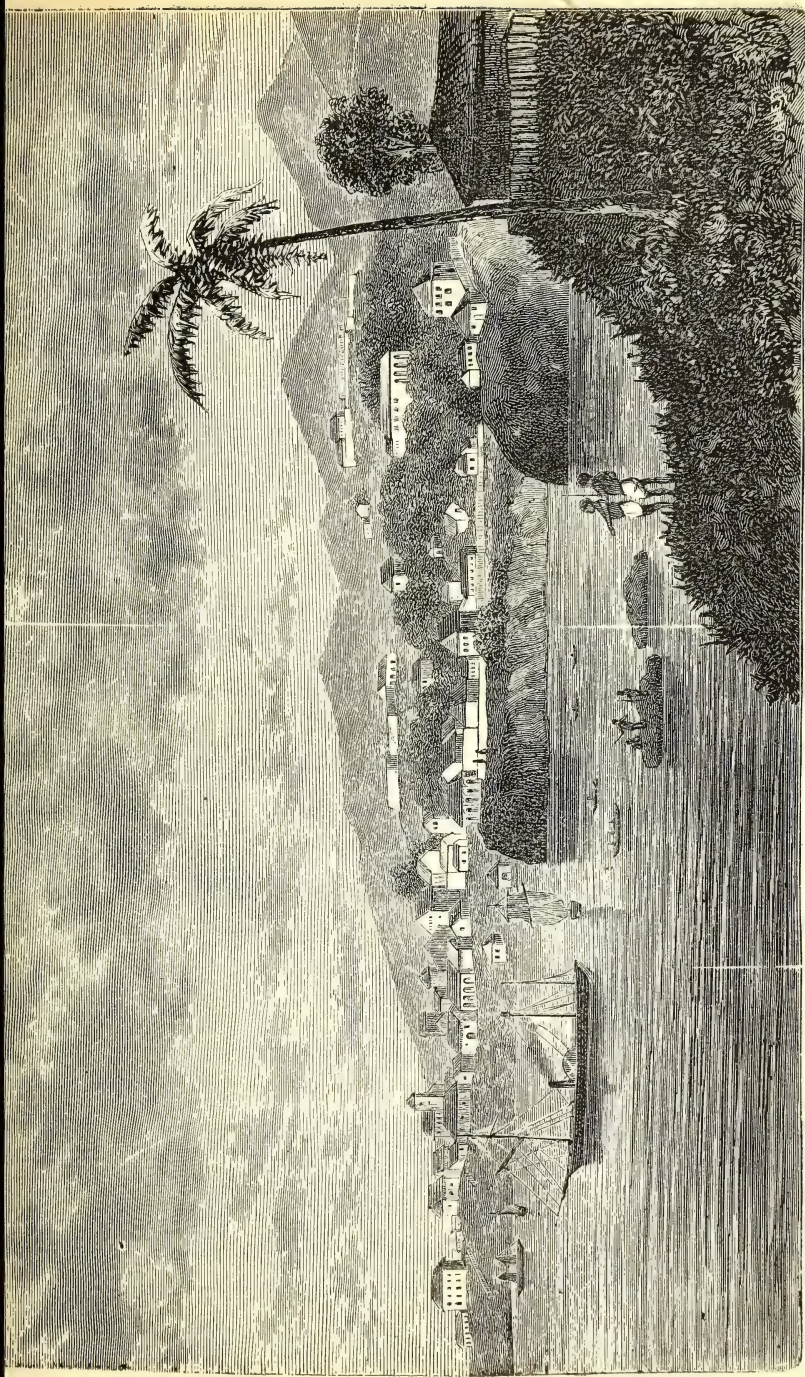
genügt ihnen zum Unterhalt. Wer auf größerm Fuße leben will, der läßt einfach den Unterschied zwischen dem Mein und dem Dein unbeachtet und stiehlt und betrügt, wo und wie er kann.

Freetown, die Hauptstadt und Residenz des britischen Gouverneurs, liegt an der Mündung des Sierra-Leone-Flusses und am Fuße herrlicher Berge. Sie zählt an 25,000 Seelen und hat ein ganz europäisches Aussehen: breite, mit Laternen und Wasserleitung wohl versehene Straßen, regelmäßig gebaute, meist zweistöckige Häuser, entweder ganz aus dem eisenhaltigen Steine des Bodens errichtet, oder auf dem gemauerten Unterbau ein oberes Stockwerk aus Holz tragend. Diese Wohnungen sind meist so hübsch und sauber, daß der Besucher gewiß daraus auf eine zahlreiche weiße Bevölkerung schließen würde. Aber ganz im Gegentheil: die wenigen Europäer halten nur einige der schönsten Gebäude inne, und selbst diese meist nur auf Miethen; alle anderen sind das Eigenthum einheimischer Schwarzen, von denen eine gute Anzahl, auf geradem oder krummem Wege, zu bedeutendem Wohlstande gelangt sind. Auch in der Tracht äffen die Stadtleute die Europäer nach. Recht stolz spreizen sich diese Neger und Negerinnen von Freetown, die Herren in Frack und Stülphut, das Ende des ungebrauchten Schnupftuches zierlich aus der Westentasche hervorguckend, die Damen einherwackelnd in Pariser Moden, den Federhut auf den üppigen Wollenkopf geschnürt, und die breiten Plattfüße in hohe Stiefelchen gepreßt. Man würde gewiß nicht in diesem aristokratischen Völkchen die Söhne und Töchter gewesener Sklaven erkennen.

In Freetown bestehen mehrere, materiell wirklich gut erhaltene Schulen, u. a. zwei höhere Schulen für Knaben, zwei Töchterinstitute und das großartige University-Collège außerhalb der Stadt. Generationen sind daraus hervorgegangen, und heute sind die Sierra-Leoner „Buchleute“, die sich gewaltig erzürnen, wenn man sie Neger heißt oder mit den übrigen Schwarzen verwechselt; « mè sabi book », heißt es dann gleich in ihrem Kauder-englisch, „mich Buch wissen“. In der That gibt es darunter manche wohlerzogene Schwarze, ja Leute, welche in England weiter studirten und nun als Aerzte oder Advokaten eine starke Praxis haben.

Die Bevölkerung ist zum größten Theile protestantisch. Nach der Zählung vom Jahre 1881 gab es in Freetown nicht weniger als 49 verschiedene Secten, die jede ihre eigenen Prediger und Tempel hatten. Unter letzteren zeichnet sich die Cathedrale aus, welche 1½ Millionen gekostet haben soll. Der anglikanische Bischof, der darin die Dienste versieht, empfängt für sich allein ein fixes Gehalt von 21,000 Mark. Soviel erhalten die katholischen Missionäre nicht für ihre ganze Mission, für Personal und alles Uebrige.

Wer nur die oberflächliche Erscheinung des religiösen Lebens in Freetown betrachtet, der möchte beim Anblick der vielen Kirchen und Bethäuser, die sich jeden Sonntag zwei- bis viermal füllen, versucht sein, zu glauben, die Leute hätten eher zu viel, als zu wenig Religion. Predigt folgt da auf Predigt, Gesang auf Gesang, auf gedruckte Gebete Extempore-Ergießungen; hier redet ein Pastor, dort donnert ein wuchtiger Laie, weiterhin kreischt eine





alte Negerin mit vollem Spiel ihrer überspannten Nerven ein ohrenzerreißendes und wieder schluchzendes Gerede von Gott und Mann. Und draußen stößt man noch auf öffentlichem Plage oder an einer Kreuzstraße auf gellende Prediger, z. B. den Propheten Braun, „Prediger des Rechts und der Gerechtigkeit“, wie er sich auf seinen Visitenkarten bescheiden nennt, der seine Stentorstimme gegen die Häuserreihen wirft, mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelnd, Feuer und Pest und alle ägyptischen Plagen insgesammt androht, während auf einem Stuhle vor ihm ein Teller die kupfernen Früchte seines prophetischen Amtes zu empfangen bereit steht. Damit nicht genug, gibt es ferner die „Klassenversammlungen“ in Privathäusern, in denen sich die „Schwestern“ zunächst im „Ringern mit God“ üben, indem sie erst pianissimo, dann immer schneller und lauter bis zum ff furioso dieselben Kraftsätze wiederholen, wie: „Höre uns, du großer Arzt von Nazareth“, bis schließlich doch der Athem ausgeht und die erste keuchend der zweiten Betschwester das Wort läßt, die noch zu überbieten sucht. Und hat diese Beterei die Runde gemacht, so gehen sie auseinander, in dem süßen Bewußtsein, daß sie makellose, geheiligte Seelen seien, denen der Himmel gewiß ist, komme was wolle.

Aber all dieser Schein ist Luftgebilde. Zunächst hat das Sectenthum den Leuten alle festen religiösen Begriffe unmöglich gemacht, so daß sie schließlich zur Meinung kamen, es sei ganz einerlei, welchem Bekenntnisse man angehöre, wenn man nur zur Kirche gehe. In die Kirche geht man also, wie man anderswo ins Theater geht, um, wie sie oft selbst gestehen, ihre Kleider zu zeigen und um

zu hören, wie der und der oder auch die predigen kann. Ferner ist ihnen der Dünkel und die Anmaßung in den Kopf gestiegen, sie könnten selbst aus der Bibel alles prüfen und sich die rechte Religion herausfinden; man hört also nicht auf den Prediger, sondern hört ihm nur zu und kritisiert hernach. Ja, einige haben auch selbst am Kirchenmachen Spaß bekommen und unabhängige Gemeinden gebildet. Und bei all dem Predigen, wissen viele nicht einmal die Grundbegriffe der christlichen Heilslehre. Noch mehr — in den oberen Schichten der Negerbewölkerung äußert sich unverholen die Meinung, das Christenthum habe eine gummiartige Natur, und ändere sich nach den jeweiligen Verhältnissen; es könne unmöglich dasselbe sein für Weiße und Schwarze, und man müsse ihm also eine Form geben, welche sich dem afrikanischen Gemüthe anpasse, z. B. die Vielweiberei erlauben u. s. w.¹⁾

Die Folgen hievon sind über alle Maßen traurig. „Ihr in Europa,“ sagt P. Gommenginger,²⁾ „könnet euch von dem religiösen und sittlichen Verfall dieser halbcivilisirten Neger von Freetown gar keine Vorstellung machen. Einige unter ihnen sind so abergläubisch, daß sie die Pocken verehren und absichtlich auf Andere übertragen. Der Teufel hat nicht nur Anhänger hier, es ist ihm gelungen, sich auch wahre Anbeter zu erwerben; diese versammeln sich Freitags in einem Hause, wo sie ihm zu Ehren abscheuliche Tänze aufführen. Schamloser

¹⁾ Bericht von P. Aug. Vorber in der Zeitschrift „Gott will es,“ December 1890, Seite 743 u. f.

²⁾ Brief vom 27. September 1872.

als es hier geschieht, kann die Unzucht nicht an die Oeffentlichkeit treten. Und so ist es wahr, daß man mit Geld, Bibeln und Tractätchen die Welt nicht bekehrt. Wenn dem Neger nur eine halbe Religion und eine halbe Civilisation beigebracht werden, dann wird er schlechter, als er zuvor gewesen ist; er wird dann das abscheulichste Thier, das die Erde trägt. Erzählte ich euch die Schandthaten, welche ich jeden Tag, ob ich will oder nicht, auf offener Straße, unter meinen eigenen Fenstern sehen muß, bis zum Erbrechen würde es euch ekeln. Nein, ein zweites Freetown gibt es nicht mehr auf der Welt!“

Zum Aberglauben und zur Sittenlosigkeit gesellen sich die größten Vorurtheile gegen den Katholicismus. Mögen die vielen englischen Secten auch sonst uneinig unter einander sein, so stimmen sie doch alle im Hasse und in der Schmähsucht gegen die katholische Kirche überein. Einige ihrer Diener am Wort begnügten sich nicht damit, diese in ihren Predigten anzugreifen, sondern gingen eines Tages so weit, daß sie in den Straßen Plakate mit den gehässigsten Lügen gegen die Missionäre anschlugen.

„Und doch,“ so fährt P. Gommenginger fort, „fehlt es auch in diesem neuen Sodom nicht an gutgesinnten Leuten; es gibt deren sogar eine recht ansehnliche Zahl. Unsere Aufgabe wird es sein, dieselben aufzusuchen, sie zu gewinnen und zu unterrichten. Nun, ich hege das beste Vertrauen; das Werk wird gelingen, zumal die Gnade Gottes uns mithelfen wird.¹⁾ Die Andersgläu-

¹⁾ 1880 hatten die katholischen Missionäre bereits zwei Schulen in Sierra-Leone: eine von eingeborenen Lehrern geleitete Knaben-

bigen mögen fortfahren Geld und Bibeln auszutheilen; wir werden andere Mittel anwenden, und wir gedenken echte Christen heranzubilden, während sie bislang nur Weltlinge großgezogen haben.“¹⁾

Vor allen Dingen machte sich P. Gommenginger an das Studium der Landessprache. Begabt wie er war mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse und einer eisernen Willenskraft, hatte er es schon nach kurzer Zeit soweit gebracht, daß er sich verständlich machen konnte, und nun fing er an zu pastoren. Die erste Befehrung, die er erwirkte, war die einer kranken Frau.

Als er nämlich eines Abends in ein armes, baufälliges Häuschen trat, glaubte er unter der Treppe eine Stimme vernommen zu haben, die ihm „guten Abend“ zuflüsterte. Er achtete nicht weiter darauf, zumal er gewöhnt war, von allen Stadtbewohnern begrüßt zu werden und Neger anzutreffen sogar an Orten, wo, wie er selbst bemerkt, „Hunde sich nicht hingelegt hätten.“ Während der Nacht aber kam ihm das sonderbare „guten Abend“ immer wieder ein; er konnte es gar nicht los werden. Früh Morgens beeilte er sich an die betreffende Stelle zurückzukehren, und wen fand er unter der Treppe? Eine kranke, verlassene Negerin, nur halb bedeckt, mit fürch-

schule, die 106 Schüler zählte und eine Mädchenschule mit 140 Kindern, die unter der Leitung der Josephs-Schwestern von Gligny steht.

1) Siehe *« Les Missions chrétiennes »* von Marshall, übersetzt von Louis de Vaziers, B. 1, S. 520 u. f., sowie die Zeitschrift *„Gott will es,“* 2. Jahrgang, 24. Heft, Seite 747 u. 748.

terlich geschwollenem Körper, sonst bis auf Haut und Knochen abgezehrt und dem Tode nah. Sie war die Frau eines Häuptlings des Innern gewesen, wurde während eines Krieges gefangen genommen und als Sclavin nach Sierra-Leone verkauft — eine edle Seele, die niemals dem Laster gefröhnt hatte. Gott wollte nicht, daß sie verloren gehe. P. Gommenginger sprach ihr Worte des Trostes zu, redete ihr von Jesus, von der Taufe, vom Himmel, kurz, er unterrichtete sie, so viel die Zeit es erlaubte, in den Hauptwahrheiten unserer heiligen Religion; und als er ihre guten Gesinnungen geprüft hatte, taufte er sie. O, wie war sie jetzt glücklich, die Ärmste! So schwer es ihr auch fiel sich aufzurichten, hatte sie doch die heilige Taufe nur knieend empfangen wollen. Aus Dankbarkeit gegen die liebe Mutter Gottes für diesen ersten Erfolg seiner Missionsthätigkeit in Sierra-Leone, und um ihre Huld für sein ferneres Wirken zu gewinnen, legte er seinem Täufling den Namen Maria bei, und hängte ihr als Andenken eine geweihte Mutter-Gottes-Medaille um. Aber schon nach wenigen Augenblicken schlummerte die Neophytin sanft und selig ein, um nunmehr im Himmel zu erwachen. „Dort“, schreibt P. Gommenginger, „wird sie gewiß für mich und für unsere Mission beten.“ ¹⁾

Daß unser junger Missionär sich auch mit dem Lande vertraut machen mußte, ist leicht begreiflich. Er benutzte

¹⁾ Brief vom 27. September 1872.

die ersten freien Tage, um Ebene, Wald und Berg und Thal zu durchstreifen. Einst kam ihm der Einfall, einen 1000 Meter hohen Berg, der seiner Gestalt wegen „Zuckerhut“ genannt wird, zu erklimmen. Schon der bloße Name deutet an, wie schwer das Besteigen sein sollte. Nachdem er lange gegen Felsen, Gestrüpp, Lianen, Hitze und seine eigenen Beine, welche vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts wollten, gekämpft hatte, erreichte er endlich den Gipfel. Hier aber wurde er für seine Strapazen reichlich belohnt. Seinem entzückten Blicke bot sich eine unbeschreiblich schöne Aussicht; mit seinem Feldstecher konnte er 15—20 Stunden landeinwärts sehen. Weithin reichte sich Hügel an Hügel; dichte Waldungen wechselten ab mit üppigen Fluren; alles war von wunderbarer Schönheit, leider aber unbebaut und verlassen.

„Als Missionär“, so schrieb er an Tante Florence,¹⁾ „kümmerte ich mich weniger um die Herrlichkeit des Landes, als um die tausend und abermaltausend armen Menschen, welche daselbst ohne Glauben, ohne Religion, ohne Missionär leben und sterben müssen. Und als ich mir vorstellte, daß dieses ungeheure Land nur einen winzigen Theil unserer Mission von Sierra-Leone bildete, wo wir doch zur Zeit nur drei Priester und ein Bruder waren, da schnürte es mir das Herz im Busen zusammen. Ach, ich ahnte nicht, daß ich gar nach kurzer Zeit als der einzige Missionär im ganzen Gebiete übrig bleiben würde!“

¹⁾ Brief vom 29. April 1873.

Dies geschah in der That. Sein Vorgesetzter reiste, einer anderweitigen Bestimmung folgend, im Monate Januar ab. Der einzige Confrater, der ihm blieb, ein Elsäßer wie er, wurde infolge einer Krankheit dermaßen erschöpft, daß er nach Frankreich zurückkehren mußte. So befand sich denn P. Gommenginger ganz allein. Die Prüfung war hart, zu hart!

„Sie können sich, liebe Tante,“ schrieb er in dem oben erwähnten Briefe, „keine Vorstellung machen, und werden sich niemals eine Vorstellung davon machen können, wie schrecklich es ist, sich so vereinsamt zu sehen; allein, ganz allein sein, in einem fremden Lande, ohne einen Mitbruder, der, wenn ich sterben sollte, mir im Todeskampfe beistehen, an meinem Grabe ein letztes Gebet verrichten würde!“

Indeß, ein Unglück kommt selten allein! Um die nämliche Zeit traf aus Gambia die Trauerbotschaft ein, Schwester Odilia sei dem endemischen Fieber erlegen.¹⁾

„Armes Kind!“ so theilte er seinen Familienangehörigen diese niederschmetternde Nachricht mit, „wenn es wüßte, welche Qual sein Tod mir verursacht hat! Nein, ich hätte nicht geglaubt, daß mein Herz so empfindlich wäre! Der Gedanke in meiner Nähe eine Schwester zu haben, welche das nämliche Ziel verfolgte, nach dem

1) Schwester Odilia Gommenginger wurde geboren zu Jettingen am 1. April 1844 — trat in die Congregation der Unbefleckten Empfängniß zu Castres Ende 1862 — that Profeß am 8. September 1865 — reiste nach Afrika am 19. März 1867 — starb am 24. October 1872 zu St. Maria von Bathurst (Senegambie).

nämlichen Ideal strebte, wie ich, eine Schwester, welche ebenso, wie ich, an der Verbreitung des Reiches Gottes und dem Heile der armen, verlassenen Seelen Afrika's arbeitete, dieser Gedanke hatte mich unendlich glücklich gemacht. Nun aber hat Gott dieses Glück mit einem Male in einen furchtbaren Schmerz umgewandelt. Und doch fühle ich anderseits wiederum einen großen Trost in mir. Oder, läßt sich etwas schöneres und trostvolleres denken als der Tod einer jungen Ordensfrau, die weit von ihrer Heimath, weit von ihrer Familie, nach einem heiligmäßigen Leben, als Opfer ihrer Gottes- und Nächstenliebe dahinstirbt? Schwester Odilie war eine Religiösin im vollen Sinne des Wortes; sie erfüllte gewissenhaft die Pflichten ihres Standes und der Tod hat sie nicht überrast. Sie wußte im Voraus, was ihrer in Afrika wartete, und um nicht unversehens zu sterben, hielt sie sich immerfort auf das Sterben bereit. Dessen hat sie mich, als ich sie vor einigen Monaten in Gambia besuchte, selbst versichert. Auch bin ich überzeugt, daß sie jetzt schon des Lohnes im Himmel genießt, den unser göttlicher Heiland denjenigen verheißen hat, welche aus Liebe zu ihm das ihrige verlassen und ihm nachfolgen."

Wie wir sehen, wußte P. Gommenginger sich und andere aufzumuntern. Befand er sich für den Augenblick auch ganz allein in seiner Mission von Sierra-Leone, und war sein Herz noch so voll des Kammers, den Muth ließ er nicht sinken; er arbeitete vielmehr unverdrossen weiter. Endlich trafen wieder zwei Patres ein, P. Dhyèvre als Superior und P. Samba.

*

*

*

Im Monate October 1873 wurde P. Gommenginger beauftragt, einige im Innern des Landes an den Ufern der Sierra-Leone und Porto-Lofosflüsse gelegene Dörfer, behufs Gründung einer neuen Missionsstation auszufund-schaften. Er selber drang in seine Vorgesetzten, daß sie eine Mission bei den wilden Stämmen des Innern gründen sollten; um so nachdrücklicher drang er in sie, da er hoffte, als der erste Glaubensbote dorthin beordert zu werden. „Es wird mir vielleicht die Gesundheit oder auch gar das Leben kosten; aber es liegt nichts daran, andere werden nachkommen. Die Hauptsache einstweilen ist, daß der Weg einmal gebahnt werde.“

Bevor wir die Einzelheiten dieser Reise erzählen, wollen wir eine kurze Topographie der im Norden und Nordosten an die britische Colonie von Sierra-Leone gren-zenden Länder voranschicken. ¹⁾

Die Volksstämme jenes Theiles von Guinea pflegten sich an den Ufern des einen oder andern größern Flusses niederzulassen, um welchen sich dann ihr Reich bildete. Es genügt demnach die betreffenden Flüsse zu nennen, um zugleich die ansässigen Völker zu bezeichnen.

Im Norden befinden sich zwei Flüsse, welche unweit von Sierra-Leone in das Meer münden, der Sierra-Leonefluß, der die nördliche Landesgrenze bewässert und an dessen Mündung die Colonie-Hauptstadt Freetown liegt, und der Scarcisfluß, der einige Meilen mehr nord-wärts in das Meer fließt.

¹⁾ Bericht P. Gommenginger's in den « Missions catholiques » 1874, No. 6.

Der eigentliche Sierra-Leone hat nur einen Lauf von 5—6 Stunden; weiter aufwärts zertheilt er sich in zwei Arme, wovon der eine aus dem Nordosten, der andere aus dem Südosten fließen. Dieser letztere wird bald die „Kofelle“, nach einem an seinen Ufern gelegenen Städtchen, bald der „Mabillé“, nach dem angrenzenden gleichnamigen Königreiche benannt. Der nördliche Arm heißt, wie das Land und die Hauptstadt, welche er bewässert, „Porto-Loko“. ¹⁾

Die Kofelle ist schön, breit und tief; schade nur, daß ihr reißender Strom sie unschiffbar macht. Der Porto-Loko hingegen fließt langsam und ruhig. Hier ist die Schifffahrt nicht nur leicht und bequem, sondern wird noch durch die Meeresflut, welche bis in das Land hineindringt, sehr begünstigt, doch nur bis zur Hauptstadt; denn von da an theilt sich der Fluß in mehrere Gießbäche, worauf kein Schiff mehr lenkbar ist.

Der Scarcis geht fast unmittelbar an seiner Mündung in die sogenannten „großen“ und „kleinen“ Scarcis über. Der kleine Scarcis ist wegen seiner unzähligen wasserpaß stehenden Felsen unschiffbar; dagegen läßt sich der große Scarcis auf einer Strecke von 25 Stunden, bis nach Gambia, gut befahren; dann aber artet auch er in verschiedene reißende und unfahrbare Gießbäche aus.

¹⁾ Die Eingeborenen sagen „Bade-Loko“, was so viel heißt als das Ufer, der Port der Lokos. Die ursprünglichen Landesbewohner nannten sich „Lokos“; sie wurden später durch die „Timnés“ verdrängt, mit denen sie sich dann vermischten. Dasselbe Schicksal widerfuhr den Mabillés.

Der große Scarcis und der Porto-Voko bilden die zwei Hauptstraßen, welche Sierra-Leone mit dem Innlande verbinden; alle aus dem Nigergebiete nach Guinea reisenden Handels-carawanen gehen über Gambia und Porto-Voko, die zwei Städte, welche am Kopfe benannter Flüsse liegen.

Vier Nationen vertheilen unter sich das an die vier erwähnten Flüsse grenzende Land; im Norden wohnen die „Susus“, welche die Ufer der beiden Scarcis einnehmen und zwei verschiedene Königreiche bilden, das Königreich des großen und das Königreich des kleinen Scarcis; die Susus sind mohammedanisch und haben ihre eigene Sprache. Im Süden befinden sich die „Mabillés“ und die „Porto-Vokos“, welche zusammen die Hauptmasse des „Timné-Volkes“ ausmachen. Beide Nationen haben die nämliche Abstammung, reden die nämliche Sprache, nur im Character unterscheiden sie sich von einander; während die Mabillés roh, wild und räuberisch sind, sind die Porto-Vokos mild, gastfreundlich und bis zu einem gewissen Grade civilisirt. Ihr König und ihre Häuptlinge sind mohammedanisch; unter dem gemeinen Volke hingegen ist das Heidenthum vorherrschend; aber auch unter diesem verbreitet sich der Mohammedismus infolge der Sklaverei immer mehr. Jeder neu erworbene Sklave wird beschneitten, man lehrt ihn den Salam machen, während des Ramadan bekommt er nichts zu essen und — der neue Anhänger Mohammed's steht da fix und fertig.

Die heidnischen Timnés erkennen zwar ein höheres Wesen an; weil sie aber wähnen, dasselbe mische sich nicht in die Weltgeschäfte, so kümmern sie sich nicht darum.

Hingegen huldigen sie gewissen Gattungen von Genien, männlichen und weiblichen, guten und bösen, welche sie „Kriffis“ nennen. Der Cultus, den sie diesen erweisen, besteht darin, daß sie ihnen zu Ehren im tiefen Waldesdickicht kleine, etwa zwei bis drei Fuß hohe Hüttchen errichten und am Eingange derselben Reis, Steine, Bockshörner, Gerippe von Thieren und dergleichen Opfergegenstände niederlegen. Nebenbei beten die Timnés große Steine an, welche sie inmitten ihrer Dörfer aufstellen und als Ortschutzgeister betrachten. Amulette, Gris-gris und derartiges Zaubergehänge finden sich bei ihnen in allen Formen und ohne Zahl vor. Daß auch in diesem Theile Afrika's, wie in allen übrigen, die Sklaverei und die Vielweiberei bestehen, braucht kaum gesagt zu werden.

Im Norden der zwei obengenannten Hauptflüsse gibt es noch mehrere kleinere Flüsse, wie der „Melacuri“, der „Rio-Pungo“ und der „Rio-Nunez“, dieser letztere bildet die nördliche Grenze des Apostolischen Vicariats von Sierra-Leone. Die dortigen Uferbewohner nennen sich „Mandinger“. Noch weiter nördlich und dem Innlande zu beginnt der „Futa“, dessen Bewohner in regem Handelsverkehr mit Sierra-Leone stehen.

„Diese Völker“, schreibt P. Gommenginger, „verlangen schon längst nach katholischen Missionären; leider! hat man ihnen bis zur Stunde noch keine geben können. Im Jahre 1859 schickte der König vom Rio-Nunez, sobald ihm die Gründung unserer Mission in Sierra-Leone zu Ohren kam, eine Gesandtschaft zum Apostolischen Vicar, dem hochw. Herrn de Brésillac, mit dem Auftrage katholische Missionäre für sein Land zu werben. Mgr. de

Brésillac war daran dem Wunsche des Königs zu willfahren; die für den Nic-Nunez bestimmten Missionäre standen im Begriffe abzureisen, als ungeahnt das Fieber den Bischof sammt seinem ganzen Personal hinwegraffte. Erst vor zwei Jahren kam wieder ein Häuptling von dort und begehrte Missionäre; dieses Mal aber mußte ihn der hochw. Superior, in Ermangelung verfügbarer Kräfte, auf spätere Zeiten vertrösten. Seither haben die Protestanten die Plätze eingenommen, welche uns Katholiken vorbehalten waren. Sie benutzten die Neigung jener Völker zum Christenthume, um bei ihnen Kirchen, Schulen und sonstige Anstalten zu bauen. Die Könige ließen sie machen, indem sie sagten, es wäre schließlich besser diese zu haben, als gar Niemanden. Jetzt aber wäre es an der Zeit, daß auch wir dorthin gingen. Erst vor wenigen Tagen sagte mir ein dort ansässiger französischer Handelsagent: „Kommen einmal die katholischen Missionäre, dann werden die protestantischen unbedingt weichen müssen; denn mit den Katholiken können es die Protestanten in keiner Beziehung aufnehmen.“

Wir gehen nun zur oben angekündigten Reise des P. Gommenginger über. Das Beste wird sein, wir überlassen ihm selbst wieder das Wort.

5. Capitel.

Reise nach Porto-Loko.

„Am Dienstag 28. October (1873), erfuhr ich, daß ein Boot flußaufwärts gegen die Factorei von Rotombo fahren werde, woselbst H. Real, der Chefagent am Sierra-Leone des H. Bermink in Marseille, mir einen Kahn mit vorzüglichen Ruderern und einem durchaus zuverlässigen Führer und Dolmetsch bereit halte. Ich sputete mich die günstige Gelegenheit zu benutzen, und um 5 Uhr abends bestieg ich in Begleitung eines unserer Kinder das Schiff.

Um 10 Uhr landeten wir an der kleinen Insel Bens-Insel. Dort kannte ich einen Factorei-Director, der unser Freund war; ich suchte ihn auf und sprach ihn um eine Nachtherberge an.

In den Factoreien an der Küste Afrika's läßt das Hauswesen, selbst das besteingerichtete, im Allgemeinen viel zu wünschen übrig, und in dieser Beziehung machte die Factorei von Bens-Insel keine Ausnahme. Das ganze Mobiliar bestand aus einem Bette, welches unser lieber, ruhbedürftiger Freund schon aufgesucht hatte, aus

einer alten Kiste, die als Tisch diente, und aus zwei zerrütteten, Stühle sein sollenden Holzgestellen. Mein Gastgeber empfing mich auf das herzlichste; er beeilte sich, mir eine Tasse Thee zuzubereiten, dann sprach er: „Mein lieber Vater! Wie Sie wissen, ist das Complimentenmachen hier nicht Mode; Sie werden jetzt mein Bett benutzen.“ Als ich seinen allzufreundlichen Antrag dankend ablehnte, fügte er bei: „Machen Sie kein Wesen, Vater! Ich suche mir ein anderes Bett, Sie nehmen das meine. Wenn Sie einmal in den obern Fluß kommen, werden Sie noch oft genug auf dem Boden schlafen können.“

Die Insel Bens-Insel ist nur einige hundert Meter lang. Am östlichen Ende liegen die Trümmer einer alten, großen Feste. Man wundert sich, hier inmitten eines fast unbekannten Flusses, auf einem verlorenen Eilande, eine Kaserne, einen Exercierplatz, gut angelegte Batterien mit großcalibrigen Kanonen zu treffen. Aber von Bens-Insel aus beherrscht man alle gegen Westen liegenden Inseln und Pässe, und gegen Osten den Nebenfluß, darum hatten die Sklavenhändler dieses Eiland zu einem Handels- und Vertheidigungsposten erwählt und hergerichtet, lange bevor die Engländer ihre Colonie in Sierra-Leone gründeten.

Es wurde mir gesagt, daß sich am entgegengesetzten Ende der Insel ein alter Friedhof befände. Ich begab mich dorthin und fand in einem struppigen Pflanz- und Citronengebüsch zuerst einen in der Mitte gebrochenen Grabstein, dann einen zweiten, einen dritten, in allem etwa neun oder zehn. Sämmtliche Steine waren fein und

ganz nach europäischem Stile sculptirt und mit noch gut leserlichen Inschriften versehen. Die übrigen Gräber waren bloß durch unbehauene, aufrecht gestellte Steine bezeichnet. Ich entfernte mich nicht, ohne ein inniges Gebet für die Seelen der dort ruhenden Todten verrichtet zu haben; denn wer weiß, ob diese Stätte jemals den Segen eines Priesters empfangen hat!

Den nämlichen Morgen noch führte mich das Boot an die am linken Ufer gelegene Factorerei von Notombo. Die Ueberfahrt dauerte etwa zwanzig Minuten. Der Empfang, den mir der Factorereiagent, H. Thomassen, bereitete, war ein überaus herzlicher. Wiewohl der lebenswürdige Herr am Fieber kränkelte, ließ er sich's nicht nehmen, selbst alles zu besorgen und herbeizuschaffen, was mir auf meiner Weiterreise nützlich sein konnte. Da ich den ganzen Tag in der Factorerei zu verweilen hatte, benutzte ich die Zeit, um einige Dörfer auszufundschaften. Ueberall fand ich echt afrikanißches Leben: Sprache, Religion, Gebräuche waren die der Eingeborenen des Innern; doch begegnete ich mitunter Leuten, welche englisch verstanden. Auch einige Protestanten traf ich; sie gehörten der anglicanischen Mission an, deren Sitz sich eine Stunde weiter flußaufwärts befand. Der Boden schien mir außerordentlich fruchtbar zu sein; würde man denselben bebauen, man könnte ihm die herrlichsten Erzeugnisse abgewinnen.

Es war acht Uhr abends, als ich meinen Kahn bestieg; diesmal galt die Reise unmittelbar Porto-Voko. Die Ruderer waren feste Männer, das Fahrzeug ausgezeichnet, binnen zwanzig Minuten hatten wir den Porto-Vokoßuß erreicht. Am Eingange desselben befinden sich

zwei Inseln, rechts die Insel „Tombo“, links die „Grüne Insel“, so genannt wegen ihres üppigen Rasens, der wie aus einem Blumenkorbe weit über das Gestade hinaus in großen Bögen in den Fluß herabhängt. Das ohnehin schon wunderschöne Panorama hatte in jener Nacht, Dank dem silberhellen Mondeslichte, einen geradezu unbeschreiblichen Reiz gewonnen.

Von da an ändert plötzlich die Landschaft. Die unabhsehbare, mit unzähligen kleinen Inseln besäete Wasserfläche zieht sich auf einmal zu einem zwei- bis dreihundert Meter breiten Kanal zusammen, dessen Ufer von prachtvollen Leuchterbäumen eingefast sind.

Inzwischen hatte sich die Natur zur Ruhe gelegt; rings um uns her war alles still geworden; man vernahm nichts mehr als den tactmäßigen Schlag der Ruder und den melancolischen Sang meiner Tinnés, dessen Echo im Walde von Zeit zu Zeit widerhallte. Auf einem engen Sitze zusammengefauert, vertiefte ich mich, ich weiß nicht in was für Gedanken; allmählig schlief ich ein und fing an zu träumen. Plötzlich wurde ich geweckt.

„Pater“, sagte mir mein Dolmetsch, „ein Gewitter ist im Anzug.“

Wie erstaunt war ich nicht, als ich den Himmel, den ich noch kurz zuvor in seiner Sternenpracht bewundert hatte, mit schwarzgrauen Wolken überzogen sah, aus denen knatternd Blitz auf Blitz zuckte! Gleichzeitig erhob sich ein fürchterlicher Sturm; der Fluß begann Wellen zu schlagen, die immer mächtiger wurden; unser Kahn drohte jeden Augenblick zu kentern. Es war keine Minute zu verlieren; mit allem Kraftaufwand steuerten wir

Dem Ufer zu. Dort befestigten meine Leute, die einen den Kahn, andere nahmen die Reiseeffecte heraus, und hurtig liefen wir den Damm hinauf, — hurtig, nein! denn alle paar Schritte stolperten wir, sackfinster wie es war, über Felsblöcke, und schlug bald der eine bald der andere einen unangenehmen Wurzelbaum; endlich gelangten wir am ersten Hause des Dorfes „Mosaré“ an.

Die Hausbewohner erwarteten uns mit brennenden Kräuterfakeln in der Hand. Wir schritten voran, geleitet durch den Schimmer ihrer Lichter, bis es mir endlich gelang die Kerzen, welche ich aus Vorsicht mitgenommen hatte, aus meiner Reisetasche hervorzuholen und anzuzünden.

Ich befand mich inmitten einer zahlreichen Negerfamilie, welche sich ebenso freundlich als neugierig um mich sammelte. Man gab mir zu essen; alsdann führte mich die Hausfrau, die gemerkt hatte, daß der „weiße Mann“ recht müde sein möchte, in ein Nebengemach und zeigte mir dort ein aufgemauertes Lager, worauf eine Decke lag; es war das Bett für den weißen Mann. Mit der Mutter hatten mich noch vier Töchter in das Schlafgemach begleitet. Vergebens winkte ich ihnen zu, sie möchten sich zurückziehen; keine wick von der Stelle. Uebel oder wohl mußte ich mich in voller Kleidung niederlegen; dann erst traten alle fünf ab, die Mutter mit der Kerze voran.

Nun glaubte ich ungestört ruhen zu können; auf einmal kommt die liebenswürdige Frau Mutter wieder; diesmal brachte sie mir ein Stück Seidenstoff. Da ich nicht wußte was ich mit dem Ding machen sollte, rief

ich meinen Dolmetsch. Dieser erklärte mir, daß das fragliche Zeug dazu dienen sollte, das Haar des weißen Mannes gegen den Staub zu schützen. Ich ließ der gnädigen Frau Gastgeberin meinen verbindlichsten Dank dafür aussprechen; aber aufrichtig gesagt, ein Strohsack wäre mir lieber gewesen.

Ein schlechtes Bett ist der beste Wecker. Ehe noch der Tag bleichte, wanderte ich schon durch die regennassen Pfade. Die Dorfbewohner waren ganz verblüfft, einen weißen Mann in so früher Morgenstunde bei ihnen umher-spazieren zu sehen; alle grüßten mich indeß sehr freundlich. Mehrere Stunden brachte ich, bald auf einem Steine, bald auf einem Baumkloze sitzend, damit zu, daß ich Landschaften skizzirte. Meine Arbeit muß die Leute ungemein interessirt haben, denn sie kamen schaarenweise zu mir heran, schauten mir über die Achseln und beobachteten jeden Strich, den ich zog.

Um acht Uhr verließ ich Mosaré. Der Morgen war herrlich; vom Gewitter der vorigen Nacht gewahrte man nichts mehr als einige Wassertropfen an der Spitze der Blätter. Sanft und rasch glitt unser Kahn dahin im Schatten der Bäume.

Gegen halb eins, am Ausgange eines Gehölzes, fanden wir uns vor einer Reihe von runden Hütten, welche sich vom Ufer des Flusses bis auf den Gipfel eines gegenüber liegenden Hügels, wohl eine halbe Stunde weit, ausdehnte.

„Porto-Loko!“ schrie mein Dolmetsch.

„Porto-Loko!“ wiederholte ich freudig bewegt.

Tausenderlei Gefühle drängten sich jetzt in meiner Seele. Ehe ich den Fuß auf diese Erde setzte, wo vielleicht noch nie ein katholischer Priester gestanden, empfahl ich mich der lieben Mutter Gottes an und betete zu ihr als der Königin aller Heiligen — das Allerheiligenfest stand nahe bevor. Ich gelobte ihr sogar, daß, zum Danke für den Schutz, den sie mir bei dem Könige und den Häuptlingen von Porto-Loko gewähren würde, und sofern es von mir abhängen sollte, ich die in Aussicht genommene Gründung „Mission unserer lieben Frau von allen Heiligen“ nennen werde.

Wir hielten an am königlichen Landungsplatze; es ist die Stelle, wo der König die Steuern von den den Fluß hinuntergehenden Handelswaaren zu erheben pflegt. Da der angrenzende Boden damals nahezu hundert Meter weit unter Wasser stand, mußte ich mich übel oder wohl auf die Schultern eines meiner Neger bequemen und in dieser Positur hielt ich, von einer Menge Neugieriger begleitet, meinen Einzug in die Reichshauptstadt Porto-Loko.

H. Thomassen, von Rotombo, hatte mir einen Empfehlungsbrief an einen aus Freetown stammenden, aber seit Jahren in Porto-Loko ansässigen Geschäftsmann mitgegeben; ich ließ denselben durch einen meiner Leute sofort dem Adressaten zustellen. Dieser — es war ein Neger — kam denn auch ungesäumt zu mir und bat mich freundlichst zu Gast. Sein bestes Gemach stellte er mir zur Verfügung; daselbst konnte ich jeden Tag die hl. Messe lesen.

Bei meiner Ankunft in Porto-Loko erfuhr ich, daß der König abwesend sei. Er war einige Tage zuvor

abgereist, um dem Begräbniſſe ſeines Bruders beizuwohnen, und ſollte vor Abſchluß der officiellen Trauer, welche landesbräuchlich mehrere Monate dauert, nicht zurückkehren. Dieſer unerwartete Zufall war mir ſehr verdrießlich; allein, nach reiflicher Ueberlegung entſchloß ich mich, dem König baldthunlichſt nachzureiſen. Es wird ihn, dachte ich, nur um ſo günſtiger ſtimmen müſſen, wenn er ſieht, wie ich mich von ſo weither bis zu ihm bemühe. Ganz ruhig ging ich dann die Umgegend in Augenschein zu nehmen.

Landeinwärts von Porto-Voko wechſeln bis unabſehbare Weiße Hügel und Thäler miteinander ab. Stellenweiſe hat der Boden eine geradezu wunderbare Triebkraft; gepflanzt wird unter anderm Reis, Hirſe, Mais und Erdnuß. Jammerſchade iſt nur, daß die Eingeborenen den größten Theil des Bodens unbebaut laſſen; es ſtehen dort ebenſoviel unnütze als üppige Waldungen und Savannen, deren Graswuchs mitunter eine Höhe von vier bis fünf Meter erreicht. Zahlreiche Bäche, die alle in der Richtung von Porto-Voko flieſſen, bewäſſern die Thäler; ihr Waſſer iſt hell, friſch und zum Trinken ausgezeichnet. Das Klima iſt in Porto-Voko ebenſo gut wenn nicht beſſer, als in Sierra-Leone, wo die plötzlichen Umſchläge der Witterung ſehr nachtheilig auf die Geſundheit wirken; dies war die Anſicht aller, mit welchen ich hierüber geſprochen habe, der Weißen wie der Neger.

Von meinem kleinen Ausflug zurückgekehrt fand ich mein Abſteigequartier von Menſchen ganz angefüllt; die einen waren herbeigeeilt, um mich zu bewillkommen und anzufragen, ob ich bei ihnen bleiben würde; andere, mei-

stens Leute aus dem Innern, um das erste Mal in ihrem Leben einen „weißen Mann“ zu sehen. Ihr Gesichtsausdruck war mild und lieblich, von der Wildheit, welche man ihnen nachzureden pflegt; merkte ich keine Spur.

Andern Tags hieß es die officiellen Besuche abstaten. Ich nahm mir vor, bloß bei den drei dem Könige am nächsten stehenden Persönlichkeiten vorzusprechen. Der erste in der Reihe war der Vice-König, Sorre Kudeto, als Haupt der vornehmsten Familie nach der Königsfamilie. Dem Vice-König liegt es ob, während der Abwesenheit des Königs und während der Thronvacanz die Regierungsgeschäfte zu leiten; doch hat weder er, noch irgend jemand aus seiner Familie ein Anrecht auf die Krone.

An zweiter Stelle kam, als Haupt der Familie Ben-Kuras, der königliche Prinz Sansrika-Bentura-Giez-Bubu. Zu bemerken ist, daß in Porto-Loko zwei Familien abwechselnd den Thron besteigen: die „Kamaras“ und die „Ben-Kuras“. Der jetzige König, Sadhoo-Kamara-Mikali, ist aus der Familie der Kamaras, nach ihm wird ein Ben-Kura das Scepter führen. Es ist dies eine geniale Einrichtung, wodurch die Interessen zweier gleich einflußreichen königlichen Familien gewahrt werden. Zu ihrem Lobe muß ich beifügen, daß beide auf das beste miteinander harmoniren. In weiser Vorsicht verbieten dann noch die Landesgesetze, daß ein Glied der nichtregierenden Familie irgendwelches bedeutende, officiële Amt begleite.

Die dritte Persönlichkeit, die ich zu besuchen hatte, war ein gewisser H. Sawyer, ein geborener Freetowner. Es würde mir schwer fallen, die Aemter alle, welche dieser vielgeplagte Mann versah, mit einem Worte aus-

zudrücken; er war ein „Factotum“, ein „Mensch für Alles“ im vollen Sinne des Wortes. Man höre nur! Im Aeußern besorgte er die Correspondenz mit der Regierung von Freetown; im Innern, die Finanzen des Königs und die Staatsfinanzen; ganze Tage saß er am Ufer des Flusses, um die hinauf und hinunter fahrenden Rähne zu versteuern; er hatte die Brücken zu unterhalten, die Polizei zu führen, nach Bedarf auch den königlichen Palast auszubessern und zu übertünchen; nebenbei war er Geheimkämmerer des Königs und wußte, was sonst Niemand wissen darf, wo dieser, der jeden Tag sein Schlafgemach zu wechseln pflegt, die Nacht zubrachte. Noch etliche andere Aemter begleitete H. Sawyer, deren ich mich, wiewohl er mir dieselben, ich weiß nicht wie vielmal, mit großem Schwulst aufgezählt hat, im Augenblicke nicht erinnere.

Ich hatte meinen Dolmetsch und die zwei stärksten Ruderer bestellt, daß sie mich begleiten sollten. Sie kamen in vollem Wicks, mit einem frischgewaschenen Sonntagshemd aufgeputzt, wie ich kein solches in ihrer Garderobe vermuthete.

Nach einem Marsche von etwa zehn Minuten durch die krummen Pfade von Porto-Voko gelangten wir bei H. Sawyer an. Es ist Landesbrauch, daß man bei den officiellen Besuchen den minder bedeutenden Persönlichkeiten zuerst aufwartet; diese aber müssen sich dann dem Zuge zu den höher gestellten Personen anschließen. H. Sawyer empfing mich in großer Paradeuniform, weißen Hosen, blauer Blouse und einen Strohhut auf dem Kopfe. Freundlichst bot er mir seinen Hamac an,

und zeigte mir das Innere seiner Behausung. Ohne mich länger aufzuhalten, begaben wir uns zum Prinzen Sanfrisa.

Sanfrisa, bei dem ich mich vorläufig angemeldet hatte, kam mir entgegen und hieß mich willkommen sein: «Sené» (Gott segne dich!) sprach er, und nach Art der Timnés gab er mir einen kleinen Schlag auf die flache Hand, ohne jedoch dieselbe zu erfassen. Ich antwortete ihm auf englisch, der Dolmetsch übersetzte meine Worte ins timnéische; denn in Porto-Loko versteht weder der König noch irgend ein Häuptling englisch. Sanfrisa führte mich in seine Hütte und wies mir inmitten eines Kreises von Häuptlingen, welche seinen Hof bildeten, einen Sitz an; er selber blieb stehen und lehnte sich an eine Säule, die mir gegenüber in der Mitte des Saales stand.

Der Prinz ist ein kleines Männchen, von ungefähr sechzig bis siebenzig Jahren. Ich sage ungefähr, denn als ich ihn nach seinem Alter frug, gestand er offenherzig, daß er es nicht mehr wüßte. Der gute Mann ist ebenso lebhaft in seinem Geiste als unruhig mit dem Körper, sonderlich hat er die Gewohnheit laut zu denken; seine Unterhaltung ist eine ununterbrochene Reihenfolge von einfältigen, naïven Bemerkungen, worüber zu lachen er der erste ist. Anfänglich ist er ein wenig schüchtern, allgemach aber wird er familiär, redselig, geschwätzig sogar, und im Ausfragen vorwitzig wie ein Kind, im Grunde ist er eine herzgute Seele; siedeln wir einmal nach Porto-Loko über, wird Sanfrisa gewiß einer unserer besten Freunde sein.

Gelegentlich meines Besuches hatte er seinen ganzen Kleiderstaat hervorgeholt; die Schlafmütze, welche sein ehrwürdiges Haupt sonst nie verläßt, hatte dieses Mal einem rothen mit Goldfranzen und Goldquaste versehenen Turban Platz gemacht; ein schwarz Tuchener, faltenreicher Mantel umhüllte seine Gestalt von den Schultern bis an die Knie, Füße und Waden stakten in einem alten Paar Stiefel, an deren Spitze die Zehen ungenirt Luft schöpften; am Halse trug er einen Kranz mit Amuleten, nebst einem rothen, nachlässig gebundenen Foulardtuch, woran ein Bund kleiner Schlüssel hing, den er in recht eleganten Bewegungen von einer Achsel auf die andere schwenkte; an der linken Schulter hatte er einen Säbel, ein Pulverhorn, eine alte Pistole und ein Reisetäschchen hängen; in der rechten Hand hielt er einen Spazierstock mit goldenem Griffe und silbernen Ringen, in der linken einen Paradeschirm, den weder Regen noch Sonne jemals zum Aufspannen gebracht haben.

Santrifa's Zunge, die bei der ersten Aufwartung ziemlich ins Stocken gerathen war, löste sich nach und nach immer mehr.

„Deine Religion und die meine,“ sprach er, „sind ungefähr dieselben; wir beten beide den nämlichen Gott an, der dort oben ist.“

Merket, daß Santrifa, wie alle übrigen Häupter, muselmännisch ist. Da ich ihn nicht recht verstanden hatte, antwortete ich mechanisch „Ja“! Bei diesem „Ja“, das mir entchlüpfte war, erhoben sich zwei der ehrwürdigsten Häuptlinge, machten mir eine tiefe Reverenz und gaben mir einen Schlag in die Hand, indem sie eine Höflich-

teitsformel dahinmurmelten; alsdann traten sie in äußerst abgemessener Haltung wieder an ihre Plätze zurück.

„Was soll das bedeuten?“ frug ich meinen Dolmetsch.

„Es sind zwei hochansehnliche, gelehrte Mandinger-Marabut, die Sie für das Wort, welches Sie soeben gesprochen haben, beglückwünschen,“ antwortete er.

Santrifa erkundigte sich nach meiner Nationalität, meinen Vor- und Zunamen, den Namen meiner Eltern, meinem Alter, meiner persönlichen Abstammung, sowie der Abstammung der Weißen überhaupt; im nämlichen Athem verlangte er noch Erklärungen über die Eisenbahnen.

Während der Unterhaltung bemerkte ich, daß der im Hintergrunde des Gemaches befindliche Vorhang, welcher wahrscheinlich als Thüre diente, gerüttelt und sachte weggezogen wurde. Zuerst kam ein Kinderköpfchen zum Vorschein, dann ein Füßchen und wieder ein Füßchen, endlich ein ganzer Bube. Diesem folgte ein zweiter, ein dritter, ein vierter, kurzum ein ganzer Schwarm. Die Mütter, deren Vorwitz hinter der Lehnwand seit einer halben Stunde auf eine harte Probe gestellt war, ahmten das Beispiel der Jungen nach; schließlich winnelte es im Gemach von lauter Weibern und Kindern.

„Prinz Santrifa“, hub ich an, „wenn dies deine Familie ist, so beglückwünsche ich dich, sie ist zahlreich.“

„Zahlreich!“ erwiderte er mit einem wegwerfenden Näckeln, „das ist nichts. Bliebest du zehn Jahre im Lande, du würdest nicht Zeit genug haben, meine Familie kennen zu lernen. Weiber und Kinder habe ich überall.“ Und sich selbst übertrumpfend wiederholte er:

„Ja, lebest du hundert Jahre in Porto-Ofco, du würdest die Meinen nicht alle kennen lernen.“

Wäre es auf Sanfrisa angekommen, das Gespräch würde noch fort dauern. Ich stund auf.

„Prinz Sanfrisa,“ sprach ich, „ich gehe jetzt zum Vice-König Kudeto.“

Sofort nahm ein jeder seinen Platz im Zuge ein; Sanfrisa in der oben beschriebenen Montur eröffnete denselben; seine Haltung war mehr als gravitatisch, sie war komisch; er wollte große Schritte nehmen, und doch waren seine Beine so kurz! Ich folgte unmittelbar nach ihm; ich biß mir auf die Lippen, um nicht lachen zu müssen, glücklicherweise gelang es mir eine ernsthafteste Miene zu behalten. Nach mir kam H. Sawyer, u. s. w.

Wir gingen einer hinter dem andern schweigend einher, als Sanfrisa, dem wieder ein sonderlicher Einfall durch den Kopf geblitzt war, sich plötzlich umdreht und schreit:

„Vielleicht ist Kudeto hinunter an den Fluß gegangen, ich will ihn holen.“

Ohne ein Wort mehr zu sagen, verschwindet er im Lauffchritt in den Windungen des Pfades.

„Nur immer vorwärts,“ bemerkte H. Sawyer, „wir werden den Weg auch ohne ihn finden.“

Gesagt, gethan; wir gehen weiter, ich diesmal an der Spitze; der erste trete ich in das Empfangslokal des Vice-Königs ein, greife ungenirt nach einem Schafspelz und setze mich darauf. Die anderen thaten desgleichen.

Nach einer kurzen Weile kam Kudeto aus seiner Wohnung auf uns zugegangen.

„Kommst du als Freund oder als Feind?“ redete er mich an.

„Ich komme, um Freundschaftsbande zwischen den katholischen Missionären von Sierra-Leone und dem Könige und dem Volke von Porto-Voko anzuknüpfen,“ war meine Antwort.

„Das dachte ich mir,“ erwiderte Kudeto; „auch freute sich mein Herz, als ich erfuhr, daß du angekommen seist, und mit mir freuen sich sämtliche Häuptlinge und das ganze Volk.“

Kudeto ließ mir einen Stuhl holen.

Inzwischen kehrte Sanfrisa zurück. Während er sich beim Vice-König entschuldigte und ihm sein Mißgeschick erzählte, machten sich die übrigen Häuptlinge über ihn lustig und witzelten über ihn um die Wette.

Nun eröffnete ich Kudeto, daß ich die Absicht hätte, dem Könige nachzureisen.

„Sehr gut!“ antwortete er, „es wird den König freuen, dich zu sehen. Ich werde dir Boten mitgeben, welche für dich sprechen werden; wann willst du abreisen? — Doch nein! Du bist jetzt müde; du mußt vorerst zwei oder drei Tage ausruhen.“

Alsdann erkundigte sich Kudeto nach dem Zwecke meiner Reise, und als ich ihm unsere Absicht eine Mission in Porto-Voko zu gründen, mittheilte, da faßte er sich kaum noch vor Freude.

„Ja, ja, kommet nur! Bleibe du gleich hier; unterrichte unsere Kinder, indessen deine Gefährten sich dir anschließen. Es gibt Leute, welche gar nicht wissen, was Bildung heißt; ich aber weiß es, und es wird eine große

Wohlthat für unser Volk sein, wenn ihr es unterrichtet, denn unsereins kennt nichts. Schon lange erwarte ich Jemanden, der sich dazu hergeben möchte, uns zu belehren, bis jetzt aber hat sich noch Niemand um uns bekümmert. Unbeschreiblich war darum meine Freude, als ich erfuhr, daß ein weißer Priester ins Land gekommen sei; ich dachte gleich, er komme für uns. Sieh! alle Häuptlinge werden dir ihre Kinder in Unterricht geben, ich die meinigen am allerersten.“ Und Kudeto deutete auf einen Schwarm von etlichen zwanzig Bübchen und Mädchen, die mich von einer Hütte aus beobachteten.

Diese Kinder zeigten sich anfangs sehr schüchtern; als ich sie aber einige Augenblicke liebkoht hatte, da kamen sie ganz vertraulich zu mir, wie zu einem Vater. Von da an waren sie, wenn sie wußten, daß ich kommen sollte, immer die ersten, um mir «Sené»! (Gott segne dich!) zu sagen, und die letzten sich von mir zu trennen, wenn ich wieder wegging. Die Gesichtchen der Kinder des Innern sind viel anmuthiger und offener als jene der Kinder von Sierra-Leone.

Kudeto unterbrach das Gespräch, um meinem Dolmetsch einen scharfen Verweis zu geben dafür, daß er mich Quartier bei H. Thomassens Vertrauensmann nehmen ließ.

„Wie!“ sagte er, sich an mich wendend, „er hat dich entgegen aller Landessitte, zu einem Fremden geführt, da doch ein jeder von uns sich würde glücklich geschätzt haben, dich in sein Haus aufzunehmen! Sieh! ich würde dir meine beste Hütte überlassen haben, da hättest du dich bequem ausruhen können.“

Und er seufzte weiter:

„Was werden wir nur auch dem Könige sagen, wenn er erfährt, daß wir dich nicht zu Gast gehabt haben!“

Ich suchte meinen Dolmetsch aufs beste zu entschuldigen; der Vice-König beschwichtigte sich, und der Zwischenfall war beendet.

Während meines Gespräches mit Rudeto, bemühten sich H. Sawyer und mein Dolmetsch, welche beide protestantisch waren, unter großem Redeschwulst den Häuptlingen die Differenz zwischen der Religion der Franzosen und der Religion der Engländer auseinanderzusetzen. Da die Unterhaltung ziemlich lärmend wurde und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zog, erlaubte ich mir nach dem Gegenstand derselben zu fragen.

„Wir sagten soeben,“ antworteten mir die zwei improvisirten Prädikanten, H. Sawyer und mein Dolmetsch, „daß unsere Religion und die Ihre dieselbe seien, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir Gott über alles setzen und ihn allein anbeten, während die Katholiken die Jungfrau über Gott erheben, und sie ebenfalls als eine Göttin anbeten. Dies aber“, fügten sie bei, „will dem Vice-König nicht recht einleuchten.“

Ich protestirte zuerst durch Zeichen, alsdann erwiderte ich:

„Ihr habt da eine unsinnige Verleumdung begangen, und ich fordere euch auf, dieselbe sofort zu widerrufen; ihr werdet jetzt Wort für Wort folgende entgegengesetzte Erklärung wiederholen. Hierauf legte ich nachstehendes Glaubensbekenntniß ab:

Diese zwei Männer haben sich geirrt; sie kennen die Religion der Franzosen nicht. Ihre Religion und die meine sind grundverschieden. Die Franzosen und mit ihnen alle Katholiken auf dem ganzen Erdrunde, beten nur einen Gott an, der Himmel und Erde erschaffen, und Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, der Mensch geworden und Fleisch angenommen hat im Schoße der allerjeligsten Jungfrau Maria. Maria beten wir nicht an, denn obgleich sie Gottesmutter ist, so ist sie doch kein göttliches Wesen, sondern ein einfaches Geschöpf, wie jeder von uns. Aber wir verehren sie, wir huldigen ihr mehr als jedwelchem andern Weibe, weil sie die Mutter Jesu Christi ist.“

Die Häuptlinge hatten meine Erklärung mit tiefem Schweigen angehört, Kudeto bemerkte:

„Es ist doch selbstverständlich, daß man die Mutter Christi ehre, das muß, das kann ja gar nicht anders sein.“

Unsere zwei Protestanten schnitten lange Gesichter.

„Also“, sagten sie, „ihr betet die Jungfrau Maria nicht an? Man hat uns doch immer das Gegentheil gesagt.“

Ich erwiderte, daß dies eine schamlose, von Protestanten erfundene Verleumdung wäre.

Kudeto fuhr fort über Religion zu sprechen und erzählte mir nach dem Wortlaute des Koran und der mohammedanischen Ueberlieferung die Geschichten Ibrahim's (Abraham's), Musa's (Mosis), der Menschwerdung des Herrn u. a. m.

Nachher unterhielten wir uns von den Sitten der Timnés, vom Regierungssystem im Porto-Loko'schen Reiche, vom Kriege u. s. w. Bezüglich des Krieges bemerkte Rudeto:

„Es ist schon sehr lange, daß wir keinen mehr gehabt haben. Der Krieg ist ein Unheil, wir lieben ihn nicht und wollen ihn nicht. Darum lassen wir unsere Nachbarn in Ruhe, und machen diese uns Schwierigkeiten, dann rufen wir die Vermittlung des Statthalters von Sierra-Leone an; auf diese Weise erhalten wir den Frieden. Nicht daß es uns an Muth gebräche, nein! denn sollte die Vermittlung von Sierra-Leone je einmal erfolglos bleiben, man bekäme zu sehen, wie wir uns zu vertheidigen wissen.“

Ich befragte ihn auch über die sonderbare Thronfolge, er antwortete:

„Diese besteht seit undenkbaren Zeiten und noch nie hat sie Unannehmlichkeiten veranlaßt. Beide königliche Familien übergeben einander Thron und Scepter ohne die geringste Zänkerey und ohne Mißgunst.“

Es war Mittag vorbei. Ich verabschiedete mich, indem ich Rudeto meinen tiefempfundenen Dank für seinen liebevollen Empfang aussprach; seinerseits drückte er mir diesmal die Hand, was bei den Timnés als das Zeichen der höchsten Wohlgeogenheit und Achtung gilt. Dann begleitete er mich bis über den Hof, und bat wiederholt, wir möchten doch ja eine Mission in Porto-Loko gründen.

Ich habe von diesem Besuche das beste Andenken mitgenommen. Rudeto ist ein Mann von hohem Wuchs und noblein Benehmen; seine Gesichtszüge verrathen Intelli-

genz und Aufrichtigkeit; seine Unterhaltung, die ebenso ernst als interessant ist, gefällt besonders wegen der orientalischen Form, womit er seine Gedanken auszudrücken weiß; seine Bemerkungen bekunden schnelle Auffassung und richtiges Urtheil. Ich habe Rudeto niemals lachen sehen, nur mit einem leisen, väterlichem Lächeln äußert er seine innerliche Freude; die Häuptlinge scheinen ihm recht zugehan zu sein. Es wäre schwer, selbst unter den Weißen einen Mann zu finden, der so schöne natürliche Eigenschaften besäße, wie der schwarze Vice-König von Porto-Loko.

Ich war kaum in mein Logis zurückgekehrt, als mir schon eine Botschaft vom Vice-König und vom Prinzen Sanfrisa angemeldet wurde. Wiederum war es H. Sawyer, der „Mensch für Alles“, der mit derselben betraut war. Ich fand ihn im Hofe, escortirt von einigen Negern und begleitet von einer endlosen Menge Neugieriger. Sie brachten mir ein Schaf, eine Kürbisflasche voll Reis und andere Gßwaaren.

H. Sawyer trat geheimnißvoll zu mir heran und flüsterte mir ins Ohr:

„Ich bin Träger einer königlichen Botschaft, darf aber dieselbe nicht veröffentlichen, bevor Sie dem Könige ein Geschenk gemacht haben.

Ich gab eine Tabakspfeife.

Hierauf ließ er eine lange, emphatische Rede vom Stapel, worin er dem Publicum kund gab, daß das Schaf, der Reis und alles Uebrige dem „weißen Manne“ als Geschenk übergeben seien.

Ich dankte öffentlich allen Häuptern und dem gesammten Volke von Porto-Loko für die Liebenswürdigkeit, mit welcher sie den weißen Missionär aufgenommen hatten und versprach ihnen, daß ich, wenn nur immer möglich, dereinst wieder zurückkommen werde, um dann für immer bei ihnen zu bleiben. Sodann überreichte ich den Männern der Escorte die für die Häuptlinge bestimmten Geschenke, kleine Glaswaaren, Verlocken von vergoldetem Kupfer und andere Kleinigkeiten, lauter Ueberbleibsel einer Loterie, welche die ehrwürdige Oberin der Schwestern von Free-town mir gütigst überlassen hatte. Man fand sie herrlich.

Den Rest des Tages benützte ich, um einen andern Theil der Umgegend von Porto-Loko zu besichtigen und bei einigen der einflußreichsten Bewohner vorzusprechen. Ueberall wurde ich mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, und überall gebeten, ich möchte doch in Porto-Loko bleiben. Der Dolmetsch beschwerte sich:

„Ich kann,“ sagte er, „mich nicht mehr blicken lassen, ohne den Vorwurf hören zu müssen: Warum hast du den weißen Mann nicht auch zu uns gebracht? Warum hast du uns die Ehre nicht verschafft, ihn zu sprechen?“

6. Kapitel.

Fortsetzung der Reise bis Kobiz.

„Meine Reise nach Kobiz, wo der König zur Zeit verweilte, war im Einverständnisse mit Rudeto auf Freitag 31. October festgesetzt; allein ein unvorgesehener Umstand hielt mich einen Tag länger zurück, und so konnte ich dieselbe erst am Allerheiligentage antreten. Ich hatte meinen Leuten Befehl ertheilt, sich um 6 Uhr morgens marschbereit zu halten. Um mich nicht selber zu verspäten, las ich die hl. Messe sehr früh.

Indeß, es wird 7 Uhr; da tritt unerwartet Sankrifa in voller Parademontur zu mir herein. Er erkundigt sich nach meiner Gesundheit und belobt die Geschenke, welche ich ihm gemacht habe; endlich gelingt es mir, den lästigen Besucher höflich abzuführen. Da aber kommt ein anderer, ein Sohn Rudeto's; unmöglich ist's ihn abzuweisen, ich muß mich mit ihm unterhalten. Nach ihm läßt sich die ehrenwertheste Matrone von Porto-Voso, eine betagte Wittwe, reich an Sklaven und Ländereien, anmelden; auch dieser muß ich aufwarten. Nun aber war's genug!

Um weitem Besuchen zu entgehen, gab ich Befehl sofort abzumarschiren.

„Sir,“ bemerkte flegmatisch einer der Neger, „der Reis ist noch nicht völlig gekocht; auch haben wir noch keine Fische gekauft.“

So! das brauchte ich noch, meinen Negern kochen helfen und für ihren Proviant sorgen!

Es war 9 Uhr, als es mir endlich gelang, die Leute in Marsch zu setzen. Die Hitze war unerträglich, kein Lüftchen ging. Ich sprach noch einmal bei S. Sawyer, Sanfrisa und Rudeto vor, die mir jeder einen Begleiter mitgeben wollten.

Bei Sanfrisa mußte ich eine nicht endenwollende tinneische Rede anhören, welche durch das oft wiederkehrende frenetische Beifallsgebrüll der Umstehenden noch mehr in die Länge gezogen wurde.

Rudeto war vernünftiger, er hielt mich nicht auf. Nachdem er mich nach dem Befinden gefragt und sich für meine Geschenke bedankt hatte, führte er mir einen sechs bis sieben Fuß hohen Mann vor:

„Hier“, sprach er, „siehst du meinen ältesten Sohn; ihn gebe ich dir mit. Er wird über dich wachen, dich dem Könige vorstellen und ihm mittheilen, daß ich und alle Häuptlinge glücklich wären, wenn du in unserer Mitte bliebest.“

Alsdann erhob er sich und wünschte mir „Glück“ auf die Reise.

Der Fluß theilt Porto-Voko in eine Alt- und eine Neustadt, welche nur durch Rähne miteinander verkehren

können. Man setzt ein wenig abwärts von der Stelle über, wo der Wildstrom beginnt; aber selbst da ist die Strömung noch dermaßen stark, daß sie die Fahrzeuge eine weite Strecke mit fortreißt, ehe es gelingt, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen.

Punkt Mittag gingen wir an der letzten Hütte der Stadt vorbei. Der von uns eingeschlagene Pfad verlor sich in einer langen Steppe, welche durch die ganze Hochebene hinzieht; wir wanderten unter einer backofenheißen Sonne ohne andern Schutz als die Kopfbedeckung, denn das schilfrohrdicke Hochgras hinderte mich den Schirm aufzuspannen; über die Bäche setzte ich auf den Schultern eines Negers. Gegen 2 Uhr war ich bereits ganz erschöpft; der Kopf fing mir zu schwindeln an, ich schlotterte mit den Beinen, auf einmal fühle ich mich umsinken; — ein inniges Gebet, ein Hilfschrei zur Königin aller Heiligen, und besser wurde es mir, Kraft und Muth kehrten wieder.

Von Porto-Loko bis Kobiz ging es durch fünf oder sechs Dörfer. Jedes besteht aus 15—20 Hütten, welche im Waldesgebüsch kreisförmig um einen freien Platz gebaut sind. Inmitten des Platzes befindet sich ein Schuppen, der den Häuptlingen, oft auch den Faulenzern, als Versammlungsort dient. Ringsum stehen die Schutzgötter, d. h. vier oder fünf große Steine, welche, wie schon früher bemerkt, als Schutzgötter angesehen werden; hievon ist der eine oder der andere mit einem Strohdächchen versehen, die anderen bleiben der Witterung ausgesetzt.

In jedem Dörfchen wurde Halt gemacht. Zuerst schien alles todt zu sein; bald aber steckte da eine Alte, dort ein Kind den Kopf aus der Hausthüre und über

kurz war allwärts die Kunde verbreitet: „Ein Weißer, ein Weißer ist da!“ — Männer, Weiber, Kinder, Alles strömte herbei um mich zu sehen. Rudeto's Sohn erwartet nur die Ankunft des Dorfhäuptlings, um dann jedesmal, ohne eine Geste und ein Wort auszulassen, die Rede zu wiederholen, welche ihm sein Vater vor der Abreise eingebracht hat. Inzwischen mustern mich alle durch: die Männer berathen, was mich zu ihnen geführt haben möchte; die Weiber disputiren untereinander, welche von ihnen mich am ersten gesehen hat; andere sprechen ihr Mitleid aus über mein hageres Gesicht und mein schwächliches Wesen. Als ich ihnen aber zuwinkte, daß ich Durst hätte, da liefen alle, um mir Wasser zu holen.

Ich machte mir auch meinerseits Gedanken: ich dachte an die Verlassenheit dieser Unglücklichen, welche noch immer den Missionär entbehren müssen; und doch sind sie so gutdenkend! Ich bin überzeugt, daß bei ihnen die Gnade Gottes keinen besondern Widerstand finden wird. Auch hoffe ich, daß die Zeit nicht mehr weit ist, wo wir das Glück haben werden, ihnen das Evangelium zu verkünden; ich freue mich sogar im voraus schon, als einer der ersten hierzu berufen zu werden.

Gemäß den Landesgesetzen und weil wir mit einer Botschaft an den König betraut waren, mußte der Dorfhäuptling uns eine Strecke weit begleiten; beim Abschiednehmen zeigte er mit einem Stabe die Richtung, welche wir einzuschlagen hatten; es war eine pure Formalität, denn meine Führer kannten den Weg sehr gut.

Nach einem Marsche von fünf Stunden, gelangten wir an ein Gehölz. Rudeto's Sohn, der unmittelbar vor

mir ging, hielt plötzlich an und legte seinen Säbel quer über den Pfad.

„Hier“, sprach er, „fängt das Dorf des Königs an; es ist uns nicht erlaubt weiter zu gehen, bevor wir dem König unsere Ankunft gemeldet haben.“

Sogleich entsandte er einen Mann dem Dorfe zu.

Diesen Aufenthalt benutzte ich, um meine Wäsche zu wechseln und mich ordentlich herzurichten, denn ich war in Schweiß gebadet und von Kopf bis zu Fuß mit Staub und Roth bedeckt. Noch war ich mit meiner Toilette nicht recht fertig, als schon ein Bote Alifali's kam.

„Der König“, meldete er, „ist bereit Sie zu empfangen, er erwartet Sie mit Ungeduld.“

Der junge Rudeto hob seinen Säbel auf. Wir steigen einen kleinen Hügel hinunter, setzen über einen Bach und erreichen bald das auf einer Anhöhe gelegene Dorf Kobiz. Ich schreite direkt auf die Hütte des Königs zu. Alifali erwartet mich sitzend auf einem Teppiche, und umgeben von allen in Kobiz anwesenden Häuptlingen. Als ich ihn grüßte, reichte er mir die Hand und hieß mich neben ihn auf den nämlichen Teppich sitzen. Er erkundigte sich nach meinem Befinden, nach den Beschwerden der Reise und entschuldigte sich, durch seine Abwesenheit Schuld gewesen zu sein, daß ich mich nach einem so ferngelegenen Dorfe bemühen mußte. Sodann erklärte er öffentlich vor allen Häuptlingen, daß ein solcher Besuch von Seiten eines Weißen ihn ebenso sehr freue, als außerordentlich ehre. Nach einer Unterhaltung von ungefähr zwanzig Minuten erhob er sich und sprach zu meinem Dolmetsch:

„Der weiße Priester ist müde, er bedarf der Ruhe; vorher aber muß er noch etwas essen.“

Ohne auf eine Antwort zu warten, winkte er einigen Häuptlingen, daß sie mit ihm gehen sollten.

Bald darauf kamen sie zurück mit einer ungeheuren Bettlade, welche sie in einer Nachbarhütte aufstellten; der König folgte mit einer Decke auf dem Arm. Die Hütte, die man mir zurichtete, war die eines alten Häuptlings. Als dieser erfuhr, daß Alifali ihn vor allen anderen den Vorzug gab, mich zu beherbergen, kam er ganz freudig und sagte zu meinem Dolmetsch:

„Unter meinem Dache wird der weiße Priester schlafen. Es ist das für mich ein Glück und ein Segen, wie ich mir solche in meinem Leben nie zu hoffen getraut hätte; ich werde es allen meinen Verwandten, mögen sie noch so weit von hier wohnen, zu wissen thun.“

Nach Herrichtung meines Logis besorgte seine königliche Majestät auch noch mein Nachessen. Als er aus der Hütte kam, hielt er auf dem Plaze an, warf einen gebieterischen Blick um sich und deutete mit dem Finger auf einen herrlichen Hahn, der längs einer Hecke ruhig einher spazierte. In einem Nu setzten alle Häuptlinge, ihrer Würde uneingedenk, dem Federthier nach, einige Dorfjungen halfen ihnen dasselbe einfangen, und bald darauf lag der Hahn sterbend zu meinen Füßen. Unwillkürlich dachte ich an die römischen Gladiatoren und an ihr «Ave Cæsar, morituri te salutant!»

Noch ehe ich schlafen ging, beauftragte ich den Dolmetsch beim Könige anzufragen, ob er bereit wäre meine Geschenke in Empfang zu nehmen.

„Geschenke!“ erwiderte ihm dieser, „aber es war ja gar nicht nöthig, mir solche mitzubringen. Dadurch daß der weiße Priester sich bis hierher bemühte, hat er mir größere Ehre und Freude verursacht, als wenn er mir die halbe Welt geben würde. Weil er aber dennoch solche mitgebracht hat, so will ich selbst gehen, sie abholen.“

Und so bekam ich unerwartet den Besuch Alifali's; er überraschte mich im Augenblicke, da ich meine kleine Sammlung auf dem einzigen Möbel, das mir zur Verfügung stand, auf dem riesigen Bettgestell, zurecht legte. Beim Anblicke all der schönen Sachen gerieth der große König, dessen Haltung sonst eine sehr würdevolle und wahrhaft königliche ist, außer Fassung, ich hatte nur mehr ein großes Kind vor mir. Den ganzen Kram bestehend aus Kämmen, Stecknadeln, Kränzen u. s. w. überließ ich ihm; hastig raffte er alles zusammen, nahm kaum die Zeit um zu danken, und spütete sich seine Reichthümer den Dorfbewohnern vorzulegen; — aber weh demjenigen, der es gewagt hätte etwas davon anzurühren!

Nach einem kleinen Spaziergang entschloß ich mich endlich, auf die schreckliche Folter, die mein Bett war, niederzuliegen; es war 8 Uhr. Als ich mich anschickte das Nachtgebet zu verrichten, kam jäh der Dolmetsch:

„Der König kommt,“ sprach er.

Ich konnte knapp die Thüre erreichen, so war er schon da, begleitet von meinen drei Führern, den Häuptlingen und der gesammten Einwohnerschaft von Robiz; diese letztere blieb draußen vor der Hütte stehen. Ich bot Alifali den einzig disponiblen Sitz an, ein Ende der famosen Bettlade, das andere Ende nahm ich in Anspruch; die

Volkshäupter kauerten sich im Halbkreise auf den Boden nieder.

Die schwarze Majestät nickte nun dem jüngsten Führer zu, er solle vortragen, was er Namens seines Herrn auszurichten habe. Nach diesem sprach der zweite Führer; alsdann ergriff der junge Kudeto das Wort. An seiner Stimme, an seinen Geberden merkte ich, daß er meine Sache warm vertheidigte; König und Häuptlinge wandten sich von Zeit zu Zeit gegen mich, indem sie sagten: «Amba»! (Sehr gut!) Als Kudeto's Sohn zu reden aufgehört hatte, ertheilte der König mir das Wort.

Jetzt richteten sich alle Blicke auf mich; innerhalb und außerhalb der Hütte wurde alles mäuschen still, die Häuptlinge rückten, um keines meiner Worte zu verlieren, näher heran. Ich sprach von Gott, von unserer heiligen Religion, und von der katholischen Kirche. Alles lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und wurde ich des öftern durch begeisterte Beifallrufe unterbrochen. Hier die Hauptgedanken meiner Rede:

„Seit vielen Jahren hegen die katholischen Missionäre von Sierra-Leone den Wunsch, in Freundschaftsverkehr mit den Völkerschaften des Innern zu treten, um sie zu unterrichten und ihnen Gutes zu thun, wie Brüdern; denn die Schwarzen und die Weißen sind alle Brüder, weil sie alle den nämlichen gemeinsamen Vater haben, Gott der im Himmel thront. Wir hatten die Wahl zwischen vielen Völkern, den Mandingern, den Sujus, den Mabillés, den Stämmen des Sherboo, des Bulam und anderen mehr. Da wir aber öfter den Edelsinn des Königs und des Volkes von Porto-Voko und ihre Gast-

freundlichkeit gegen die Fremden rühmen hörten, so sandten mich meine Vorgesetzten hierher, damit ich nachsehe, ob das, was man euch nachrühmt, auch wahr sei. (Amba! amba!) Nun habe ich, die kurze Zeit, die ich in eurer Mitte bin, die Ueberzeugung gewonnen, daß das Lob, welches euch allenthalben gesprochen wird, nicht nur zutreffe, sondern noch viel zu gering sei. (Amba! amba!) Deshalb werden wir nicht weiter gehen, sondern euch vor allen übrigen Völkern den Vorzug geben. Es wird der Missionäre größtes Glück sein, friedlich in eurer Mitte wohnen zu können. Wir werden eure Kinder unterrichten, eure Kranken pflegen, für eure Armen sorgen; überdies werden wir eure erwachsenen Söhne lehren, wie man in Europa arbeitet, wie man den Boden bebaut, und wie ihr selbst so manches erzeugen könnet, das ihr jetzt aus Freetown beziehen und theuer bezahlen müßet. Dafür beanspruchen wir nichts, als den Schutz des Königs, ein Stücklein Boden, wo wir uns häuslich niederlassen und frei bewegen können, vor allem aber guten Willen von Seiten der Häuptlinge und des Volkes.“

„Ja, ja,“ rief man mir von allen Seiten zu, „bleibe bei uns, du bist unser Freund, du sollst frei sein, du sollst bei uns schalten und walten, wie es dir immer gefällt.“

„Und glaubet nicht,“ hub ich von neuem an, „daß wir weiße Priester in diese Gegenden kommen, um Handel zu treiben. Wir sind Gesandte Gottes und suchen nur eins, euch zu unterrichten und euch Gutes zu thun. Wenn Gott uns sagt: Gehet! so gehen wir, verlassen die Hei-
math, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Ver-

wandte und Freunde, Alles, Alles, und kommen zu euch, um bei euch zu bleiben, für euch zu arbeiten, für euch zu leiden und endlich zu sterben und begraben zu werden weit von der Gruft unserer Väter.“

„Allah Akabaru!“ (Großer Gott!) sprachen die Häuptlinge, indem sie einander verwundert anschauten, „ist dies möglich!“

Ich fuhr fort:

„Die weißen Priester haben sogar, um euch ihre ganze Kraft und Liebe widmen zu können, vor Himmel und Erde den feierlichen Schwur gethan, niemals Weib und Kind zu haben. Es ist ihnen verboten, eine andere Familie und andere Kinder zu haben als die Armen, die Waisen, die vom Unglücke Betroffenen und die Verlassenen, welche Niemanden mehr finden, der sie liebt; diese und nur diese dürfen die Familie der katholischen Missionäre bilden.“

Ich vermag es nicht, die Scene zu beschreiben, welche diese letzten Worte hervorriefen. Alifali sprang von seinem Sitze auf, schaute mir fest in die Augen,

„Und du,“ frug er, „du bist auch so?“

Unter der Menge draußen entstand ein Tumult, als wäre ich weiß nicht was außerordentliches vorgefallen. Alifali schritt auf und ab, mit sich selbst redend; ich vernahm nichts als die oft wiederkehrenden Worte „Allah Akabaru!“ Endlich, als traute er seinen Ohren nicht, hieß er mich das Gesagte wiederholen; ich wiederholte es.

Hierauf besprach ich das Wesen des Priesterthums, die Sorgfalt mit welcher die Kirche ihre Cleriker heran-

bildet, die Ceremonien des Subdiaconats, des Diaconats und der Priesterweihe. Der König war davon äußerst gerührt.

„Alles dieses ist schön, ist großartig,“ bemerkte er.

„Ich habe noch nicht alles gesagt, König Alifali!“ fuhr ich weiter. „Nebst den Priestern gibt es in der katholischen Kirche auch noch tausende von Frauen, welche Gott ihre Jungfrauschaft weihen, um den Armen, den Waisen, den Kranken und Verlassenen Mütter zu werden, ihnen ihr Herz, ihre Gesundheit und ihr Leben hinzupfern. Viele derselben verlassen ebenfalls ihre Heimath und helfen den Missionären; solche finden sich bereits überall vor, auch in Freetown gibt es deren.“

„Wie, bis dorthin sind sie gekommen? Die muß ich sehen; nicht wahr, du führst mich zu ihnen, wenn ich wieder nach Freetown gehe?“

Ich versprach es; Alifali war entzückt. Nach einer Weile äußerte er:

„Deine Ankunft hatte mich mit Freuden erfüllt, jetzt aber, da ich aus deinem eigenen Munde vernommen habe, wozu du gekommen bist, ist meine Freude noch viel größer. Die Häuptlinge und das Volk haben mir sagen lassen, wie sehr sie wünschen, daß du bei uns bleibest. So bleibe denn, ich will es, ganz Porto-Loko will es; du bist unser Freund, deine Gegenwart wird uns glücklich machen. Nimm Boden so viel und wo du willst, sobald du deine Wahl getroffen hast, werde ich dir denselben übergeben; baue dann, schalte nach Belieben, denn wir haben Vertrauen zu dir; wir sind überzeugt, daß alles, was du thun wirst, zu unserer Wohlfahrt gereichen wird. Du

wirft jetzt fortgehen, ich weiß es, aber um bald wieder zu kommen. Laß nicht lange auf dich warten; während deiner Abwesenheit werden wir nach dir seufzen.“

Sodann wandte er sich an die Häuptlinge, um zu wissen, ob er gut gesprochen habe. Mit Wort und Zeichen stimmten ihm alle bei.

Wir trennten uns; der König verließ mich der letzte, beim Abschiednehmen drückte er mir liebevoll beide Hände.

Kaum hatte ich mich zurückgezogen, als der König scharfen Schrittes wieder zurückkam; er stellte sich vor mich hin und frug mit einer gewissen Aufregung:

„Du und die weißen Priester, für wen thut ihr alles das, was du vorhin gesagt hast?“

„Für Gott,“ antwortete ich selbst tief gerührt, für Gott! Er allein ist reich genug, uns dafür zu belohnen.“

Alifali schaute mich noch einige Augenblicke stillschweigend an, alsdann entfernte er sich, indem er mehrere Male wiederholte:

„Allah Akabaru! wie schön, wie herrlich das ist!“

Am andern Morgen kam der König schon in aller Frühe, um mich zu einem Spaziergang einzuladen; da er aber die Thüre verschlossen fand, und auch innen keinen Laut vernahm, sprach er zu seiner Umgebung:

„Der weiße Missionär ist erschöpft, wir müssen ihn ruhen lassen.“

Von seinem Spaziergang zurückgekehrt, meldete er sich wieder und setzte sich vertraulich neben mich.

„Wie alt bist du?“ fragte er, „du scheinst noch recht jung zu sein.“

„Ein und dreißig Jahre.“

„Oh! da bist du viel jünger wie ich. Leben deine Eltern noch?“

„Mein Vater ist seit einigen Jahren gestorben; aber die Mutter, die habe ich, Gott sei Dank, noch.“

„Du bist glücklich, deine Mutter noch zu haben!“

„Ich habe sogar die Mutter meiner Mutter noch.“

„Die Mutter deiner Mutter? Ich sehe es, Gott segnet dich.“

Hiernach mußte ich von Frankreich und von England sprechen, und ihm die ungefähre Entfernung beider Länder angeben. Um meine Erklärungen anschaulicher zu machen, skizzierte ich eine Karte, die, wie grob und plump sie auch war, dem Könige so sehr gefiel, daß ich sie ihm überlassen mußte; zugleich versprach ich, daß ich ihm von Freetown aus eine große, colorirte Weltkarte schicken werde.

Von der Geographie kamen wir auf Politik zu sprechen. Alifali wollte alle Einzelheiten unseres Regierungssystems wissen. Jene Völker haben eine große, leider ach! viel zu große Meinung von uns Europäern; sie wähnen, wir seien in Sachen der Religion, der Staatsökonomie und des Völkerrechtes eben so weit voran, wie in der Industrie und Mechanik. Ich sah mich genöthigt mancher Frage auszuweichen, um die Wahrheit nicht sagen zu müssen. Noch niemals war mir unsere sittliche Zerrathenheit und Versumpfung in Europa so peinlich aufgefallen, wie dieses Mal. Wie! dachte ich bei mir, ich, ein civilisirter Europäer, darf und kann vor einer Bande halbwilder Menschen nicht von meinem Lande reden, ohne sie zu ärgern.

und ohne mich schämen zu müssen? Was würden diese Leute gesagt haben, wenn ich z. B. von unsern Revolutionen, von der Commüne und ihren Gräuelthaten gesprochen hätte, oder von unserer Republik? Diese würde ihnen ebenso unbegreiflich vorgekommen sein als jene scheußlich; geleitet wie sie sind vom gesunden Menschenverstand, würden sie eine Nation ohne König für ein Unding halten. Weislich verschwieg ich alles dieses und redete nur von unserer Industrie. Diese erregte die Verwunderung meiner Zuhörer dermaßen, daß einer derselben ausrief:

„Was die Weißen doch für Menschen sind! Nichts ist ihnen unmöglich. Gott hat sich bloß den Odem der Menschen und der Thiere vorbehalten, alles andere hat er der Macht der Weißen unterworfen.“

Nach dieser Unterhaltung eröffnete ich dem Könige, daß ich nunmehr meine Vorkehrungen zur Rückreise treffen und mich dann unverzüglich auf den Weg machen werde.

Es war 10 Uhr, als ich mich zu ihm begab, um Abschied zu nehmen. Alifali empfing mich, wie immer, mit der größten Liebenswürdigkeit.

„Ich habe Eile,“ redete ich ihn an, „zu den Meinigen zurückzukehren, um ihnen all die schönen Worte, die du zu mir gesprochen hast, mitzutheilen.“

Als ich aufstand um mich zu empfehlen, erhob er sich ebenfalls und sagte:

„Nicht hier werden wir von einander scheiden, ich begleite dich.“

Er nahm an der Wand seinen schönsten Degen, ein französisches Fabrikat, umgürtete denselben, und wir gingen hinaus. Die Häuptlinge folgten uns. Am Ufer des Flusses angelangt, blieb der König stehen:

„Hier jetzt,“ sprach er, „müssen wir uns trennen. Was ich dir gestern gesagt habe, das ist und bleibt gesagt, der König von Porto-Loko nimmt sein Wort nie zurück. Nimm Boden, wo und soviel du willst, er soll dir geschenkt sein, mache damit was du willst, denn du bist mein Freund und der Freund meines Volkes. Vergiß unser nicht und komme bald wieder; wir unsererseits werden deiner eingedenk bleiben und während deiner Abwesenheit für dich beten.“

Wiederholt drückte er mir beide Hände und hieß mich in einemfort seinen besten Freund. Die Häuptlinge thaten dergleichen.

Ich war längst über dem Flusse drüben, und Alifali winkte mir immer noch Grüße zu.

Meine kleine Carawane befand sich schon weit von Robiz, als jäh zwei Abgesandten des Königs uns nachgelaufen kamen. Sollte etwa einer von uns des Königs Becher mitgenommen haben? Wie die Söhne Jacob's, stellten wir unser Gepäck ab.

Der König hatte einfach vergessen, mich nach meinem Namen zu fragen; er wollte wissen, wie ich heiße. Allein, trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht den zwei Abgeordneten meinen Namen ins Gedächtniß zu prägen. Zu guter Letzt zog ich ein Blatt Papier hervor, schrieb meine Vor- und Zunamen darauf und überreichte es dem einen:

„So, da habt ihr jetzt meinen Namen; bringet ihn dem König, er soll sich denselben durch H. Sawyer vorlesen lassen.“

Das Mittel gefiel; schnellen Fußes kehrten die zwei Neger um, überzeugt, daß es viel leichter ist den Namen eines Weißen in der Hosentasche zu tragen, als im Kopfe zu behalten.

In Porto-Loko angekommen, mußte ich, ungeachtet meiner Müdigkeit und der Unordnung in meinem Anzuge, wiederum zwei volle Stunden für Ceremonien herhalten, ehe ich mich in meine Herberge zurückziehen konnte. Die Führer hatten nämlich ungesäumt und zwar in meiner Gegenwart ihren Vorgesetzten Bericht über den Verlauf der Reise abzustatten; dies thaten sie mit einer geradezu peinlichen Genauigkeit; sie erzählten alles, was sie gesehen und gehört hatten, was von und vor dem Könige gesprochen worden war, ohne die nichts sagendste Einzelheit, ohne ein Tüpfelchen vom Jota auszulassen.

Gerne hätte ich noch einen Abstecher nach der Hauptstadt des Kleinen-Scarcis gemacht, um auch dort Land und Leute kennen zu lernen; der Weg ließe sich in einem Tage hin und her machen; allein Rudeto rieth mir davon ab:

„Wären wir in der Trockenzeit,“ bemerkte er, „so könntest du meinetwegen die Reise wagen; zur Zeit aber sind alle Bäche ausgetreten, die Pfade stehen unter Wasser, du würdest dich Beschwernissen aussetzen, die du nicht im Stande wärest auszuhalten.“

Würde mir Porto-Loko nicht so sehr gefallen haben, so hätte ich mich Mabillé zugewandt, in 8 Stunden wäre ich dort gewesen; aber was konnte ich Gutes in Mabillé zu finden hoffen, nachdem ich nichts als ungünstiges davon hatte sagen hören?

„Die Mabillés sind Wilde,“ hatte mich Rudeto versichert; sie wissen nichts als andere auszuplündern und sich selbst einander umzubringen.“

Meine Aufgabe war erledigt, ich konnte nach Sierra-Leone zurückkehren; die Abreise setzte ich auf den 3. November fest. Mein erster Abschiedsbesuch galt dem Prinzen Sanfrisa; dieses Mal aber traf ich ihn nicht mehr in seiner stolzen Parademontur, sondern in Unterhosen und Schlafmütze, längs auf dem Boden vor der Hütte hingestreckt. Er entschuldigte sich:

„Sieh!“ sprach er, „ich halte die Fasten des Ramadan, seit Sonnenaufgang habe ich weder gegessen noch getrunken und werde nichts genießen dürfen, bis die Sonne hinter jenem Hügel dort untergeht.“

Rudeto hielt mich ziemlich lange auf. Er war sichtlich betrübt, weil ich den Platz für unsere Niederlassung noch nicht gewählt hatte.

„Schau!“ sagte er, indem er mir ein großes Terrain gegenüber seiner Hütte zeigte, „dort wäre ein herrlicher Platz; warum nimmst du denselben nicht gleich in Besitz?“

Er ließ sich eine sehr schöne Decke bringen und gab mir dieselbe mit den Worten:

„Nimm diese Decke zum Zeichen unserer Freundschaft; lege sie, wenn du heimkommst, auf dein Bett, und so oft

du schlafen gehst, denke an Kudeto, deinen Freund in Porto-Loko.“

Wiewohl der gute Mann leidend und noch nüchtern war, begleitete er mich, auf einen Stab sich stützend. Auch seine Kinder wollten mich nicht allein fortgehen lassen; sie liefen neben mir her und ließen mir in einem fort durch den Dolmetsch sagen, ich möchte doch bald wiederkommen.

Um 8 Uhr abends verließ ich Porto-Loko, andern Tags, am Feste des hl. Carolus, meines Namenspatrones, war ich in Freetown zurück.“

7. Kapitel.

Aufregung der Anglikaner. — Prüfungen im Missionshause. — P. Gommenginger krank in den Bergen.

Diese Reise P. Gommengingers nach Porto-Loko versetzte die Anglikaner außer Rand und Band. Er selbst berichtet hierüber, wie folgt:

„Kaum war ich in Freetown zurück, als schon Rudeto einen Brief vom britischen Gouverneur, einem Busenfreund des anglikanischen Bischofs, erhielt, worin dieser es ihm verwies, den Katholiken ein Stück Land gegeben zu haben. Rudeto ließ antworten, daß es ihm freistehe, Land zu geben, wenn er wolle.

Wenige Monate später begab sich der anglikanische Bischof, aus Furcht wir möchten ihm zuvorkommen, selber nach Porto-Loko und eignete sich ebenfalls ein Grundstück an. Gegenwärtig läßt er seine Bauten beschleunigen, um noch innerhalb zweier Monate Prediger dorthin schicken zu können.

Indeß, der Vice-König fährt fort, uns sein bestes Wohlwollen zu bewahren; einen neuen Beweis hiervon Gommenginger.

gab er uns erst kürzlich wieder gelegentlich seines letzten Besuches in Freetown. Der anglikanische Bischof hatte sich erfrecht, ihm bei der öffentlichen Audienz im Palais des Gouverneurs vorzuwerfen, daß er die katholischen Missionäre aufgenommen und ihnen sogar Grund und Boden zu einer Niederlassung geschenkt habe. Rudeto erhob sich beleidigt und fuhr den Bischof mit noblem Stolze an:

„Ich bin Herr in meinem Lande; ich kann empfangen wen ich will, und Boden schenken wem ich will. Sie selber kamen nach Porto-Loko, und auch Ihnen habe ich ein Grundstück für ihr Werk zugestanden. Darauf ließen Sie einen Bau aufführen, ohne daß es irgend einem meiner Unterthanen in den Sinn gekommen wäre Sie zu belästigen. Alsdann zogen Sie wieder von dannen, ohne mir ein Sterbenswörtchen zu sagen. Noch mehr! Sie thaten mir den Schimpf an, Zimmerleute zu schicken, welche den Bau wieder bis auf den Grund niederrissen. Nun, Sie können wenn es Ihnen paßt, zurückkommen, aber einen andern Bauplatz als jenen, welchen ich Ihnen angewiesen habe, werden Sie nicht bekommen. Was übrigens die katholischen Missionäre betrifft, so habe ich ihnen mein Ehrenwort gegeben, und dieses werde ich unter keinen Umständen mehr zurücknehmen. Oder sind diese nicht auch Gesandte Gottes? Ist ihr Gebet nicht ebenso wirksam wie das Ihrige? Beabsichtigen sie nicht auch, uns Gutes zu thun?“

P. Gommenginger fügt bei: „Bei der ersten Aufwartung, welche ich ihm in Begleitung unseres hochw. P. Superiors machte, empfing mich der Vice-König aufs herzlichste.

„Raum hier angekommen,“ sagte er, „dachte ich schon an dich; leider wußte ich nicht, wo du wohntest. Das Wort, das ich dir gegeben habe, verwahre ich immer treu in meinem Herzen.“

Am 13. Juni erwiderte Rudeto unsern Besuch.

„Du hast mir,“ äußerte er beim Weggehen, „aber=mals eine große Freude bereitet. Beeile dich unsere Sprache zu lernen und komme recht bald in unsere Mitte zu wohnen.“

Gestern ging ich ihm unsern Dank für seinen Besuch aussprechen.

„Sehet!“ sagte er zu seiner Umgebung, „dies ist der Mann, der unser Volk so sehr liebt!“

Nicht lange darnach wurde P. Dhève frank und mußte nach Frankreich zurück. An seiner Stelle wurde nun P. Gommenginger zum Superior und apostolischen Vice=Präfecten von Sierra=Leone ernannt.

In diesem neuen, verantwortungsvollen Amte entfaltete er eine womöglich noch größere Thätigkeit als bisher. Allein der Bogen will nicht immer gespannt bleiben. Trotz aller Energie und aller Selbstüberwindung schwächte sich seine Gesundheit allmählig ab, bis er schließlich, Ende December 1874, kraftlos zusammenbrach. Es war auch kein Wunder! Denn abgesehen von seinen vielseitigen und schweren Berufsarbeiten, die nur zu oft die nöthige Körper= und Geistesruhe abkürzten, abgesehen vom Schmerze, den ihm die Nachricht vom Tode seiner inniggeliebten Großmutter verursachte, abgesehen von vielen anderen Prüfungen und Kummernissen, war das Missionshaus

selbst seit ununterbrochen drei Monaten ein wahres Spital. Dem kranken P. Dhèvre folgte P. Roth¹⁾ aus dem Senegal. Dieser aber, der sich im Senegal recht wohl befunden hatte, wurde schon den zweiten Tag krank, von jenem bössartigen Fieber ergriffen, welches sich in das Herz und das Gehirn setzt und sein Opfer binnen weniger Stunden todt hinstreckt. Er starb zwar nicht, der liebe P. Roth, aber er mußte unbedingt nach dem Senegal zurückkehren. So blieb denn neben P. Gommenginger nur noch P. Samba und ein Laienbruder. Doch sieh! eines Abends fällt P. Samba wie todt nieder. Der schnell herbeigerufene Arzt erklärt, ein Hirnschlag habe ihn getroffen und er werde entweder sterben oder aber nimmermehr zum Verstand kommen und zeitlebens jedwelcher Arbeit unfähig bleiben.

„Welch ein Trost!“ schrieb P. Gommenginger,“²⁾ „welche Nacht für den Bruder und für mich! Kalte Compressen, Senfpflaster, Reibungen, wir versuchten Alles, um P. Samba wieder zum Leben zu bringen; endlich nach sechs Stunden kam er zu sich. Wochenlang pflegten wir ihn. Doch ein zweiter Schlag, heftiger als der erste, rührte ihn; er erholte sich zwar auch diesmal wieder. Nun aber verordnete der Arzt, er müsse sofort, behufs Luständerung, nach Gambia übergeführt werden. Am 5. December ließen wir ihn denn auch halb todt dorthin verbringen.“

1) P. Roth aus Echerweiler.

2) Brief von Weihnachten 1874.

Zum Glück war mittlerweile ein anderer Missionspriester eingetroffen, sonst wäre P. Gommenginger wiederum ganz allein geblieben. Indes, er war erschöpft, schrecklich erschöpft; nur die Aufregung hatte ihm in der letzten Zeit noch etwas Kraft verliehen. Zuerst befiel ihn ein kleines Fieber, dem er keine weitere Achtung schenkte und das ihn auch nicht hinderte nebst mehreren Briefen, noch einen langen Bericht nach Frankreich zu schreiben, welcher mit dem nämlichen Schiffe abgehen sollte, wie P. Samba. Während der Nacht aber gewann das Fieber eine besorgniß-erregende Heftigkeit. Er fühlte große Schmerzen, vermied es jedoch Hilfe zu begehren, weil er wußte, daß auch die anderen sehr müde waren; er glaubte bis am Morgen warten zu können. Allein gegen 4 Uhr nahmen die Schmerzen dergestalt zu, daß er sie nicht mehr auszuhalten vermochte. Jetzt rief er um Hilfe; es war hohe Zeit! Ein fürchterliches Erbrechen stellte sich ein, und nach wenigen Minuten lag er scheinbar im Sterben. Mehrere Tage blieb er besinnungslos, endlich erholte er sich wieder. Der Arzt stellte ihn jetzt vor die Wahl, entweder nach Frankreich zurückzukehren, oder eine Luftkur auf den Bergen zu machen. P. Gommenginger entschloß sich für dieses letztere.

Sobald sein Zustand es erlaubte, begab er sich in ein kleines Bergdörfchen. Die Einwohner waren fast sämmtlich Protestanten; von den Engländern hatten sie gelernt, wie man die Fremden ausbeutet, denn sie verlangten nicht weniger als eine Mark pro Tag Hauszins. Die Bergluft bekam dem Kranken vortrefflich; er genas, wenn auch langsam, und nach vier Wochen konnte er wiederum nach

Freetown hinabsteigen und seinen Mitbruder unterstützen, der ebenfalls zu kränkeln anfing. Armes Afrika, wie viele noch werden ihr Leben lassen müssen, bis du bekehrt bist!

P. Gommenginger hatte die Weihnachtsfeste in dem soeben erwähnten Negerdörfchen zugebracht. Aber welche traurige Weihnachten, und wie verschieden sie waren von den früheren!

Zur Kurzweil hatte er nichts als, in der Wohnhütte, eine Unmasse großer Ratten, welche daselbst ein unbändiges Wesen verführten, und draußen die Neger, welche tanzten und krafeelten und derart fürchterlich thaten, daß auch der Unerfroffenste, der mit den afrikanischen Sitten nicht vertraut gewesen wäre, vor Schrecken gezittert haben würde. Bei den protestantischen Negern von Sierra-Leone, namentlich bei den Wesleyanern — diese sind unter allen die verkommensten — gestalten sich die Weihnachten zu einer Nacht ekelhafter Orgien. Nirgends war eine Spur jener weihervollen Stille zu entdecken, welcher man sonst überall begegnet, wo katholische Familien sind.

Die dortigen Anglikaner und sonstigen Protestanten pflegen ebenfalls einen Mitternachtgottesdienst zu halten. Da aber zur Zeit gerade kein Prädicant zur Stelle war und auch keiner aus der Umgegend kommen konnte, so ging ein biederer Engländer den P. Gommenginger mit der Bitte an, er möchte gütigst den Prädicanten ersetzen und dem besagten Gottesdienst vorstehen. Selbstverständlich wies P. Gommenginger diese sonderbare Zumuthung zurück. „Denken Sie doch,“ bemerkt er in einem Briefe an den Oheim, „was für ein Gesicht ich gemacht hätte,

wenn ich, katholischer Priester und Missionär, zu Weihnachten, um die Mitternachtsstunde, unter besoffenen Negern, in einem protestantischen Tempel, als anglikanischer Prädicant würde pontificirt haben!“ ¹⁾

¹⁾ Brief wie oben.



8. Kapitel.

Reise nach dem Rio-Pongo-Land. — Absteher in das Land der Bagas.¹⁾

Im Monat Juni 1875 unternahm P. Gommenginger eine Forschungsreise nach dem Rio-Pongo-Land. Anlaß dazu gab ein Brief Johann Jacob Katty's, ehemaligen Schülers der katholischen Mission von Dakar und Bruders einer der dortigen Könige, an den hochw. Hn. Duret, Apostolischen-Vicar von Senegambien. Derselbe lautete:

Thiàh (Rio-Pongo), 17. Februar 1875.

Gnädigster Herr und lieber Vater!

Wir haben die Ehre, Ihnen die Lage zu schildern, in welcher wir uns derzeit befinden: wir sind keine Marabuts und sind keine Christen. Warum? Weil wir weder Missionär noch Kirche haben. Dies ist es, weshalb ich Ihnen schreibe.

¹⁾ Bericht P. Gommenginger's in den « Missions catholiques » 1876, Nr. 1 und 2.

Seitdem unser lieber Vater, der hochw. H. Robès,¹⁾ das Zeitliche gesegnet hat und wir seinen Tod erfahren haben, sind wir ohne Hoffnung geblieben, jemals wieder Missionäre zu bekommen. Als uns aber gemeldet wurde, daß der liebe Gott Sie zu unserm Bischofe und gemeinsamen Vater auserkoren habe, da ward unsere Freude groß.

Zur Stunde schicken sich die Völkerschaften des Rio-Pongo an, mir die Königskrone zu übertragen; ich beeeile mich Sie davon in Kenntniß zu setzen, damit Sie mir beistehen und uns baldmöglichst katholische Missionäre schicken mögen. Sämmtliche Stämme des Rio-Pongo haben mich gebeten, Sie um solche anzusuchen.

Es befinden sich bereits viele Christen hier, und alle, die Anglikaner wie die übrigen, verlangen nach katholischen Missionären.

¹⁾ Mgr. Aloys Robès, geboren zu Jessenheim (Unt. Elß.) am 17. April 1820, studirte am Priesterseminar zu Straßburg, wo er den ehrw. P. Libermann kennen lernte — wurde am 21. December 1844 zum Priester geweiht — trat am 19. Juli 1846 zu Neuville in das Noviciat der Gesellschaft des hl. Herzens Mariä ein — wurde 1848 zum Coadjutor des Apostolischen Vicars der beiden Guinea und laut Apostolischen Schreibens vom 6. Februar 1863 zum Apostolischen Vicar von Senegambien ernannt. Vier große Werke u. v. a. kennzeichnen seine Thätigkeit: die Gründung einer Congregation eingeborener Schwestern in Dakar (1858), die Gründung der Industrie- und Ackerbauschule in St. Joseph von Ngazobil (1862), die Errichtung eines kleinen und großen Seminars zur Bildung eines einheimischen Clerus ebendasselbst, und die Herausgabe einer wolofischen Sprachlehre. Er starb am 11. October 1872 in Dakar. — Sein dritter Nachfolger war Mgr. Riehl aus Rüttolsheim (Unt. Elß.).

Adieu, mein lieber Vater! Willfahren Sie gütigst der Bitte Ihres theuren Sohnes

Johann Jacob Ratty.

Der Rio-Pongo befindet sich im südlichen Theil des Apostolischen-Vicariats von Sierra-Leone. Er entspringt im Hochgebirg des Futa-Djallon, woselbst auch der Niger, der Senegal, die Gambia und mehrere andere Flüsse ihre Quellen haben, bewässert einen Theil des Futa und des Reiches der Susus von Thiâh und mündet in das Meer unter dem 10. Grade nördlicher Breite und dem 16. Grade 31' westlicher Länge (Pariser Meridian) ungefähr fünfzig Stunden nördlich der englischen Colonie von Sierra-Leone. Dem Rio-Pongo fließen in seinem untern Theile nebst mehreren kleineren, eine Menge größerer Bäche zu, welche in Anbetracht ihrer gewaltigen Wassermassen ebenfalls als Flüsse bezeichnet werden müssen; sämmtliche kommen aus dem Binnenland.

Die Mündung des Rio-Pongo bietet nicht den großartigen Anblick, welcher den Reisenden so mächtig ergreift, wenn er andere Flüsse der Küste Afrika's hinauffährt. Die Vegetation ist dürftig und die Uferseiten bilden ein stinkendes Moor, worin ungeheure Krokodile ihr Unwesen treiben. Aber wie ändert sich das Schauspiel, wenn man acht oder zehn Stunden flussaufwärts kommt! Von da an erhebt sich eine Reihe von Hügeln, welche immer höher steigen und zwischen denen der Fluß krystallhell dahinfließt. Bei jeder Windung wechselt die Aussicht und wird dieselbe immer herrlicher.

Was die Eingeborenen über die Schönheit und den Reichthum ihres Landes berichten ist keineswegs über-

trieben, ebensowenig als folgende Zeilen, welche wir den „Reisen“ Gaillé's entnehmen: „Der Futa-Djallon ist ein alpinisches Hochland mit tiefen Schluchten und hohen Bergen, welches von Südwesten nach Nordwesten unabsehbar weit hinzieht. Aus jeder Vertiefung seiner pflanzenreichen Abhänge, auf der Sohle einer jeden seiner schattigen Schluchten fließen ruhig murmelnd, oder stürzen schäumend hernieder Quellen, Bäche und Ströme, deren Gewässer ununterbrochen eine fruchtbare Feuchtigkeit und ein sich stets erneuerndes Grün unterhalten. Die Gesamtschau ist derart malerisch und bezaubernd, daß das Auge sich nicht satt daran schauen kann, die Seele bewundernd vor sich hinträumt und das Gedächtniß das Gesehene nie wieder vergißt.“

Die Bewohner des Obern-Flusses nennen sich Fullahs. Alsdann kommen die Susus von Thiäh. Diese letztern vermengen sich flussabwärts und auf der ganzen Küste zwischen dem Mellacuri und dem Rio-Nunez, mit den Bagas. Die Bagas wurden früher durch die Timnés aus dem Porto-Vokogebiet vertrieben; sie sind vom König von Thiäh unabhängig, reden eine andere Sprache als die Susus, haben aber dieselbe Religion und die nämlichen Sitten wie diese.

Die Fullahs sind strenge Beobachter des Coran. Die Susus und die Bagas des untern Flusses hingegen haben als Religion einen sinnlosen Mischmasch von Mohammedismus, Fetischismus und Heidenthum. Viele dieser letzteren sind sogar völlig religionslos und ist ihr Leben ein geradezu thierisches. Unselige Völker, die als Beispiel

dienen können, wie tief der Mensch sinkt, wenn er sich selbst überlassen ist!

Da wir gerade von der Religion der Rio-Pongo-Bewohner reden, dürfen wir die Secte der „Simos“ nicht unerwähnt lassen.

Man nennt Simos die Anhänger einer geheimen Gesellschaft, deren Zweige sich weithin über alle umliegenden Länder ausstrecken. Die Organisation, die Statuten, die Riten und die Häupter derselben sind, wie bei unsern geheimen Gesellschaften in Europa, nur den Eingeweihten bekannt; jedwelter Verrath wird unnachsichtlich mit Tod geahndet.

Der Urheber dieser Secte kann nur der Teufel sein; denn den Teufel verehren mittelst abscheulicher Ceremonien, Ausschweifungen und Verübung alles Bösen, des Teufels Macht aufrecht erhalten und weitmöglichst ausdehnen, dies ist der Simos offenkundiges Ziel. Der gemeine Haufen mag sich dessen nicht ganz klar bewußt sein; daß aber die Führer wissentlich darauf hinarbeiten, ist außer allem Zweifel.

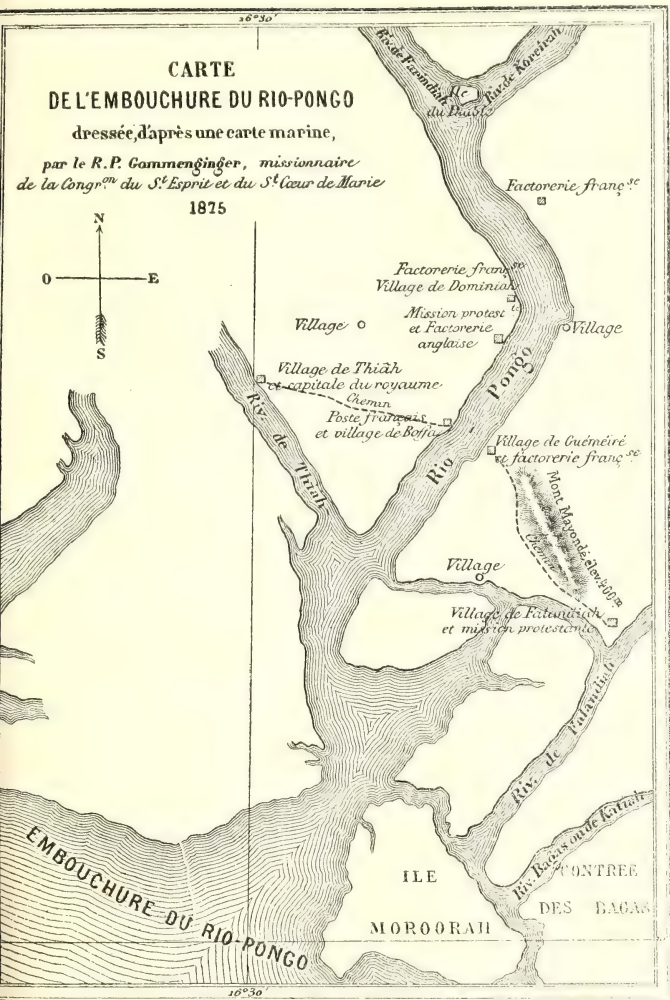
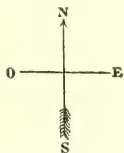
Die Simos haben, wenn auch unter andern Namen, ihre Lehrlinge, ihre Gesellen, ihre Ritter Kadosch, ihre Groß-Oriente und wie die übrigen Grade unserer europäischen Freimaurerlogen alle heißen mögen.

Einst gerieth P. Gommenginger in einem Bagas-Dorfe an den Ort, wo im Dunkel ungeheurer Bäume, welche sie gleich Göttern verehren, die Simos ihre Versammlung abhielten. Er ahnte nicht, was vorging; allein die Geberden und das Gebrüll, welche er zu vernehmen

10°30'

CARTE DE L'EMBOUCHURE DU RIO-PONGO

dressée, d'après une carte marine,
par le R.P. Gammenginger, missionnaire
de la Congr^{on} du S^t Esprit et du S^t Cœur de Marie
1875



10°30'

befam, mahnten ihn, daß es flug wäre, den Rückzug einzuschlagen.

„Was machen denn die Leute dort?“ frug er einen bekannten Mohammedaner.

„Wagen Sie sich nur nicht zu ihnen,“ erwiderte ihm dieser, „sonst könnte es Ihnen übel bekommen. Es sind Simos; sie beschwören den Teufel, dieser erscheint ihnen und beantwortet ihre Fragen.“

„Der Mann,“ bemerkt P. Gommenginger, „mag die Sache übertrieben haben; aber sicher ist es, daß die Simos in unmittelbarem Verkehr mit dem Teufel stehen; ich für meinen Theil bin fest davon überzeugt. Indeß, das einzige Geständniß, wozu die noch ehrlichen unter ihnen sich herbeilassen, ist dieses: Hätte ich gewußt was die Simos sind, so wäre ich niemals Simos geworden. Da ich es nun aber bin, kann ich nicht mehr zurück.“

Man erkennt die Simos an ihren spitz zugeseilten Zähnen, welche, wenn sie die aufgeworfenen Rippen zum Lachen verziehen, ihren Gesichtern einen geradezu schrecklichen Ausdruck geben. Noch besser aber erkennt man den wahren Simos an seiner frechen, lüsternen und boshaften Miene; man merkt sofort, daß der Mann den Teufel und der Teufel den Mann besitzt, und daß dieser jeder Abscheulichkeit und jedes Verbrechens fähig ist. Die Simos gehen im Cannibalismus so weit, daß sie oft ihre eigenen Todten verzehren.

„Mehrere mal geschah es,“ sagt P. Gommenginger, „daß ich mich verirrte. Hörte ich nun hinter mir ein finsternißhaftes, schadenfrohes Gelächter, so durfte ich sicher sein, daß es von einem Simos herrührte; im Land der

Tinnés würde alles herbeigelaufen sein, um mir den Weg zu zeigen.“

Die Simos tragen auf ihren Schultern und dem Rücken breite und tiefe Narben, Ueberbleibsel ihrer Aufnahme, wobei sie den Beweis liefern mußten, daß sie bereit wären, eher die größten Qualen, ja den Tod selbst zu erdulden, als ihren Verpflichtungen untreu zu werden, namentlich das geschworene Geheimniß zu brechen.

Die Einführung oder Einweihung dauert ein Jahr und wird zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr vorgenommen. Während dieser ganzen Zeit lebt der Jüngling zurückgezogen im Walde, von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt abgesondert, unter der Leitung der Sectenführer, die ihn, um seine Standhaftigkeit zu prüfen, auf die barbarischste Weise mißhandeln. Den Ort, wo er sich aufhält, kennt außer den Eingeweihten Niemand, und müßte jeder Unbefugte, der, ob geflüstert oder nicht, denselben betreten würde, sein Wagniß mit dem Leben büßen. „Daß derartige Ermordungen nicht selten vorkommen,“ sagt P. Gommenginger, „deß haben mich nebst mehreren Europäern, sogar einige Simos versichert.“

Kurz, die Simos-Secte ist die Freimaurerei Afrika's, eine Schöpfung des Satans, wie unsere geheimen Gesellschaften in Europa es alle sind. Zu wünschen wäre, daß unsere Missionäre einmal eine Vergleichsstudie zwischen den geheimen Gesellschaften in der civilisirten und den geheimen Gesellschaften in der uncivilisirten Welt anstellten, und uns deren Analogie vor Augen führten. Unzweifelhaft würde sich herausstellen, daß hier wie dort derselbe Urheber und Leiter sich vorfindet, der Satan

nämlich; daß hier wie dort dasselbe gottlose Ziel verfolgt wird, daß hier wie dort dieselben Gräueltthaten verübt werden. Der einzige Unterschied dürfte der sein, daß in Europa der Teufel äußerlich den Aufgeklärten und Feinen spielt, während er in Afrika sich zeigt, wie er ist, frech, schamlos, abscheulich.

In politischer Hinsicht liegen die Sachen so: die Susus am Rio-Pongo werden von einem in Thiâh residirenden, dem französischen Protectorat untergestellten König regiert. Frankreich ist daselbst durch einen Civil-Commandeur und zwei Zollbeamte vertreten, und hat dafür, daß es dem Könige eine Jahresrente bezahlt, das Recht den Handel zu besteuern und von jedem in den Fluß einlaufenden Schiffe eine Anfergebühre zu erheben. Was sonst die innere Verwaltung betrifft, so ist der König vollkommen unabhängig und seine Macht eine unumschränkte; er herrscht über ein Gebiet von etwa 1600 Quadratkilometer.

* * *

Nach diesen Erläuterungen über Land und Bewohner des Rio-Pongo, lassen wir P. Gommenginger wieder selbst seine Reise erzählen.

„Sonntag, den 20. Juni 1875, um 9 Uhr Morgens, bestieg ich einen kleinen Dampfer, welcher den Dienst zwischen den an der Küste Unter-Guineas gelegenen Handelshäusern des Hn. Verminck, von Marseille, versieht. Wir befanden uns in der vollen Regenzeit. Doch, es heiterte sich das anfangs schlechte Wetter allmählig auf und blieb den ganzen Tag über sehr schön, so daß ich die herrliche

Ansicht der Küste vom Sierra-Leone bis zum Rio-Pongo in ihrer vollen Pracht genießen und bewundern konnte. Nachdem wir am Kleinen- und Großen-Scarcis und an dem Mellacuri vorüber waren, erschien das ungefähr 20 Stunden landein befindliche Benna-Gebirg. Dasselbe zieht von Süden nach Norden, parallel der Küste, zwischen dem Mellacuri und dem Rio-Pongo hin, und erreicht eine Höhe von 800 bis 1000 Meter. Sein Aussehen, das sofort auf vulkanische Formation schließen läßt, ist großartig wild: Man denke sich ungeheure aufeinander gesetzte Tische, dazwischen von Zeit zu Zeit senkrecht bis auf die Sohle eingeschnittene Klüfte; gegen Norden befindet sich ein von der Bergkette freistehender Ke-
gel, Racculima genannt, der glatt und wie abgehobelt sich bis in die Wolken erhebt und neben dem die wilddurchzackte Gestalt der übrigen Berge noch mehr hervorsticht. Westlich dieses Gebirges wohnen die Mandinger, westlich, bis an die Küste heran, die Bagas und die Sujus.

Um 9 Uhr Nachts wurde vor den Loß-Inseln Anker geworfen. Die Loß-Inseln, fünf an der Zahl, wovon die größte keine zwei Stunden in der Länge mißt, liegen ungefähr vier Kilometer von der Küste entfernt; sie sind gebirgig, ihr Klima ist ziemlich gesund, nur wimmeln sie dermaßen von Schlangen, daß vor noch wenigen Jahren ein Geschäftsmann daselbst den Boa-Handel betrieb. Ich übernachtete in der Factorie des H. Gaillard.

Früh Morgens ging die Fahrt weiter; um vier Uhr bogen wir in den Rio-Pongo ein und gelangten nach etwa anderthalb Stunden an das Dorf Guéméiré. Hier wurde mir von Seiten der Factorie-Agenten des Hn. Ver-

minck, während vier Wochen, eine Gastfreiheit erwiesen, wie man sich keine hochherzigere denken kann; auch fühle ich das Bedürfniß ihnen öffentlich meinen verbindlichsten Dank dafür auszusprechen.

Am folgenden Tag begann ich den verschiedenen Landesobrigkeiten, namentlich dem Commandanten Crespin und dem Könige von Thiäh, meine officiële Aufwartung zu machen. Ich setzte über den Fluß und begab mich zunächst an den französischen Posten, der in Boffa, Guéméiré gegenüber, am rechten Ufer liegt.

Herr Crespin, ein Creole von St. Louis, empfing mich aufs herzlichste. „Es freue ihn,“ sagte er, „endlich einmal einen katholischen Missionär in seinem Gebiete bewillkommen zu können, wo die Protestanten schon längst zwei Missionen hätten und mit dem Protestantismus zugleich antifranzösische Ideen verbreiteten.“ Da er schon wiederholt den Ober-Commandanten in Gorea um katholische Geistliche mit fixer Residenz für den Rio-Pongo gebeten hatte, glaubte er, ich käme, um die Niederlassung endgültig zu gründen; leider mußte ich ihm gestehen, daß ich als einfacher Missionär komme, in der bloßen Absicht, die im Lande zerstreuten Katholiken zu besuchen. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes im Rio-Pongoland ließ H. Crespin nicht ab, mir die größte Zuverlässigkeit zu erweisen, und Dienste zu leisten, wo er nur immer konnte.

Von Boffa begab ich mich nach Thiäh. Ich war begleitet von Emmanuel Katty, einem Bruder des Königs, der sich angetragen hatte, mir den Weg zu zeigen und mich dem Könige vorzustellen. Emmanuel Katty ist, wie

noch zwei andere seiner Brüder, katholisch. Alle drei wurden in der Missionsanstalt von Dabar erzogen und machen ihren Erziehern alle Ehre, denn sie stehen noch immer treu und fest zu ihrem heiligen Glauben und lassen nicht ab, um katholische Missionäre zu bitten. Sie haben großen Einfluß auf König und Volk, so daß sie es eigentlich sind, die regieren, wiewohl sie erst später den Thron besteigen werden; denn hier geht die Thronfolge von Bruder auf Bruder und erst nach Ableben dieser auf die Söhne über.

Die französische Regierung hatte den jetzigen König, unter Zusicherung einer Leibrente, zu bewegen gesucht, auf Kron und Scepter zu Gunsten seines Bruders Johann Jacob zu verzichten, aber er lehnte, im Einverständnisse mit dem gesammten Volke und um den altherkömmlichen Gebräuchen nicht entgegen zu handeln, den Antrag ab. Erst dieses Jahr ist er in Gegenwart aller Häuptlinge des Landes und sämmtlicher Factorei-Agenten feierlich inthronisirt worden.

Thiäh ist nur anderthalb Stunden von Boffa entfernt. Trotz seiner Eigenschaft einer Landeshauptstadt, ist es ein einfaches Dorf, welches sich in nichts von andern Dörfern unterscheidet; runde Hütten aus Stroh und Lehm und schmutzige Pfade, das ist der ganze Luxus, den es aufzuweisen hat. Die Einwohnerzahl mag sich auf etwa 1000 belaufen.

Als ich in Thiäh ankam, war der König spazieren gegangen. Bis er zurückkehrte machte ich Bekanntschaft mit seinem Bruder Benedict. Johann Jacob konnte ich an jenem Tage nicht sprechen, weil er auf einer Reise

begriffen war. Nicht lange dauerte es, kam der König zurück, und zwar in Begleitung aller Notabilitäten der Stadt. Ich drückte ihm die Hand und wir setzten uns zusammen in den Schatten seines Strohpalastes.

So guten Eindruck vor zwei Jahren der König von Porto-Voko auf mich gemacht hatte, so schlechten Eindruck machte auf mich der König von Thiäh. Er ist ein Mann in den dreißig Jahren, mager, schwächling, scheuen Blickes, der nicht weiß, wie er sich benehmen soll und keine zwei Worte reden kann. Auf die Fragen, welche man an ihn stellt, antwortet er einsilbig oder gar nur mit einem albernen Lachen. Daß er zuviel dem Alkohol zuspricht, braucht man sich gar nicht weiter sagen zu lassen. Und dieses Schattenbild von einem Menschen regiert als König unter dem Namen John. Wiewohl er von den Protestanten erzogen wurde, hat er keinen Funken religiöser Ueberzeugung.

„Was wird nach dem Tode aus dir werden?“ frug ich ihn.“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete er unter stupidem Lachen.

Dennoch erklärte er mir, daß es ihn freuen würde, wenn katholische Missionäre in sein Land kämen.

Nach Erledigung meiner officiellen Besuche war mein Erstes mit den Katholiken anzuknüpfen. Da es mir aber unmöglich gewesen wäre, alle persönlich aufzusuchen, so ging ich Herrn Grespin mit der Bitte an, er möge ihnen mittelst eines Circulars zu wissen thun, daß ein katholischer Priester angekommen sei, der am folgenden Sonntag

in Boffa den öffentlichen Gottesdienst abhalten werde. Zugleich ließ ich sie dringendst mahnen, sich recht pünktlich einzufinden und ihre noch nicht getauften Kinder mitzubringen. Mein Aufruf fand Anklang; alle denen er bekannt wurde, beeilten sich herbeizukommen. Mehrere legten ihre Beichte ab und empfingen die heilige Communion. Nach beendigter Messe, welcher vierzig Personen bewohnten, taufte ich dreizehn Kinder; später taufte ich noch drei; auch segnete ich eine Ehe ein. Sogar meldeten sich einige erwachsene Heiden und verlangten getauft zu werden. Ich vertraute sie Katholiken an, die sie unterrichten und auf die Taufe vorbereiten werden.

Die freie Zeit benützte ich, um die in der Nähe von Guéméiré liegenden Dörfer auszukundschaften und den Charakter der Bevölkerung zu studiren. Diese schien mir weniger gut und weniger gebildet zu sein als die timnésische. Die Timnés halten ihre Dörfer reinlicher und hegen eine gewisse patriarchalische Freundlichkeit, welche den Sufus am Rio-Pongo durchaus nicht nachgerühmt werden kann.

Außer diesen täglichen Ausflügen machte ich zwei größere Abstecher, den einen in den Ober-Rio-Pongo, bis an den ersten Wasserfall bei Koréirah, den andern in das Land der Bagas.

Auf der Reise nach Koréirah wurde ich von Herrn Provot, einem Agenten des Hn. Verminck, dessen Sprachkenntnisse mir große Dienste leisteten, begleitet. In einem Dorfe, dessen Name mir augenblicklich ausfällt, stellte er mich einem muselmännischen Könige vor, der zwar Vassal des Königs von Thiäh ist, die Oberherrschaft desselben

aber nicht mehr anerkennen will. Nur ein Krieg könnte ihn noch dazu zwingen; man wird sich aber wohl hüten, einen solchen gegen ihn zu wagen, denn er ist intelligent, mächtig, und sein ganzes Volk steht zu ihm. Der betreffende König erwies sich sehr freundlich gegen uns; und würde auch er es gerne sehen, wenn katholische Missionäre sein Volk unterrichteten.

Die Umgegend von Koréirah ist einzig schön. Nach einer halbstündigen Fahrt auf einem bodenklaren Kanal, der zwischen zwei Hügeln durchfließt, wovon der eine theils angepflanzt, theils mit Palmen bedeckt, der andere hingegen von einem schwärzdunklen Walde überzogen ist, befindet man sich plötzlich in Gegenwart zweier zusammenstoßender Thäler, des Flußthales nämlich, und eines andern Thales, welches von Norden her senkrecht auf dieses mündet. Das letztere gestaltet sich im Süden zu einer engen Schlucht, deren beide Seiten bis hinauf auf die Bergspitzen von dichten Waldungen überwachsen sind, während es sich nordwärts in Form eines Hufeisens, ein ungeheures mit Dörfern bedecktes Amphitheater bildend, ausbreitet, dann sich wieder umbiegt und schließlich an einem einsamen, fegellartigen, im Flusse auslaufenden Hügel endigt. Vor sich hat man den großartigen Wasserfall des Rio-Pongo, der in breiter ebener Fläche zwischen zwei wunderschön durchschnittenen Felsen herniederstürzt. Weiterhin reihen sich höher und immer höher, soweit der Horizont geht, grünblaue Hügel an. Am Eingange des durch den Wasserfall gebildeten Sees, hört man das Rauschen eines Baches, welcher zwischen mächtigen, hin und her rankenden Lianen cascadenartig in den Fluß herab-

plätschert. Im Mittelpunkte dieses herrlichen Panoramas liegt, auf vier Hügeln zerstreut, das Dorf Koréirah.

Die Einwohner sind, ich will nicht gerade sagen böse, aber es liegt in ihren Gesichtern ein gewisser Zug von Grausamkeit, den ich noch nirgendwo bemerkt hatte. Wüßte man nicht, daß ihr Herz nichts arges denkt, ihr bohrender Blick würde einen zittern machen. Sie sind fast alle heidnisch. Während meines Aufenthaltes bei ihnen, feierten sie eines ihrer Feste; da gab es die ganze Nacht hindurch ein Musiziren, ein Tanzen und Schreien, daß man glauben mochte, alle Geister der Hölle wären los.

* * *

Mein Abstecher in das Land der Bagas bietet kein besonderes Interesse. Die Gegend ist flach und nichts weniger als pittoresk; doch ist der Boden auch hier recht fruchtbar. Was ich aber niemals vergessen werde, das ist die Qual, die ich auf dem Rahne, der mich dorthin transportirte, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht über auszustehen hatte, da ich, durch einen sündflutartigen Regen gezwungen wurde, die besagte Zeit mit Männern, Weibern, Kindern, Kisten, Waffen, Calabassen und anderen Gepäckstücken, alle und alles über einen Haufen zusammenwürfeln, unter Deck zu bleiben.

Vier Tage blieb ich bei den Bagas, herzlich bewirthet von einem Mulatten, der mich überredet hatte, diese Reise mit ihm zu machen. Daß ich mich auch hier über Land und Leute zu belehren suchte, brauche ich nicht weiter auseinander zu setzen. Zur Kurzweil machte ich auch einmal eine Krokodiljagd mit. Ist das eine Geschichte,

wenn man eines dieser Gethiere habhaft geworden ist! Zuvörderst ist es unter den strengsten Strafen verboten, dasselbe aufzuschneiden; diese Ehre bleibt dem Häuptling des nächstgelegenen Dorfes vorbehalten. Derselbe muß mit eigener Hand, in Gegenwart zweier Notabeln, das Ungeheuer aufschlizen, die Gallenblase herausnehmen, dann in die Mitte des Flusses hinausfahren, dort die Galle in das Wasser ausgießen und die Blase nachwerfen. Diese Vorschrift ist nicht so ohne Grund. Die Krokodilsgalle ist nämlich ein sehr heftiges Gift, welches fast augenblicklich den Tod herbeiführt. Vorzubeugen, daß sie nicht in unerfahrene Hände gelange, ist somit sehr weise Vorsicht. Nachdem die Galleceremonie beendet ist, machen sich die Neger über das Krokodil her, zerlegen es in Stücke und bereiten sich davon einen ihrer beliebtesten Schmause zu. Die in Staub zerriebenen Knochen werden als Heilmittel gegen die Rheumatismen angewendet. Dieser Knochenstaub wirkt dermaßen heftig, daß ich einen Kranken gesehen habe, der jedesmal laut aufschrie, wenn er damit eingerieben wurde.

Gerne hätte ich noch einen Ausflug in den Farindiah-Fluß gemacht, wenn ich nicht gefürchtet hätte, den Dampfer, welcher mich nach Sierra-Leone zurückbringen sollte, zu verfehlen. Dort würde ich, wie man mir sagte, die Gastfreundschaft bei der Königin Lady Lightburn genießen haben, welche mehr als 6000 Sklaven ihr eigen nennt. Diese schwarze Königin gilt als ein Weib von außerordentlichem Scharffinn und unbeugbarer Willenskraft; sie besitzt auf mehreren Punkten des Flusses herrlich an-

gelegte Batterien, mit Kanonen und gut geschulten Artilleristen, die sie selber ausgebildet hat. Vor einigen Jahren erhielt sie den Besuch des General Faidherbes:

„Wer gab Ihnen das Recht,“ sagte ihr dieser im Spaß, „an einem französischen Flusse Kanonen aufzustellen?“

„Das geht Dich überhaupt gar nichts an,“ erwiderte sie; „allenfalls sind sie nicht gegen euch Franzosen gerichtet.“

„Wenn ich sie aber hinwegnehmen ließe?“

„Probir es einmal, wenn du 's Herz hast!“

Dieser Zwischenfall hinderte sie nicht dem General einen prächtigen goldenen Ring nebst anderen werthvollen Gegenständen zum Geschenke zu machen.

Die Gelegenheit nach Sierra-Leone zurückzukehren ließ indeß länger auf sich warten, als ich geglaubt hätte; und so mußte ich vier volle Wochen im Rio-Pongo bleiben. Endlich erschien ein Boot, dessen Eigenthümer, ein Muselmann, mich und zwei Kinder, welche mich begleiteten, bereitwillig mitnahm. Er behandelte mich mit der größten Zuvorkommenheit und weigerte sich durchaus ein Fahrgeld von mir anzunehmen. Einmal sah er mich in Gegenwart eines jungen Fashionable aus Gorea, dem es gar nicht in den Sinn gekommen wäre mir behilflich zu sein, meinen Reisekoffer aufgürten. „Wie!“ fuhr er den jungen Stutzer an, „du bist ein Christ und bietest deinem Marabut nicht einmal deine Dienste an? Willst du ihm schnell helfen oder...! Lassen Sie, Vater! er



Schwester Caroline Gommenginger.

wird Ihren Koffer aufschnallen. Man muß diese Jungen lehren, ihre Priester zu würdigen.“

Ein Glück war es, daß ich dieses Boot benützte; denn der erste Dampfer, welcher nach Sierra-Leone abging, kenterte inmitten des Flusses, wobei acht Personen ertranken. Ich hätte mich vielleicht auch, wie dies mehreren gelang, durch Schwimmen retten können; würde ich aber den Muth gehabt haben, die zwei Knaben, welche ich bei mir hatte, im Stiche zu lassen?“

Nach seiner Rückkehr beeilte sich P. Gommenginger den Oberen über seine Reise zu berichten; zugleich bat er sie inständig, sie möchten der Mission von Sierra-Leone eine andere Gestaltung geben. Seine Ansicht war, man solle geradewegs in das Binnenland gehen, statt die Zeit bei den Küstenbewohnern zu verlieren, zumal bei diesen doch nicht viel auszurichten wäre.

Ein Jahr darauf erhielt er die Erlaubniß eine Kapelle am Rio-Pongo zu bauen; gleichzeitig ließen ihm die Oberen freie Hand, eine Mission in Porto-Voko zu gründen. „Wenn der von Gott bestimmte Augenblick gekommen ist,“ pflegte er zu sagen, „dann müssen alle menschlichen Bedenken bei Seite gelassen, dann muß herzlich und vertrauensvoll vorangegangen werden.“

9. Kapitel.

Zweite Reise nach Porto-Loko. — Schändliches Benehmen der Anglikaner. — Reise nach dem nördlichen Theil des apost. Vicariats. — Gründung der Mission am Rio-Pongo. — Tod der Schwester Caroline.

Im Monat Februar 1876, reiste P. Gommenginger, wiewohl leidend, mit P. Müller,¹⁾ zum zweiten Male nach Porto-Loko, diesmal um sich die officielle Erlaubniß zur Niederlassung geben zu lassen und zugleich einen passenden Bauplatz zu erwerben. Leider war der König wiederum abwesend, er befand sich weit im Innern, wo es unsern Missionären unmöglich gewesen wäre, ihn aufzusuchen. Aber die Häuptlinge versammelten sich und erklärten einstimmig, daß die Gründung einer katholischen Mission in ihrer Mitte sie gar sehr freuen würde. Unversäumt sandten sie dann Boten zu dem Könige, um die Bestätigung ihres Beschlusses einzuholen.

¹⁾ Aus Liebenzweiler (Ob. Elz.)

Nichts ist sonderbarer als derartige Häuptlingsitzungen; da gibt es keinen Actuar, keinen Notar, insbesondere keine Verwirrungen und Unterbrechungen, wie in den Parlamenten unseres vermeintlich civilisirten Europa. Da geht das Wort der Reihe nach; ein jeder spricht, solange es ihm gefällt, und alle übrigen hören dem Redner zu mit einer geradezu bewunderungswürdigen Geduld und Aufmerksamkeit.

Wenn es sich um eine Angelegenheit handelt, wie jene, welche P. Gommenginger zur Berathung vorlegte, dann müssen unbedingt Geschenke dargeboten werden. Diese bestehen gewöhnlich in Kleiderstoffen, Tabak, Pulver, Biqueuren und dgl. Sie werden auf eine Matte gelegt; die Häuptlinge in officieller Waffenrüstung setzen sich rings umher; der Vorsitzende trägt in kurzen Worten den Gegenstand der Berathung vor, worauf dann ein jeder seine Ansichten dafür oder dagegen ausspricht. Ist das Resultat günstig, dann heißt es einfach: „Die Geschenke sind angenommen,“ und man trägt sie fort. Das zuerkannte Recht ist von da an endgültig verbrieft; niemand darf sich mehr unterfangen, daran zu rütteln. Wird hingegen der Antrag verworfen, dann werden die Geschenke ohne weitere Erklärung dem Spender zurückgegeben.

P. Gommenginger's Geschenke wurden von den Häuptlingen angenommen, alsdann dem Könige nachgesandt. Ende Februar kam ein Bote nach Freetown mit der Meldung, dieser habe sie ebenfalls genehmigt. Von da an und für immer hatten also die katholischen Missionäre das Recht, sich im Königreich Porto-Voko niederzulassen und nöthigenfalls den Schutz des Königs und der Häupt-

linge zu beanspruchen. P. Gommenginger wählte den Bauplatz auf einem in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Hügel; die Aussicht dort ist reizend, die Luft ziemlich kühl; auf der einen Seite liegt die Stadt, auf der andern dehnt sich eine außerordentlich fruchtbare, damals aber noch unbebaute Hochebene aus.

Diese Reise wirkte auf seine ohnehin schon erschütterte Gesundheit sehr nachtheilig. Was Wunder auch! Zwei volle Tage unter einer sengenden Sonne einherwandern, ohne eine ordentliche Nahrung und ohne Nachtruhe zu genießen; dann wieder in einem nassen Kahne den Fluß hinabfahren, bei einer frostigen Nacht, unter beständigem Regen, ohne Schutzkleid, um sich zu decken, dies wäre hinlänglich gewesen selbst eine stärkere Gesundheit, als die seine war, zu zerrütten.

„Aber es liegt nichts daran,“ schrieb er. „Man soll freilich sein Leben nicht unnöthigerweise auf's Spiel setzen; trifft aber die Noth einmal ein, dann darf man keine Rücksicht mehr darauf nehmen, sonst leistet man nie etwas ordentliches, besonders nicht in Afrika.“

Bis er die Installationsarbeiten vornehmen konnte ließ er aus beiden Ländern, dem Porto-Loko und dem Rio-Pongo, möglichst viel Kinder nach Freetown kommen, um sie zu Christen heranzubilden und späterhin als Catecheten verwenden zu können. Hauptsächlich trachtete er solche aus den königlichen und sonst bessern Familien zu gewinnen; denn, sagte er, wenn man den König und die Häuptlinge für sich hat, dann kommt das Volk wie von selbst zu einem.

Im März desselben Jahres beauftragte er P. Müller, die Kapelle am Rio-Pongo zu bauen; er selbst begann im October die Arbeiten in Porto-Loko.

* * *

Jetzt aber legten sich die Andersgläubigen, denen die Gründung einer katholischen Mission ein brennender Dorn im Auge war, hemmend dazwischen. Um dieselbe zu hinterreiben, machten sie alle erdenklichen Schwierigkeiten; es gab keine Niederträchtigkeit, die sie nicht begingen. In Freetown hezten sie durch lügenhafte Berichte die Staatsbeamten gegen die Missionäre auf. In Porto-Loko erklärte ein Prädicant den Häuptlingen, daß, falls sie eine katholische Mission in ihrem Lande zuließen, sie sich dem Unwillen der englischen Regierung aussetzen, die jährliche Rente seitens derselben verlieren und am Ende gar unter die Botmäßigkeit der Franzosen fallen würden. Gleichzeitig verbreitete man unter dem Volke die abscheulichsten Verleumdungen gegen die Missionäre. Einige Prädicanten gingen so weit, daß sie dem Könige vorschworen, P. Gommenginger wäre ein gefährliches Subject, der unter Umständen nicht anstehen würde, ihn zu ermorden. Und solche Leute nennen sich Diener Christi!

Der König beschied P. Gommenginger zu sich, erzählte ihm, was vorging und gab ihm den Rath beim Gouverneur von Sierra-Leone vorzusprechen; „dann,“ sagte er, „werden alle Feindseligkeiten gegen euch aufhören.“

P. Gommenginger ging zum Gouverneur. Dort erfuhr er, daß der oben erwähnte Prädicant keineswegs befugt war Namens der Regierung zu sprechen; gleichwohl merkte

er dem Gouverneur an, daß er ganz auf Seiten der Anglikaner stand.

Einige Tage später begab sich ein Regierungsbeamter, ebenfalls Prediger einer jener kleinen Secten, wovon es in Sierra-Leone wimmelt, mit einem Briefe und geheimen Instructionen nach Porto-Loko. Dieser versammelte die Häuptlinge und verlas ihnen eine Erklärung, worin es u. a. hieß: 1. Der Gouverneur von Sierra-Leone wolle wissen, ob sie in der That gesonnen seien eine katholische Mission in ihrem Lande zu dulden; 2. ehe sie eine Entscheidung treffen, mögen sie bedenken, daß im Ja-Falle die englische Regierung sich für beleidigt halten und ihnen die jährliche Rente entziehen werde; 3. sie sollen sich auf der Stelle aussprechen, indem der Gouverneur auf die Antwort warte.

Nun erklärten die eingeschüchterten Häuptlinge, daß sie den Protestanten den Vorzug geben wollten, worauf der Beamte sie zwei in Bereitschaft gehaltene Schriftstücke unterzeichnen ließ, an denen sie freilich keine Silbe verstanden, und wovon das eine dem Gouverneur, das andere dem P. Gommenginger zugestellt wurde. In diesem letztern waren die Katholiken aufgefordert, vom Reiche Porto-Loko fernzubleiben.

Alein der König ließ den Missionären sagen, daß es ihn reue, dem Druck der englischen Regierung nachgegeben zu haben und vertröstete sie auf bessere Zeiten.

P. Gommenginger legte sofort Verwahrung ein gegen diese Handlungsweise der Regierung. Es steht in dem zwischen England und dem Könige der Timmés abgeschlossenen Vertrag ein Artikel, laut welchem jedem Diener

irgend einer christlichen Confession das Recht zuerkannt wird, nach Belieben Missionen im Lande zu gründen, sowie auch Schirm und Schutz von Seiten der Häuptlinge zu verlangen. Gestützt auf diesen Artikel forderte er den britischen Gouverneur auf, ihn gegen die Angriffe der Prädicanten zu schützen und vor weiteren Behelligungen sicher zu stellen. „Ich schwöre Ihnen auf mein Priesterwort,“ sagte er in seiner Beschwerdeschrift, „daß ich derlei Mächenschaften weder nachgeben, noch auch solche länger mehr dulden werde.“¹⁾

Inzwischen wurde der betreffende Gouverneur nach England zurückberufen; sein Nachfolger war katholisch, dieser schaffte Ruhe. Die Meeting, die geifernden Hekzreden in den protestantischen Tempeln und die gehässigen Zeitungsartikel gegen die Missionäre hörten auf.

„Die Hölle hatte sich gegen uns verschworen,“ berichtet P. Gommenginger. „Sie wollte mit aller Gewalt verhindern, daß wir uns ausbreiteten. Allein je heftiger der Kampf entbrannte, um so rücksichtsloser ging ich voran; denn wenn es sich um die hl. Kirche Jesu handelt, ist der Sieg gewiß und unausbleiblich. Es war, fügt er bei, eine Prüfung die früh oder spät über unsere Mission kommen mußte. Daß sie gerade mir auf die Schultern fiel, war eine Zulassung Gottes; sein heiliger Wille sei gebenedeit! Unsere Gegner wissen jetzt, daß es verlorene Mühe ist, sich uns Katholiken zu widersetzen, wenn wir das gute Recht für uns haben.“²⁾

¹⁾ *Missions catholiques*, 1879, S. 222—223.

²⁾ Brief vom 6. April 1877.

Nichtsdestoweniger mußte er einstweilen von einer Niederlassung in Porto-Loko Abstand nehmen. „Man kann sich eben keinen Begriff machen,“ schrieb er im August 1877, „wie weit hierzuland der Einfluß des Teufels geht. Die nichtsagendsten Umstände weiß er zu benützen, um einen aufzuhalten und zu drangsaliren.“

Im Laufe des nämlichen Jahres bereifte P. Gommenginger den nördlichen Theil des Apostolischen Vicariats, um zu sehen, was dort zu thun wäre. Auf dem Hinwege war er mehrere Male daran Schiffbruch zu leiden. Das Meer wurde stürmisch, das Fahrzeug war klein und wasserpäß belastet; berg hohe Wellen schleuderten es bald hin bald her. Einmal, bei stockfinsterner Nacht, stiegen gleichzeitig vier Gewitter auf; heulend peitschte der Sturm die See, der Donner dröhnte, Schlag folgte auf Schlag, Blitz auf Blitz, ein gigantischer Kampf zwischen Himmel und Erde spielte sich ab. Von 9 Uhr abends bis 4 Uhr morgens dauerte das furchtbare Ringen der entfesselten Elemente. Auf der Heimreise ging es nicht besser. Durch das schlechte Wetter zurückgehalten, blieb man länger auf hoher See, als vorgesehen war. Die Nahrungsmittel gingen aus und kein Tropfen Trinkwasser war mehr vorhanden. „Meinerseits,“ berichtet P. Gommenginger, „genoß ich während 24 Stunden weder Trank noch Nahrung, auch war ich fast wahnsinnig vor Durst, als ich in Freetown ankam.“ ¹⁾

¹⁾ Brief vom Monat August 1877.

Auch diesmal konnte er sich nicht satt schauen an der Herrlichkeit des Landes, an der Ueppigkeit des Wachsthum's, an der Fruchtbarkeit des Bodens und an den zahlreichen, kühlen Bächen. Aber auch mehr denn je blutete sein Herz beim Anblick all des menschlichen Elendes, welchem er begegnete. „Physisches Elend,“ sagt er, „das von der Sorglosigkeit und Trägheit der Landesbewohner herrührt; noch größeres sittliches Elend, das dem Aberglauben zuzuschreiben ist. Denn jene unseligen Volksstämme beten nicht Gott an — dieser, sagen sie, ist ein guter Geist, der niemandem schadet — sondern die Dämonen, welche als böse Geister, die sie sind, die Menschen immerfort belästigen und quälen. Dies thut einem um so mehr weh, als man anderseits sieht, wie gut, zuvorkommend und gastfreundlich die Leute sind, und wie gerne sie Missionäre in ihrer Mitte haben möchten. Aber, ach! das Personal, da ist der gordische Knoten. Wir stehen da, müssen zusehen, wie die Muselmänner und die Reverende aus London alles verschlingen, und vermögen nichts dagegen. Der im Norden verdrängte Islam verbreitet sich mit unglaublicher Schnelligkeit hier im Süden. Mittelfst der Sklaverei unterjocht er Stamm auf Stamm, und sind die Leute einmal für den Coran gewonnen, dann werden sie hochmüthig, fanatisch, viehisch und ist nichts mehr mit ihnen anzufangen. Wenn ich zuweilen hierüber nachdenke und sehe, wie das Evangelium alle Mittel entbehrt, die Häresie und der Islam hingegen stolz und frech einherschreiten, dann bin ich versucht auszurufen: Mein Heiland Jesus, wofür denn bist du am Kreuze gestorben? Geschah es, um den Satan zum Gommenginger.

spött deines göttlichen Blutes in der Welt weiter herrschen zu lassen? O, wenn unsere Katholiken daheim wüßten, welchen herzerreißenden Szenen man hierlands begegnet! Wenn unsere Jünglinge besonders es wüßten, wie mancher würde sich vielleicht entschließen Missionär zu werden! Einstweilen tröstet man sich mit dem Gedanken, daß es später besser kommen wird; denn einmal hoffentlich wird Gott dem Strom des Lasters, der sich über die Welt dahinwälzt, Halt gebieten.“¹⁾

Inzwischen war es P. Müller unter unsäglichen Mühen gelungen am Rio-Pongo, in der Nähe des Dorfes Boffa ein Wohnhaus und eine Kapelle fertig zu stellen, welche letztere durch P. Gommenginger am 17. Juni 1877 eingeweiht wurde. Anfangs beabsichtigte man nicht ständig hier zu bleiben; nur von Zeit zu Zeit sollte sich ein Missionär dahin begeben, um die zerstreuten Katholiken zu pastoriren; allein dieser Plan mußte abgeändert werden. Da die Heiden sich den Missionären sehr gewogen zeigten und versprachen ihre Kinder in die Schule zu schicken, da besonders der König von Thiäh und seine drei Brüder sich sehr zuvorkommend gegen sie erwiesen und also eine vielversprechende Zukunft sich vor ihnen erschloß, entschieden sie sich für eine ständige Niederlassung; umsomehr als auch der Gouverneur von Senegal, der auf einer Forschungsreise durch die dem französischen Protectorat

¹⁾ Brief wie oben.

untergestellten Gebiete ¹⁾ nach Boffa kam, sich in diesem Sinne aussprach. „Der Augenblick ist günstig,“ sagte er zu P. Müller, „benützen Sie ihn! Je länger Sie warten, um so größere Schwierigkeiten werden Ihnen bereitet werden, besonders von Seiten der Andersgläubigen.“

Der Commandant des französischen Postens, H. Cartou, machte gar eine persönliche Ehrensache daraus. „Schon längst,“ sagte er, „wünsche ich eine katholische Missionsniederlassung hier zu haben und ich halte daran, daß sie noch vor meinem Weggehen gegründet werde. Wir Soldaten können wohl Kanonen aufstellen und den Handel schützen; wenn es sich aber um die Bildung und Civilisirung der Eingeborenen handelt, dann vermögen wir nichts mehr; hiezu bedarf es der Geduld, des Muthes, des Glaubens und des Opfergeistes des katholischen Missionärs.“

Ende November 1877 entsandte P. Gommenginger den P. Huber ²⁾ mit zwei Kindern, daß er sich daselbst installire, bis P. Müller, der inzwischen krank geworden war, nachkommen könne. P. Huber nahm alles nöthige

¹⁾ Die Franzosen sind am Rio-Pongo seit etwa 40 Jahren. Nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs, John Katty, ging der Gouverneur von Senegal mit diesem, am 15. Februar 1876, einen neuen Vertrag ein, laut welchem Frankreich das Protectorat des Reiches von Thiäh übernimmt und demselben Schutz und Hilfe verspricht. In Boffa befindet sich ein französischer Posten, dessen Commandant den Handel zwischen den Europäern und Eingeborenen überwacht und bezüglich der Europäer das Amt eines Civilstandsbeamten und Friedensrichters versieht.

²⁾ Aus Rischwoog (U. Gls.).

mit: Möbel, Kirchenparamente, Bibliothek, Werkzeuge u. s. w. Allein der unvorsichtige Schiffherr hatte versäumt für ein hinreichendes Quantum Trinkwassers zu sorgen. Widrige Winde erhoben sich und behinderten die Fahrt; das vorhandene Trinkwasser ward bald erschöpft, so daß die Reisenden zwei volle Tage keinen Tropfen zu trinken bekamen. Bei den Loß-Inseln steuerten die lächzenden Ruderer dem Ufer zu, um wieder Wasser zu holen, be- nahmen sich aber dabei so ungeschickt, daß das Fahrzeug an einem Felsen zerschellte. Die ganze Missionseinrichtung ging verloren; die Kiste mit den Paramenten wurde zwar nach zwei Stunden wieder aufgefunden, aber sie war ein- gedrückt und die Paramente hatten aufeinander abgefärbt.

Anfangs Februar 1878 begab sich P. Gommenginger selbst nach dem Rio-Pongo, um den überlassenen Boden genau abzugrenzen und die Concession, welche bis dahin nur eine mündliche gewesen war, zu regeln. Alles ging nach Wunsch; man gewährte ihm sogar ein noch viel größeres Stück Land, als ehemals. Am 18. Februar schloß er mit dem Könige und den Häuptlingen in Gegenwart des französischen Commandanten einen schriftlichen Vertrag ab, welcher den Missionären volle Freiheit für die Zukunft zusichern sollte. Hier der Wortlaut dieses Vertrags:

„Heute am 18. Tage des Monats Februar im Jahre der Gnade 1878 ist zwischen P. Karl Gommenginger, Priester der Congregation vom heil. Geiste und heiligen Herzen Mariä, und apostolischen Vice-Präfecten der Mission von Sierra-Leone einerseits, und dem Könige John Ratty, Souverän des Rio-Pungo und der angrenzenden

Gebiete, sowie den Häuptlingen seines Rathes anderseits, folgende Uebereinkunft getroffen worden :

Art. 1. Der König John Ratty und die Häuptlinge von Rio-Pongo gestatten auf ewige Zeiten den katholischen Missionären im ganzen Reiche von Thiáh das Evangelium zu predigen, die hl. Sacramente zu spenden, die Ceremonien ihres Cultes öffentlich vorzunehmen, Kirchen, Schulen und Spitäler zu bauen, religiöse Genossenschaften zu gründen, Personen jedwelchen Alters, Geschlechtes, Standes und Bekenntnisses in Unterricht und Pflege zu nehmen, Friedhöfe anzulegen, und verbieten ausdrücklich, dieselben auf irgend eine Weise in der Ausübung ihrer Religion zu hindern oder zu belästigen.

Art. 2. Sämmtlichen Katholiken, welchen Standes, Alters, Geschlechtes und Nationalität sie auch seien, steht es frei nach Belieben mit den Missionären zu verkehren, die hl. Sacramente zu empfangen, den Gottesdienst zu besuchen, die Sonn- und Festtage zu heiligen, kurz, allen Verpflichtungen ihrer Religion nachzukommen. Auch sollen sie, wenn immer thunlich, auf geweihte Erde und unter den in der katholischen Kirche üblichen Riten begraben werden.

Art. 3. Jede nichtkatholische Person, welchen Standes, Alters, Geschlechtes oder Nationalität auch immer, ist befugt, sich durch die Missionäre unterrichten zu lassen und zur katholischen Religion überzutreten, und darf niemand sie wegen ihrer Bekehrung belästigen oder nachgehends zur Betheiligung an von der katholischen Religion verbotenen Gebräuchen nöthigen.

Art. 4. Um jetzt schon den Missionären die Ausübung ihres hl. Amtes bei der Bevölkerung von Rio-Pongo zu erleichtern, tritt der König von Ihiäh, John Katty, mit Zustimmung der Häuptlinge an den Vorsteher der katholischen Mission von St. Joseph bei Boffa und an alle seine Nachfolger ein Stück Land zur Erweiterung genannter Mission ab.

Art. 5. Dasselbe befindet sich westlich des Dorfes Boffa und ist begrenzt im Süden durch den Rio-Pongofluß, im Westen durch das vom Fluß bis zur ersten Bergschlucht hinziehende Sumpfland, im Norden durch die Schlucht, die von Westen nach Osten zieht, im Osten durch eine Pflanzung von Bäumen, welche von dieser Schlucht südwärts geht und etwa 50 Meter von Boffa auf den Fluß stößt.

Art. 5. Mit dieser Schenkung verleiht der König, John Katty, dem Vorstand der katholischen Mission zugleich auch alle Eigenthumsrechte, so nämlich daß derselbe über das Terrain verfügen kann, wie er es im Interesse seines Werkes für gut hält.

Art. 6. Demnach ist es dem Vorstand der katholischen Mission unbenommen: a) auf das Terrain zu bauen, wo, wann und wie er will; b) darauf sämtliche Anstalten und Werke zu gründen, welche er dem religiösen und sittlichen Wohle der Bevölkerung von Rio-Pongo förderlich zu sein glaubt; c) dasselbe nach Belieben auszunützen, anzubauen, Bäume zu fällen oder anzupflanzen, Wege und Pfade anzulegen u. s. w.

Art. 8. Ferner und infolge der laut Art. 6 und 7 dem katholischen Vorstande zugesprochenen Rechte, ist von

heute an Jedermann verboten, ohne Erlaubniß des Vorstandes, obenbezeichnetes Terrain zu benutzen, darauf zu bauen, zu pflanzen, Bäume zu fällen, neue Pfade zu machen oder die Pflanzungen und Gebäulichkeiten der Mission zu beschädigen.

Art. 9. Wer zur Zeit Pflanzungen darauf besitzt, kann selbe noch einernnten, darf aber nicht wieder anpflanzen. Für früher geleistete Urbarmachungs- oder Ausrottungsarbeiten wird der Vorstand eine entsprechende Entschädigung gewähren, event. der König dieselbe festsetzen.

Art. 10. Die auf dem Missionsterrain befindlichen Gebäude bleiben einstweilen im Besitze ihrer Eigenthümer, dürfen aber weder ausgebessert noch wieder neu aufgeführt werden. Dem Vorstand bleibt es anheimgestellt für bessere Bauten den Eigenthümer zu entschädigen.

Art. 11. Der Missionsvorsteher ist befugt, an welcher Stelle des überlassenen Bodens er es für gut hält, einen Friedhof anzulegen zur Beerdigung jener Personen, welche auf irgend eine Weise zur Mission gehören, und überhaupt aller Katholiken, welche in Rio-Pongo oder einem der Nachbarstaaten sterben werden. Dieser Friedhof wird Privateigenthum sein, in dem Sinne, daß es dem Missionsvorsteher allein zustehen wird, denselben zu überwachen, und zu bestimmen, wer darauf begraben werden darf oder nicht. Diese Clausel gilt für alle Friedhöfe, welche die katholischen Missionäre auch noch fernerhin im Königreiche von Chiäh anlegen werden.

Art. 12. Da die katholischen Missionäre nicht ihre persönlichen Interessen suchen, sondern sich uneigennützig und selbstlos dem geistlichen und leiblichen Wohle der

Bevölkerung von Rio-Pongo widmen, so bleiben sie frei von jeder Steuer und jeder sonstigen Abgabe an die Landesbehörden. Sie sollen in jeder Beziehung unbehelligt sein, sich selbst und ihre Werke verwalten, wie sie es für gut finden, und Niemandem Rechenschaft schulden, so lange sie nicht den bestehenden Landesgesetzen zuwiderhandeln.

So geschehen im französischen Posten zu Boffa, am 18. Februar 1878.

Unterzeichnet :

P. Karl Gommenginger, S. S. I. C. M., apostolischer
Vice-Präfect der Mission von Sierra-Leone.

Jld. Müller, apost. Miss., Superior in St. Joseph
zu Boffa.

J.-B. Huber, apost. Missionär.

† Zeichen des Königs Katty.

Johann Jacob Katty.

† Zeichen des Häuptlings Bango.

† Zeichen Tatoré's, Häuptlings von Boffa und
Oheims des Königs.

† Zeichen des Häuptlings Bango, Bruders des
Vorigen.

† Zeichen von Ali aus Thiáh.

Ausgefertigt in unserer Gegenwart am Tag, Monat
und Jahr wie oben.

Zur Beglaubigung obiger Unterschriften und Zeichen.

Der Commandant am Rio-Pongo:

R. Cartou.

Diese Mission am Rio-Pongo, welche anfänglich so viele Mühen und Gelder gekostet hatte, begann nun sich recht erfreulich zu entwickeln. Bald war sie im Stande

aus eigenen Mitteln eine Schule mit 30 Kindern zu unterhalten. Am Mitternachtgottesdienste desselben Jahres war die Kapelle bis auf den letzten Platz angefüllt, und wäre sie dreimal so groß gewesen, sie hätte die Menge der herbeigeströmten Andächtigen nicht alle fassen können. Nebenbei bemerkt, ist Boffa ein Mittelpunkt, von wo aus es sich mit der Umgegend sehr leicht verkehren läßt; der Ort befindet sich kaum eine Stunde von der Residenz des Königs und ringsumher liegen dicht bevölkerte Dörfer. ¹⁾

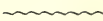
Während P. Gommenginger so nach allen Seiten in Anspruch genommen war, war ein neuer Familienschmerz über ihn hereingebrochen. Im Monate Mai 1877 verstarb in Gabon die zweite seiner in den Missionen thätigen Schwestern. Als er ihren Tod der Familie mittheilte, schrieb er:

„Das frühzeitige Ableben der Schwester Caroline will mir fast das Herz brechen. Nur der Gedanke, daß Gott es ist, der sie abberufen hat, vermag es noch, mir diesen neuen Schmerz erträglich zu machen. Es will mir scheinen, als ob, je mehr ich zu leiden und zu kämpfen bekomme — und Gott weiß, daß dies für mich in Freetown der Fall ist — meine Empfindlichkeit, statt sich abzustumpfen, nur um so größer werde. Und doch sollten wir Schwester Caroline weit mehr beglückwünschen als bedauern. Denn sie verließ diese böse Welt in der vollen Blüthe ihrer

¹⁾ « Missions catholiques », 1879, S. 264 u. ff.

Unschuld; hinübergegangen ist sie in das Jenseits, um sich dort anzuschließen der seligen Schaar der Jungfrauen, welche den Vorzug haben, dem göttlichen Lamme zu folgen, wohin es geht. Ihr schon hienieden so reines und frommes Gebet wird uns auch im Himmel nicht fehlen; vielmehr wird sie uns dort noch mehr lieben, als sie uns hienieden geliebt hat.“ ¹⁾

¹⁾ Schwester Caroline war geboren 1850 — reiste nach Gabon am 5. October 1875 — starb am 7. Mai 1877 — liegt auf dem nämlichen Friedhof begraben, wie ihr Onkel P. Ludwig Hilsz. — Brief vom Monat August 1877.



10. Kapitel.

Reise an die Goldküste und in das Land der Aschanti. — Gründung eines Sanatoriums bei Freetown.

Auf Verlangen seiner Obern unternahm P. Gommenginger im Monat Mai 1878 eine Forschungsreise nach der Goldküste und dem Reiche der Aschanti. Am 8. Mai landete er in Cape-Coast. Dann durchwanderte er die 400 Kilometer lange Küstenstrecke vom Assinißluß bis zum Volta, besichtigte die vornehmsten Städte, studirte Land und Leute und sah sich um, wo man am vortheilhaftesten eine katholische Niederlassung gründen könnte. Dem Berichte, den er hiernach an den hochw. General-Superior schrieb, entnehmen wir folgendes: ¹⁾

Die Goldküste war die erste Gegend West-Afrikas, in welcher das Evangelium verkündet wurde. Im Jahre 1384 errichteten Handelsleute aus Dieppe und Rouen eine Kapelle in der Stadt Elmina. Später (1481) kamen

¹⁾ Bericht vom 16. Juli 1878.

die Portugiesen und bauten ebendasselbst eine Kirche, welche der König von Portugal dem hl. Georg weihen ließ; daher die jetzt noch übliche Benennung St. Jorge del Mina (Elmina). Der damalige König der Goldküste hieß Karansansa; mit ihm verhandelte der Admiral Diego de Azambusa die definitive Ansiedlung der Portugiesen. Den Berichten der Reisenden zufolge gab der Admiral als ersten Grund seiner Reise die Religion an. Er betheuerte den Eingeborenen, daß seinem Könige nichts mehr am Herzen läge, als daß sie im katholischen Glauben unterrichtet würden; schilderte ihnen die Schönheiten und Vorzüge desselben, und bat sodann um die Erlaubniß, eine Kirche und ein Wohnhaus — er meinte ein Fort — bauen zu dürfen. Die Eingeborenen hörten dem Admiral mit sichtlichem Interesse zu, erlaubten ihm sofort ein Gotteshaus zu errichten; bezüglich des Wohnhauses, d. h. des Forts hegten sie freilich einige Bedenken, gestatteten aber schließlich auch dieses. Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der Einführung des Christenthums an der Goldküste.

Leider entsprach die Folge nicht dem Anfang! Im 17. Jahrhundert kamen die Holländer und vertrieben die Portugiesen. Elmina fiel in ihre Hände am 29. August 1637. Daß die calvinistischen Holländer die katholischen Priester nicht länger im Lande duldeten, braucht kaum gesagt zu werden. Im Art. 3 des Capitulationsvertrages heißt es, „die Portugiesen können die heiligen Gefäße mitnehmen mit Ausnahme der goldenen und silbernen;“ daraus läßt sich schließen, daß die Holländer diese letzteren zurückbehielten und schändeten. Später eigneten sich auch

die Dänen und die Engländer ein Stück der Goldküste an, bis endlich Dänemark 1850 und Holland 1872 ihre Besitzungen an England verkauften, welches nunmehr das ganze Gebiet vom Assini bis zum Volta sein eigen nennt.

Nicht umsonst trägt die Goldküste ihren Namen. Die Reisenden versichern, daß keine Gegend auf der Erde so reich an kostbaren Mineralien, namentlich an Gold sei, wie sie. P. Gommenginger sagt in seinem Berichte, er habe in Cape-Coast Weiber gesehen, welche den Roth der Straßen sammelten, denselben am Meere wuschen und soviel Gold daraus gewannen, daß sie Lebensmittel für mehrere Tage kaufen konnten.

Die Bevölkerung ist zahlreich, gemüthlich und gastfreundlich. Dörfer und Städte von 3000 bis 25,000 Seelen sind keine Seltenheit. Die bekanntesten sind Apollonia, Arim, Dixcove, Anamaboe, Cormantin, Winnebah, Barracoe und besonders Elmina, Cape-Coast, Akkra und Christianborg.

Hinsichtlich der Religion sind die Bewohner fetischistisch, mohammedanisch oder protestantisch. Der Mohammedismus, der früher an der Goldküste völlig unbekannt war, verbreitet sich hauptsächlich durch die Haussas. Mit diesem Namen bezeichnet man irreguläre Truppen, welche unter den Muselmännern des obern Niger rekrutirt werden. Sie lassen sich von ihren Marabut begleiten, bleiben nach abgelauener Dienstzeit im Lande zurück und bilden dann ebensoviel mohammedanische Familien, die unter den Eingeborenen eifrigst Propaganda treiben.

Die Protestanten haben an der Goldküste über zwanzig Niederlassungen; ihre Hauptstation befindet sich in Christian-

borg, dem Sitz der Regierung. Besonders zahlreich sind sie am obern Volta, wo sie bereits hundert Kilometer landeinwärts gedrungen sind. Ein wahres Lob verdienen die Missionäre der Basler Gesellschaft. Diese — es sind meist Schweizer und Deutsche — verstehen sich auf das Praktische und nehmen ihre Aufgabe ernst. Während die Wesleyaner und viele andere Protestanten sich auf biblische Declamationen beschränken, bemühen sich die Basler aus den Eingeborenen brauchbare Menschen zu machen. Auch sie sind zur Ansicht gekommen, daß man den Neger an die Arbeit gewöhnen muß. Darum unterhalten sie neben Kirche und Schule auch Werkstätte, wo die Kinder, welche nicht zum Ackerbau herangezogen werden, unter Leitung und Aufsicht von Laien ein Handwerk lernen. Diese Basler-Missionsgesellschaft ist nicht nur vortrefflich organisiert, sie verfügt auch über ein zahlreiches Personal, namentlich aber über reiche Finanzen. Neben jeder Station besteht eine Factorie mit einem Agenten, der das Handelsgeschäft besorgt. Die Waaren werden nach den Magazinen in Akkra verbracht und von da auf drei der Mission gehörigen Segelschiffen nach Europa transportirt.

„Ich habe,“ bemerkt P. Gommenginger, „schon mehrmals gegen diesen Handel schmähen hören; meinerseits finde ich durchaus nichts dagegen einzuwenden. Haben die Missionäre etwa nicht auch das Recht für ihren Unterhalt und ihre Werke zu sorgen? Können sie und die Ihren aus der Luft leben? Wir freilich beschäftigen uns nicht mit Handel; aber thäten wir es, welches Zetergeschrei würde sich nicht erst gegen uns erheben!“

Und er schreibt wehmüthig weiter:

„Nur wir Katholiken, die doch am ersten und durch mehr als zwei Jahrhunderte an der Goldküste heimisch waren, haben keinen Missionär mehr im Lande. Selbst die Protestanten sind darüber erstaunt; auch da sie mich sahen, dachten sie nicht anders, als daß ich käme, um eine katholische Niederlassung zu gründen. Nun, ich glaube daß die Stunde geschlagen hat, wo wir das von unseren Missionären des 14. und 15. Jahrhunderts so glücklich begommene und durch die holländische Eroberung unterbrochene Werk wieder aufnehmen müssen. Die Lage hat sich geändert, die Hindernisse sind zum Theil geschwunden, Gott und die Seelen rufen uns an die Goldküste zurück.“

Der Ort, welcher P. Gommenginger für die künftige Niederlassung am geeignetsten schien, war Elmina, ein Städtchen von 5—6000 Seelen, das neben dem Ruhme schon vor 500 Jahren der Hauptsitz der katholischen Missionen gewesen zu sein, vor den übrigen Städten wie Christianborg, dem schmutzigen Cape-Coast und dem ungesunden Akkra, die Vortheile hat, daß die Bevölkerung reinlicher und arbeitsamer ist, daß es sich in einer gesunden und schönen Lage befindet, während der Verkehr mit dem In- und Auslande von da aus fast ebenso leicht ist. ¹⁾

* * *

Nachdem P. Gommenginger sich seiner Aufgabe an der Goldküste entledigt hatte, begab er sich in das Land

1) Die Mission der Goldküste wurde seither von der Lyoner Gesellschaft der afrikanischen Missionen übernommen.

der Aschanti. Diese waren ihm nicht unbekannt; schon in einem Briefe vom 23. April 1874 hatte er folgende Notiz über sie geschrieben:

„Ein interessantes Volk, die Aschanti. Selbst den Engländern, mit welchen sie soeben noch auf Kriegsfuß standen, haben sie Achtung geboten. In der Nähe der Hauptstadt Kumassi leisteten sie ihren letzten Widerstand; drei Tage hindurch versuchten sie die britischen Truppen zu umzingeln, trotz der Verheerungen, welche die europäischen Gewehre in ihren Reihen anrichteten. Englische Officiere und Soldaten versicherten mir, daß nichts im Stande war, sie einzuschüchtern oder vom Platze weichen zu machen, nicht einmal die Bajonette. Von solchen Leuten ist das Beste zu hoffen; wenn sie sich befehren, werden sie ebenso tüchtige Christen werden, als sie tapfere Soldaten sind. Während dreier Wochen hatten wir einen französischen Herrn, Namens Bonnat, zu Gast, der fünf Jahre Gefangener in Kumassi war und erst kürzlich durch die Engländer befreit wurde. Dieser Herr schwärmte ganz für die Aschanti und er versicherte uns, daß er nach seiner Rundreise durch Europa sofort wieder zurückkehren werde, um sich dann für immer bei ihnen niederzulassen. Er ist ein guter Katholik, der Alles aufbieten wird, um denselben Missionäre zu verschaffen. Hier in Freetown haben wir einige Aschanti als Kriegsgefangene. Es sind schöne Männer und von nobler Haltung; ihr Kleid besteht in einem Stück Leinwand, das sie auf der linken Schulter zusammenknüpfen und das der Toga der alten Römer sehr ähnlich ist; der rechte Arm sowie die obere rechte Brust bleiben unbedeckt; um das Haupt schlingen sie ein

weißes Tuch, welches den Scheitel freiläßt und dessen Ende über das rechte Ohr herabhängt, eine Kopfbedeckung, die viel eleganter ist als der Turban.“

In dem obenerwähnten Reiseberichte sagt dann P. Gommenginger weiter :

„Von der Vorgeschichte der Aschanti ist wenig bekannt ; eines ist sicher, nämlich, daß sie früher in Central-Afrika ansäßig waren und durch die Muselmänner von dort vertrieben wurden. Auch dieses darf als gewiß angenommen werden, daß sie schon einmal Christen waren. H. Bonnat, der ihre Traditionen und Gebräuche gründlich studirt hat, hegte nicht den geringsten Zweifel hierüber. Dafür sprechen auch folgende Umstände: zum ersten verabscheuen die Aschanti den Alcoran und alles, was mohammedanisches Gepräge hat; zum andern wollen sie nichts von der Beschneidung wissen, welche doch bei fast allen afrikaniſchen Völkern üblich ist; und endlich findet man bei ihnen das Zeichen des hl. Kreuzes: Häuser, Waffen, Geräthschaften, Alles bezeichnen sie damit. So auffallend war mir dies, daß ich schon oft geäußert habe, man finde mehr Kreuze in dem Hause eines Aschanti, als in den Häusern unserer besten Katholiken. Die gewöhnlichste Form ihrer Kreuze ist die griechische, welche sie in den verschiedenartigsten und zierlichsten Weisen auszuführen wissen.

Das 18. Jahrhundert war für die Aschanti reich an Ruhm und an Eroberungen. Anfangs desselben verfügten sie über kaum 60,000 Krieger; 1720 waren sie bereits so stark, daß sie es mit einem Gegner aufnehmen konnten, der in einer einzigen Schlacht 130,000 seiner Krieger auf dem Kampfplatze ließ. Sie erweiterten ihr Reich bis

Gommenginger.

an den Volta und von dem Konggebirge bis an die Goldküste, wo sie um die Wende des verflossenen Jahrhunderts mit den Engländern in Conflict geriethen. Der Sieg schwankte hin und her, bis endlich die Engländer schärfer eingriffen und 1874 die Macht der Aschanti gänzlich brachen. Ihre Hauptstadt Kumassi, welche die Fetischpriester als uneinnehmbar bezeichnet hatten, wurde sammt dem königlichen Palaste in Schutt und Staub gelegt, mehrere Basalstaaten als unabhängig erklärt und der König gezwungen 50,000 Unzen Goldstaub als Kriegsentschädigung zu bezahlen. Seit jener Niederlage werden die stolzen Aschanti immer mehr geschwächt durch die Kriege, in welche sie bald mit diesem bald mit jenem Nachbarvolke verwickelt werden. Daß England die Hand dabei im Spiele hat, unterliegt kaum einem Zweifel. Albions zweideutige Politik ist eben bekannt; sie besteht darin, die Völker gegen einander zu hegen, eines durch das andere aufreiben zu lassen, um selbst dann alle desto leichter unterjochen zu können.

Den ganzen Weg ins Binnenland machte ich zu Fuß, was vielleicht noch kein Europäer vor mir gethan hat. Ein Sänsteträger läßt sich drei Franken den Tag bezahlen; da die Reise acht Tage in Anspruch nimmt, wäre mir daraus eine Ausgabe erwachsen, die ich mir nicht leisten konnte.

Jenseits von Prahen fand ich ein ausgezeichnetes Klima und in Kumassi fühlte ich mich trotz der Entbehrungen und Beschwerden der Reise körperlich kräftig und wohl, wie seit Jahren nicht mehr. Wäre dieser Theil Afrikas urbar gemacht und hinderte der übermäßige Gras-

wuchs die Wasser nicht abzufließen, er wäre unstreitig der schönste, reichste und gesundeste der ganzen Erde. Gold, Silber, Edelsteine, Kupfer, Eisen, Steinkohlen gibt es in der Menge. Die Vegetation übertrifft alles, was man ihr bezüglich nur träumen könnte; ganze Waldungen von Vanille, Mahagoni und dergleichen kostbare Baumsorten habe ich angetroffen.

Leider stehen die Sitten der Aschanti in schroffem Gegensatz zu der Herrlichkeit ihres Landes. Sämmtliche staatliche Institutionen, ihre Gesetzgebung, ihr religiöses und sociales Leben, Alles gründet sich auf den Fetischismus. König und Häuptlinge bedienen sich desselben um das Volk in Knechtschaft zu halten, und die Fetischpriester sind da wie überall ebenso mächtig in ihrem Einflusse, als verdorben in ihren Herzen und abscheulich anzusehen. Darin wird, nach meiner Ansicht, das erste große Hinderniß zur Befehrung der Aschanti liegen. Ein anderes Hinderniß wird die Erziehung oder besser gesagt der Mangel an Erziehung der Kinder bieten. Mit diesen ist es hier recht eigenthümlich bestellt: Von ihrem zartesten Alter an treten sie (wenigstens die Knaben der Häuptlinge) in den Dienst des Königs oder anderer höher gestellten Häuptlinge, wo sie ohne jede Zucht und ohne Unterricht als wahre Wildfänge heranwachsen. Den königlichen Palast sah ich von solchen geradezu wimmeln. Sie bilden eine Kaste für sich und erfreuen sich ganz besonderer Privilegien; so z. B. dürfen sie auf dem Markte stehlen, ohne daß die Händler ein Anrecht auf Entschädigung hätten. Diesen bleibt bloß das eine unbenommen: sie können die diebischen Taugenichts, falls es ihnen gelingt ihrer habhaft zu werden, gehörig durchprügeln.

Der König hätte mir gerne einen feierlichen Empfang bereitet; allein der Prinz Anjah, ein Verwandter des Königs, der als Geißel in England erzogen und nachher wesleyanischer Prediger wurde, hielt ihn davon ab, unter dem Vorwande, die Europäer liebten derartige pompöse und lärmende Aufwartungen nicht. Ich bedauerte es und zwar umsomehr, weil der König, umgeben von sämtlichen Häuptlingen, mich auf dem öffentlichen Platze empfangen und so unserer heiligen Religion in der Person des Missionärs seine Huldigungen dargebracht hätte.

Am Tage meiner Ankunft feierte man das Fest des „kleinen Aday“. Der König sollte in Procession durch die Stadt getragen werden, Platz nehmen auf einer eigens für diese Gelegenheit errichteten Anhöhe und dort den ihm credenzten Palmenwein in einem goldenen Becher trinken. Prinz Anjah benützte den Augenblick, da der König im großen Hofe auf seinem Throne sitzend den Abmarsch des Zuges abwartete, um mich ihm vorzustellen. Dann sah ich mir den Festzug an. Als der König an mir vorbeikam, hieß er die Träger stille stehen, wandte sich gegen mich und grüßte mich lächelnd mit der Hand. Folgendes sprach ich ihn noch zweimal in Privataudienz, — es ist ein Mann in den dreißiger Jahren, gutmüthig und recht freundlich. Auch der Königin-Mutter machte ich meine Aufwartung. Hier wie dort und überall, wo ich sonst noch vorsprach, wurde ich auf's herzlichste empfangen und drückten alle den Wunsch aus, es möchten unsere Missionäre auch zu ihnen kommen.“

„Diesen Wünschen,“ bemerkt P. Gommenginger am Schlusse seines Berichtes, „werden wir leider so bald nicht

entsprechen können. Denn abgesehen von den schon oben angedeuteten sittlichen Hindernissen kämen auch noch materielle Schwierigkeiten in Betracht, wovon der Transport der Verbrauchsgegenstände nicht der geringste wäre. Dieser könnte nur durch Träger ausgeführt werden, welche bei strammem Marsche mindestens acht Tage brauchen um von der Küste nach Kumassi zu gelangen und sich sehr theuer bezahlen lassen. Daß der Verwaltungsrath der Glaubensverbreitung sich bei einem so zweifelhaften Erfolg zu so großen Auslagen entschließen werde, glaube ich kaum, würde ihm auch selbst nicht dazu rathen.“

* * *

Nach Hause zurückgekehrt, gründete P. Gommenginger ein Sanatorium für die Missionäre. Man erinnert sich noch, daß er sich einst in die Berge begeben mußte, um sich von einer schweren Krankheit zu erholen. Der dortige Aufenthalt bekam ihm so vortrefflich, daß der Gedanke in ihm auftauchte, daselbst ein Sanatorium zu errichten. Er theilte seinen diesbezüglichen Plan dem Centralrath der Verbreitung des Glaubens mit, der ihm nicht nur die Erlaubniß ertheilte, denselben auszuführen, sondern ihm noch 4000 Mark dazu bewilligte.

Am 20. November begann er die Arbeiten. Und jetzt sieht man aus weiter Ferne auf einem der malerischsten Punkte des Sierra-Leonegebirges ein schönes, massives Haus, es ist das Sanatorium der katholischen Missionäre. Statt wie bisher die kostspielige und mühsame Reise in die Heimath zu machen, können sie jetzt von Zeit zu Zeit dorthin gehen, um sich von ihren auf-

reibenden Arbeiten zu erholen und neu zu kräftigen. Eine gute Straße führt hin und eine niedliche Kapelle, geräumige Zimmer, ein passendes Mobiliar, ein großer Garten und herrliche Promenadeanlagen machen den Aufenthalt ebenso angenehm als wohlthuend. Der Platz den P. Gommenginger auswählte, befindet sich auf den Bergen von Leicester und liegt 600 Meter über dem Meerespiegel, beträchtlich höher also als das sumpfige Freetown, das mit Recht „das Grab der Europäer“ genannt wird. Die Luft ist ausgezeichnet und die Aussicht reizend; die Temperatur steht gemeiniglich fünf Grad niedriger als in der Stadt, mitunter sind die Nächte sogar recht kühl. Ein besonderer Vortheil noch ist, daß der Weg nach Freetown kaum eine Stunde beträgt.¹⁾

1) *Missions catholiques*, 1879, S. 222. — Auch die Protestanten und die englische Regierung haben seither Sanatorien dort gebaut.



11. Kapitel.

In Beauvais: P. Gommenginger Almosenier und Professor. — Tod seines Bruders Alphons. — Brand in der Kapelle. — Tod der Mutter. — Sehnsucht nach Afrika.

Verlassen wir jetzt Afrika für einige Zeit und begeben wir uns nach Frankreich. In der Stadt Beauvais treffen wir unsern lieben Vater wieder. Er hat sich überarbeitet, seine Kräfte sind geschwunden; wie ungern er es auch that, mußte er dennoch schließlich ein Ruheplätzchen in der guten Heimath auffuchen.

Gleichwohl wollte er auch hier nicht müßig gehen. „Arbeiten oder Sterben“ war seine Devise, ächte Devise des wahren Missionärs! Nach einem kurzen Aufenthalte in Chevilly wurde er zum zweiten Almosenier an der Anstalt der „Brüder von der christlichen Lehre“ und zum Professor bei den „Clerikern von St. Joseph“ in Beauvais ernannt.

Die Anstalt der Brüder zählte in drei verschiedenen Abtheilungen, der Normalschule, dem Pensionat und der

höhern Landwirthschaftsschule, an fünfhundert Zöglinge. P. Gommenginger hatte sie, zum Theile wenigstens, zu catechisiren und Beicht zu hören.

„Vorigen Samstag,“ schrieb er unterm 12. December 1879 an Tante Florence, „brachte ich acht volle Stunden im Beichtstuhle zu — denken Sie doch! bei einer Kälte von über 20 Grad, ich, der ich seit Jahren an ein Klima von 30 bis 40 Grad Hitze gewöhnt bin! Ach! ich war fast zu Tod gefroren.“

Das Werk der Cleriker von St. Joseph war erst im Entstehen. P. Gommenginger sah darin eine Pflanzstätte auserlesener Hilfskräfte sowohl für die Congregation vom heil. Geiste insbesondere, als für die Missionen überhaupt; auch widmete er sich demselben mit der ganzen Gluth seiner apostolischen Begeisterung. Neben den zwei Stunden Latein, die er jeden Tag zu ertheilen hatte, arbeitete er eifrigst an der Redaction des « Messenger de S. Joseph » und besorgte überdies noch einen großen Theil der weltumfassenden Correspondenz der „Erzbruderschaft“. Es ist zum Erstaunen, wie ein fränklicher Mann, der er war, eine solche Riesenarbeit leisten konnte. Welche Willenskraft gehörte nicht dazu!

„Bei den Brüdern, wie bei den Clerikern,“ schreibt H. Limbour, „erwarb sich P. Gommenginger eine Anhänglichkeit, die weit über die Grenzen einer gewöhnlichen Liebe hinaus, sich bis zur Verehrung steigerte.“ ¹⁾

Und doch war es sein Beruf nicht an diesem Posten zu bleiben; er fühlte sich dajelbst nicht Missionär genug.

¹⁾ Bulletin, 1890, S. 845.

Sobald seine Gesundheit sich einigermaßen gekräftigt hatte, begehrte er wieder nach Afrika zurückzukehren. Die hochw. General=Superioren Schwindenhammer, Levavasseur und Emonet erhielten nach einander seine diesbezüglichen Bittbriefe.

Allein der Mensch denkt, Gott lenkt! Manche harte Prüfung sollte noch über ihn hereinbrechen, ehe sein Wunsch in Erfüllung ging.

Zunächst war es der Tod seines Bruders Alphons, der in Altrincham (England) verstarb. Er eilte, ihm im letzten Kampfe beizustehen, brachte aber von dort einen so tiefen Schmerz zurück, daß sein Gesundheitszustand sich neuerdings erheblich verschlimmerte. Doch diesen Trost hatte er, daß sein Bruder auf geweihte Erde und unter dem Segen eines katholischen Priesters bestattet wurde. Alphons Gommenginger war nämlich der erste Katholik, der seit der Reformation nach katholischem Ritus beerdigt werden durfte, da gerade an jenem Tage das neue Beerdigungsgezet in Kraft trat. Bis dahin (300 Jahre hindurch) durfte kein Todter, welcher Confession er auch angehörte, anders als durch einen anglikanischen Prädicant begraben werden.¹⁾

Einige Zeit später zog er sich eine schwere Wunde an der Hand zu. In der Kapelle der St. Josephs-Anstalt war ein mit Wachs und Terpentin gefülltes Gefäß in Feuer gerathen. Ein Brand drohte die Kapelle und das

¹⁾ Brief vom 26. September 1880.

gesamnte Anwesen zu vernichten. Um diesem Unheile zuvorzukommen, wurde er, wie ehemals beim Waldbrande auf Bourbon, Feuerwehrmann. Es gelang ihm zwar das Feuer auf seinem Herde zu ersticken, aber er verbrannte sich dabei so erheblich die Hand, daß er längere Zeit fürchterliche Schmerzen litt und um ein wenig die Hand selbst verloren hätte.¹⁾

Raum war er von dieser Wunde geheilt, als ungeahnt die Nachricht von einer hoffnungslosen Erkrankung seiner Mutter eintraf.

„Ich bin über alle Massen traurig,“ schrieb er.²⁾ „Denn seine Mutter verlieren ist unter allen Ereignissen, welche einem auf dem Lebenswege begegnen können, gewiß das schmerzlichste. Man fühlt es erst recht, wenn der Augenblick herannaht, wo man zum ersten Male das Wort aussprechen muß: ich habe keine Mutter mehr! Sollte meine Mutter in der That jetzt sterben, dann ist das letzte Band, welches mich an Europa knüpft, zerrissen. Nichts wird mich mehr zurückhalten; nachdrücklicher denn je werde ich mir die Erlaubniß erbeten in die afrikanischen Missionen zurückzukehren. Es ist dies für mich ein Berufsbedürfnis und wohl auch das einzige Mittel den innern Gram, welcher mein Herz zernagt, los zu werden. Denn was ich in England, am Sterbebette meines Bruders empfunden habe, hat mich zu peinlich und zu tief ergriffen, als daß das stille Leben hier in Beauvais meine Gedanken

¹⁾ Brief vom 14. April 1882.

²⁾ Ibid.

davon abwenden könnte; nur das Schauspiel Afrika's und das vielbewegte Missionsleben werden dies vielleicht vermögen. Wenn ich bislang meine Versekung nicht dringender nachgesucht habe, so ist es einzig und allein wegen meiner Mutter gewesen, die sich über meine Abreise zu sehr würde betrübt haben. Ist sie aber einmal von hinnen geschieden, dann werde ich meinen Vorgesetzten die Qual meines Herzens offenbaren, und aus Mitleid werden sie meiner Bitte nachgeben. Einstweilen bete ich recht, recht inständig zum hl. Joseph, dem Patron des guten Todes, für meine Mutter. Ich habe bei ihr immer eine besondere Andacht zu diesem Heiligen bemerkt, und dies läßt mich hoffen, daß er ihr in der Sterbestunde beistehen und den letzten Kampf verjüßen wird.“

Sie starb, die theure Mutter am 17. April 1882.

Den Gefühlen, welche diese Trauerbotschaft in ihm hervorrief, gibt P. Gommenginger in folgendem Briefe Ausdruck: ¹⁾

„Wie Sie, meine liebe Tante, so sage auch ich: der Wille Gottes soll geschehen, jetzt und immer und in Allem! Ohne diese glaubensvolle Ergebung wäre es uns geradezu unmöglich die Schicksalsschläge dieses armen irdischen Daseins zu ertragen.

Längst schon hatte ich die Ueberzeugung, daß meine gute Mutter unter den vielen Prüfungen, welche fort und fort über sie hereinbrachen, erliegen werde. Alphonsens Tod brach ihr vollends das Herz. Und jetzt, da sie nicht mehr ist, und obgleich ich ihren Tod vorausgesehen hatte,

¹⁾ Brief vom 27. April 1882.

stehe ich unter dem Drucke eines unsäglichen Schmerzes; ich hätte selber nicht geglaubt, daß ich so sehr an meiner Mutter hinge. Ach, nicht eine einzige Thräne habe ich weinen können! ein Zeichen bei mir, daß der Schmerz zu groß war. Dafür aber fühle ich mein armes Herz von einer furchtbaren Last erdrückt und zermalmt, die ich sobald nicht wieder, vielleicht auch gar nie mehr losbringen werde. Es ist das die Folge einer allzugroßen Nervösität, welche zu beherrschen ich nicht mehr im Stande bin, seitdem die heißen Länder meinen Körper so sehr zerrüttet haben.

Hinsichtlich der Seele bin ich ruhig und vollkommen ergeben in Gottes heilige Zulassung. Nicht nur nehme ich den gegenwärtigen Schmerz wiederum willig aus seiner väterlichen Hand an, sondern bin bereit ebenso willig alle anderen Kreuze anzunehmen und zu tragen, welche der göttliche Meister mir noch fernerhin aufzulegen gedenkt.

O, wie danke ich Ihm, daß Er meiner theuren Mutter die Gnade verliehen hat, eines seligen Todes zu sterben, hinzuscheiden in Frieden, in Ruhe, mit Ergebung, frei von jenen entsetzlichen Mängsten und Schrecknissen, welche der Tod so oft mit sich bringt! Nun ist sie gerettet, gerettet auf ewig, entrückt ist sie für immer den Gefahren und Mühseligkeiten dieses Erdenlebens. Singen, ja singen will ich dem Herrn ein Danklied dafür, daß Er an dieser mir so theuren Seele das große Werk der Erlösung und der Barmherzigkeit vollendet hat.

Am Sonntag Morgen noch, am Tage ihres Todes, hatte ich die hl. Messe am Altare der Erzbruderschaft für die liebe Kranke gelesen, und dabei recht innig zum hl.

Joseph gebetet, er möge zu ihr herniedersteigen und ihr den letzten Kampf erleichtern. Und als ich Abends am selben Altare den sacramentalischen Segen hielt, da betete ich abermals in derselben Meinung für sie; dabei war ich von so innigen Gefühlen der Andacht und des Vertrauens durchdrungen, wie ich in meinem Leben noch keine solche empfunden hatte. Ich hatte wie eine Ahnung, daß die Stunde ihrer Auflösung nahete und daß der liebe Jesus, in dessen Gegenwart ich mich befand, nicht mehr länger säumen würde, sie von der Welt abzurufen. Den ganzen Abend stand ich unter diesem Eindrucke. — Seither habe ich die Anzahl heiliger Messen, welche die Constitutionen uns beim Tode unserer Eltern freigegeben, gelesen; auch von meinen Mitbrüdern hat jeder eine hl. Messe für sie gelesen. Zwar bin ich überzeugt, daß unsere gute Mutter, durch das viele Kreuz und Leid, welches sie, besonders in den letzten Jahren, zu tragen hatte, und auch immer mit der größten Ergebung trug, schon hienieden der Gerechtigkeit Gottes genuggethan hat und bereits der Anschauung Gottes sich erfreut; gleichwohl dürfen wir es nicht unterlassen auch fernerhin für sie zu beten, denn nichts kann uns von der Pflicht entheben unsern Verstorbenen, namentlich unsern dahingeshiedenen Eltern hilfreich beizuspringen. Und ist es nicht an und für sich schon eine Freude und ein Trost für diejenigen beten zu können, welche uns hienieden lieb und theuer gewesen sind?“

Durch die trüben Wolken war mittlerweile doch auch ein heller Strahl gedrungen; zwischen den erwähnten traurigen Ereignissen war dem guten Vater auch ein freu-

diges begegnet. Sein Bruder August wurde nämlich im April 1882 zum Priester geweiht, und es durfte die liebe Mutter das Glück noch erleben, ihn als Priester zu sehen, den Trost sogar haben, in seinen Armen zu sterben.

„Es freut mich,“ schrieb er, „daß die Obern statt meiner den August zur sterbenden Mutter abgesandt haben. Auf diese Weise hat sie, die theure Mutter, das Glück noch gehabt, ihren jüngsten Sohn mit der priesterlichen Würde begleitet zu sehen, und August hat mit dem am Todesbette seiner Mutter empfundenen Schmerz den Anfang machen können zu den weiteren Opfern, welche sein künftiges Missionsleben noch von ihm fordern wird.“ ¹⁾

Wie schon gesagt, sollte mit dem Tode seiner Mutter das letzte Band, welches P. Gommenginger an Europa knüpfte, zerrissen sein. Die Cleriker von St. Joseph und die Brüder, die ihn durchaus nicht verlieren wollten, boten Alles auf, um ihn zurückzuhalten.

„Warum,“ sagten sie, „anderswo Gutes zu thun suchen, da Sie so vielfach Gelegenheit haben, es hier zu thun?“

„Ich bin Missionär,“ erwiderte er, „und als solcher muß ich mich andern Seelen hingeben.“

„Aber Sie sind ja noch kräftlich; in den Missionen werden Sie's gewiß nicht lange aushalten. Hier in Frankreich hingegen werden Sie noch recht viele Jahre des Guten wirken können. Ist es also nicht kluger, nicht vernünftiger und verdienstvoller hier zu bleiben?“

¹⁾ Brief vom 14. April 1882.

„Der Missionär schuldet den Seelen nicht bloß seine Thätigkeit, sondern auch und vorab sein Leben. Und das ist es gerade, das Opfer meines Lebens, was ich Gott für die Befehrung Afrika's bringen möchte,“ lautete die Antwort.

Und er fügte bei:

„Wenn man das übertraurige Schauspiel gesehen hat, welches ich in Afrika so viele Jahre hindurch vor Augen gehabt habe, so müßte man ein Mensch ohne Herz und ohne Gefühl sein, um in Frankreich zu bleiben.“

„Bah! bah!“ sagte ihm eines Tages der Director der Brüder, „ich werde die Angelegenheit mit ihrem hochw. Herrn General-Superior besprechen, und er wird Sie nicht fortgehen lassen.“ ¹⁾

P. Gommenginger ließ sich nicht abschrecken. Ein Brief nach dem andern ging nach Paris ab, um die ersehnte Veretzung herbeizuführen. Wir lassen den Wortlaut eines dieser Briefe hier folgen; derselbe wird uns die ganze Tiefe seines Apostel-Herzens erschließen.

„Unser hochw. Superior, der heute im Mutterhause durchkommt, wird Ihnen, Gnädigster Herr, ein Gesuch von mir übermitteln, welches dahin geht, daß Sie mich wiederum nach Afrika zu senden geruhen mögen. Meine Gesundheit ist gegenwärtig recht befriedigend. Es liegt somit kein Grund mehr vor, weshalb ich noch länger in meiner provisorischen Stelle hier in Beauvais verbliebe. Gewöhnt, wie ich es bin, an Afrika's Land und Leute,

¹⁾ Brief vom 27. Juni 1881.

würde ich es mir zum Vorwurfe machen, wenn ich meinen Aufenthalt in Frankreich ohne Ursache in die Länge zöge; dies um so mehr, da ich weiß, wie groß einerseits die Last ist, welche auf unseren dortigen Missionären ruht, und wie gering an Zahl anderseits das Personal ist, über welches Sie verfügen können. Zudem bin ich neun und dreißig Jahre alt. Da ich in die Lage kommen könnte, neue Sprachen erlernen zu müssen, so muß verhütet werden, daß mein Kopf zu alt werde; denn ein Missionär, der die Sprache der Eingeborenen nicht kennt, unter welchen er wirken soll, wird niemals einen namhaften Erfolg erzielen. Ich gebe mich somit der freudigen Hoffnung hin, daß Sie sich meiner erinnern werden, wenn die nächste Verbandsliste der Missionäre zum Aufstellen kommt. Nicht daß ich mich zu beklagen hätte hier in Beauvais; nein, nein! Ich fühle mich im Gegentheile recht glücklich auf meinem kleinen Posten. Desungeachtet habe ich mein liebes Afrika noch nicht vergessen. Dort, dort möchte ich arbeiten, dort möchte ich leiden und sterben. Daß ich mich voll und ganz Ihrem Willen anheimgebe, deß dürfen Sie, Gnädigster Herr, versichert sein. Gleichwohl könnten Sie kein größeres Opfer von mir verlangen, als wenn ich für immer auf Afrika verzichten müßte.“¹⁾

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Die Obern beauftragten ihn, die Mission von Mrogoro zu gründen.

Was diese Gründung P. Gommenginger an Mühen und Opfern kostete, dies soll nachgehends erzählt werden.

¹⁾ Bulletin 1899, S. 846.

12. Kapitel.

Reise nach Zanguebar. — Land und Leute. — Stand der dortigen Missionen.

Mitte September 1882 schiffte sich P. Gommenginger in Begleitung seines Bruders August, der um die nämliche Zeit seine Obedienz für die Mission von Mhonda erhalten hatte, an Bord des „Jura“ ein.

Während der Reise fanden sie Gelegenheit, einige Stunden in Neapel zu verweilen und dort die Cathedrale, sowie die anstoßende Kapelle des hl. Januarius und die übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen.

Als man in den Suez-Kanal einlief, war derselbe mit Kriegsschiffen ganz angefüllt. In der Nacht vernahm man sogar, westlich von Ismailia, den Donner der Kanonen. Es hatten sich die Engländer zu weit und zu vertrauensselig landeinwärts gewagt, als plötzlich die verdeckten Batterien Arabi's auf sie losfeuerten. Um ihren Rückzug zu decken, mußten sie, die Engländer, eine ganze Schwadron Reiterei opfern.

Die Hitze war unerträglich. 37 Grad Celsius zeigte das Thermometer, allmählig stieg es auf 39; als aber dasselbe noch höher zu steigen drohte, so ließ der Kapitän, um Unfällen vorzubeugen und die Luft etwas abzukühlen, die Feuerspritzen in Thätigkeit setzen.

Im Aben mußte ein anderes Transportschiff abgewartet werden. Während dieser Zeit waren P. Gommenginger und sein Bruder zu Gast bei den dortigen Kapuzinern, welche sie echt kapuzinermäßig, d. h. mager aber sehr freundlich bewirtheten.

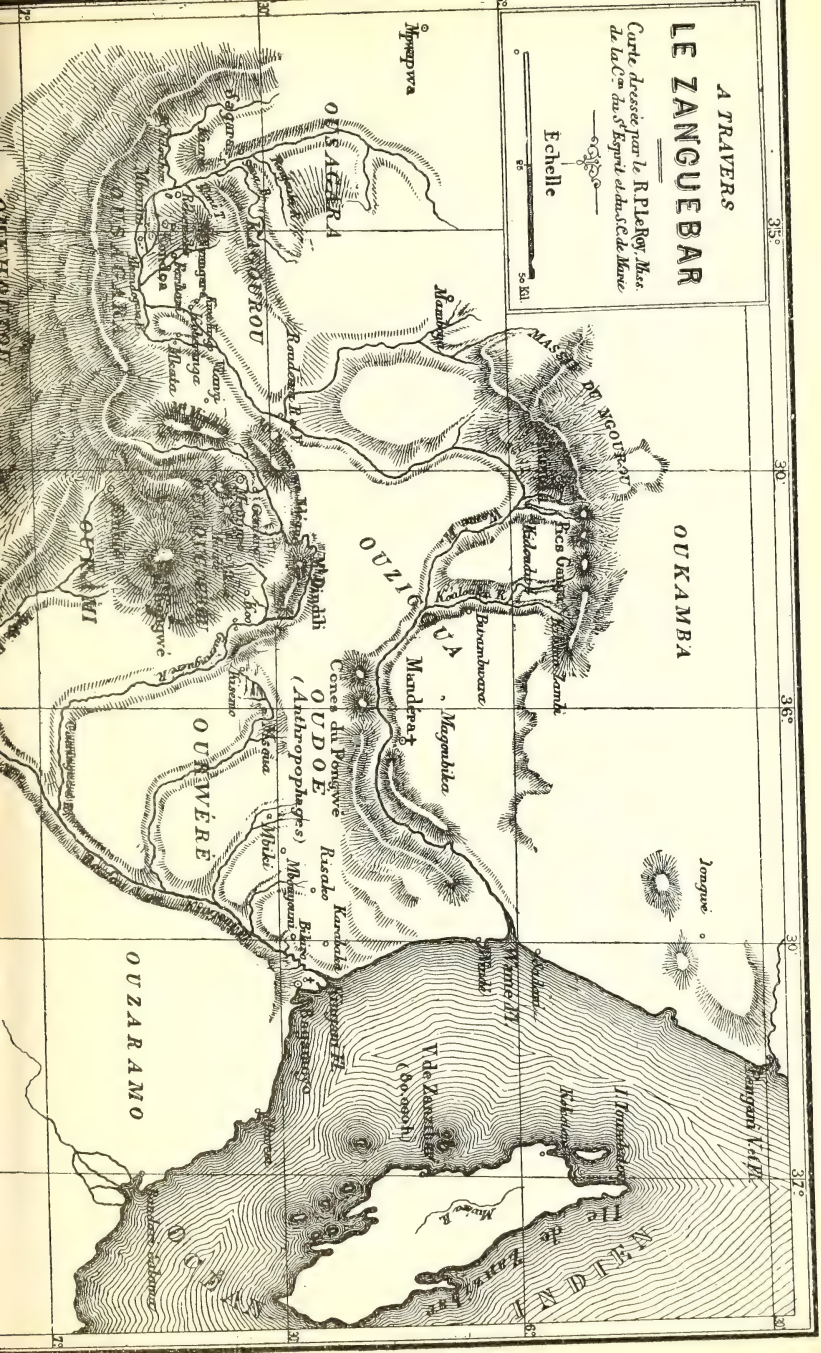
Nach vierzehn Tagen kam endlich das erwartete Schiff; es war ein kleiner, englischer Dampfer. Trotz der ungünstigen Witterung und der unruhigen See wurde die Reise weiter fortgesetzt und nach einer zehntägigen, ebenso unangenehmen als gefahrvollen Ueberfahrt, landete man am Freitag den 13. October um 2 Uhr Nachmittags, im Hafen von Zanzibar.

Die Brüder Gommenginger fanden Quartier im dortigen Missionshause, woselbst P. Baur, der Superior von Bagamoyo, sie abholen sollte. Bis zu seiner Ankunft nahmen sie Stadt und Land in Augenschein.

Die Insel Zanzibar liegt unter dem 6. Grade südlicher Breite, 8 Stunden östlich vom afrikanischen Kontinente. Sie ist ungefähr 80 Kilometer lang und 20—22 Kilometer breit. Zwei Dritttheile derselben sind von einer geradezu wunderbaren Fruchtbarkeit. Häuser und Hütten, Städte und Dörfer verschwinden sozusagen unter der Unmasse von Cocospäumen, welche sie umgeben und hoch über die Dächer hinaus ihre fruchtbeladenen Zweige

LE ZANGUEBAR

Echelle



erheben. Die Hügel sind mit herrlichen Nelkenbäumen bedeckt, deren eigenthümliche Gestalt einen zauberhaften Anblick bieten. Im Thalgrunde wechseln weitausgedehnte Reis-, Melonen-, Mais- und Erbsenfelder ab mit Zucker-, Pfeffer-, Kaffee-, Ananas- und Indigoplantagen, während unzählige Zimmt-, Orangen-, Citronen-, Muscaten-, Dattel-, Sago- und Granatbäume das Ganze durchziehen und der gesammten Landschaft das Aussehen eines immensen, feenhaft schönen und wohlduftenden Blumenbeetes verleihen.

Nur zwischen den zwei Gebirgsketten, wovon die eine von Norden nach Südwesten, die andere von Norden nach Südosten hinzieht, ist die Insel wüst und öde. Lose Steinblöcke, tiefe Abgründe und verzackte Felsen durchqueren das dazwischen gelegene Thal und prägen demselben einen eigenen, schauerlich großartigen Charakter auf.

Die Stadt Zanzibar zählt 100,000 Einwohner, die ganze Insel etwa 380,000, welche aus Negern, Indiern, Arabern, Europäern, Amerikanern und Suaheli sich zusammensetzen.

Die Neger bilden die Mehrzahl, besonders in der Hauptstadt, sind aber meistentheils Sklaven. Die einen bauen die Plantagen und Gärten der reichen Grundbesitzer; andere arbeiten als Handwerker; wieder andere besorgen die Waarentransporte vom Land ans Ufer und umgekehrt.

Die Indier, 3—4000 an der Zahl, sind nur Zugvögel. Sämmtliche kommen aus Ostindien; sie treiben einige Zeit Handel und kehren, wenn sie das Schäfchen geschoren haben, wieder in ihre alte Heimath zurück.

Die Araber sind die eigentlichen Herren im Lande. Aus ihnen recrutirt sich das Beamtenthum des Sultanats. Nur ausnahmsweise widmen sie sich dem Handel.

Europäer und Amerikaner gibt es, außer dem Personal der Consulate, nur wenige und betreiben auch diese das Handelsgeschäft. Vertreten durch Consuln sind Frankreich, die Vereinigten Staaten, Deutschland, Oesterreich, Portugal und England.

Den eigentlichen Kern der Bevölkerung bilden die Suaheli; diese bewohnen nicht nur die Städte und Dörfer der Insel Zanzibar, sondern auch alle umherliegenden Eilande und die meisten Städte an der Küste. Ueberdies besitzen sie Handelsplätze bis weit in den Continent hinein.

Die Suaheli sind eine Mischrasse von Arabern und Bantu oder Urnegern, Mestizen also. Ihre Gesichtszüge lassen zugleich den arabischen und den afrikanischen Typus durchblicken. Der Farbe nach sind sie mehr oder weniger schwarz, braun, gelb oder roth, und dies nicht bloß von einem Lande zum andern, sondern auch in demselben Lande, ja oft in derselben Familie. Die Geschichte verlegt ihre Wiege nach Pate, Shu, Manda und Lamu, wo die Araber ihre ersten Colonien gründeten. Von hier dehnten sie sich allmählig über die ganze ostafrikanische Küste aus, legten allenthalben neue Colonien an, wovon manche im Laufe der Zeit wieder eingegangen sind, mehrere aber wie Malindi, Mombasa, Tanga, Pemba, Zanzibar, Mafia, Kilwa, Ngazida oder Groß-Comore heute noch bestehen.

Bemerken wollen wir noch, daß die Suaheli-Sprache eine der verbreitetsten ist. R. S. Gust nennt sie in seinem

Werke: „Die modernen Sprachen in Afrika“, eine der zwölf Weltsprachen. Während sie von allen Punkten der Zanguebar'schen Küste durch die Matrosen und Geschäftsleute nach den somalischen Häfen, nach Aden, Mekke, Scheher, Mascat bis nach Bombay im Norden, nach Mozambique, Natal, den Comoren und Madagascar im Süden getragen wird, verbreiten sie die Handels caravanen nach und aus dem Binnenlande ebenfalls nach dieser Richtung hin. Kisuaheli wird gesprochen an den Ufern des Djuba, des Tana, des Rufidhi, des Nyanza, sowie am Fuße des Kilima-Ndscharo und des Kenia, mit ihr durchreist man heute ganz Afrika.

Ein Zufall wollte, daß P. Gommenginger einer Audienz beim Sultan Senid-Bargasch anwohnen konnte. Der französische Consul hatte demselben einen Brief nebst Geschenken vom Präsidenten der Republik zu übermitteln. Die officiële Uebergabe sollte am 16. October um 10 Uhr Morgens stattfinden. Dazu wurden alle Patres und sämtliche anwesende Franzosen eingeladen, sie waren ihrer zwanzig.

„Wahrhaft feierlich verlief sie, diese Audienz,“ schreibt er.¹⁾ „Senid-Bargasch, ein stattlicher Mann, benahm sich dabei überaus fein und nobel; vor und nach derselben drückte er einem jeden von uns freundlichst die Hand. Nur etwas fiel mir peinlich auf: wie komisch und arm nämlich unsere Franzosen in Frack und engen Hosen aus-

¹⁾ Brief vom 16. October 1882.

sahen gegenüber den Arabern in ihren weiten, reich verbrämten Mänteln und ihrem glänzenden Waffenschmuck.“

P. Baur ließ länger auf sich warten, als man geglaubt hätte; er lag eben krank darnieder. Schwer war seine Mission von Bagamoyo in der letzten Zeit heimgesucht worden. Noch kurz bevor P. Gommenginger dorthin kam, hatte sie wieder in einer Woche zwei ihrer jüngsten und tüchtigsten Kräfte verloren, P. Fritsch¹⁾ und einen Laienbruder. Erst nach Allerheiligen konnte P. Baur die neuen Ankömmlinge in Zanzibar abholen.

P. August begab sich unverzüglich in seine Mission von Mhonda; P. Karl traf seine Vorkehrungen für die Reise nach Mrogoro.

* * *

Die apostolische Präfectur von Zanguebar hatte damals vier Stationen, je eine in Zanzibar, in Bagamoyo, in Mhonda und in Mandera.

Gegründet wurde die Station in Zanzibar im Spätherbst 1860 durch den hochw. Herrn Maupoint, Bischof von St. Denis (Bourbon) und hatte zum Organisator und ersten Superior den spätern Bischof von Grenoble, Mgr. Fava. Wegen Mangels an Priestern sah sich indeß Mgr. Maupoint gezwungen die Mission wieder aufzugeben und trat, im Einverständnisse mit Rom, dieselbe im Jahre 1862 an die Congregation vom heil.

¹⁾ Aus Hilsenheim (Unt. Elb.) — Im Jahre 1882 lagen bereits 22 Missionäre auf dem Kirchhof von Bagamoyo begraben.

Geiste und heiligen Herzen Mariä ab.¹⁾ Zum Superior wurde jetzt der berühmte P. Horner²⁾ ernannt, der dann im Jahre 1868 die Station zu Bagamoyo, an der Mündung des Ringaniflusses, und 1877 die zu Mhonda, im Usiguagebirge, gründete.

Das Missionshaus in Zanzibar liegt im Mittelpunkte der Stadt und zählte nach einem Berichte P. Horner's, im Jahre 1879, 4 Priester,³⁾ 2 Brüder, 6 Schwestern aus dem Kloster der Marien-Töchter von St. Denis⁴⁾ und 324 Negerkinder. Von diesen letzteren waren nicht weniger als 172 befreite Sklaven, welche die englische Regierung dort untergebracht hatte. Nebenher betrug die katholische Bevölkerung etwa 400 Seelen, deren Kern, außer einer geringen schwankenden Anzahl von Europäern, Goanesen bildeten. Viele Befehrungen hier zu erwirken stand nie in Aussicht, da, wie schon öfter gesagt, die Mohammedaner unempfänglich sind für das Christenthum.

1) Bischof Maupoint behielt jedoch die Jurisdiction über Zanzibar bis an sein Lebensende (10. Juni 1871). Erst dann wurde durch Decret der Propaganda vom 9. September 1872 die Mission den Patres vom hl. Geiste zur selbstständigen Verwaltung übergeben, und der Generalobere der Congregation, der hochw. P. Schwindenhammer, zum apostolischen Präfecten und P. Horner zum Vicepräfecten ernannt.

2) P. Horner war gebürtig aus Schönenburg (U. Elf.); er starb in Cannes (Frankreich) am 8. Mai 1880.

3) P. Horner, Sup., P. Ader, Procurator (jetzt Provinzial der Congregation in Deutschland) aus Meyersheim (U. Elf.), P. Strebler aus Merzweiler (U. Elf.), † 1882 und P. Sacleux.

4) Eine auf Bourbon durch den hochw. P. Levavasseur gegründete religiöse Genossenschaft.

Nur deßhalb wurde Zanzibar zum Hauptsitze des apostolischen Vicariats gewählt, weil es die Residenz des Sultans, der europäischen Consuln, der Verbindungspunkt mit Europa ist und also am besten als Vorrathskammer für die Stationen im Binnenlande dienen konnte.

Neben den Schulen unterhält die Mission von Zanzibar noch zwei Spitäler, eines für die Europäer, welche eine mäßige Pension bezahlen können, und eines für die Armen, welche ganz umsonst verpflegt werden. Matrosen aller Nationen, Forschungsreisende, Angestellte der Kolonialgesellschaften, Handlungsdiener, Consulatsbeamte und sogar Consuln nehmen ihre Zuflucht zur Pflege, welche ihnen die vortrefflichen Nonnen, die Töchter Mariä, angedeihen lassen.

Bagamoyo: Diese große Anstalt an der Küste kann als die Hauptstation und als der Stützpunkt und das Vaterhaus aller anderen Stationen auf dem Festlande betrachtet werden.¹⁾ Sie liegt gerade Zanzibar gegenüber, an der Mündung des Kingani, eine Viertelstunde von dem 5—6000 Einwohner zählenden Städtchen Bagamoyo,²⁾ auf einer kleinen Hochebene, von welcher man weit hinaus ins Meer sieht. Sie verdient, daß wir sie

¹⁾ Alles nothwendige für den Unterhalt, Kirchensachen u. s. w. wird von Bagamoyo nach den bedürftigen Stationen versandt. Jeden Monat kommen Träger, um den Bedarf zu holen.

²⁾ Bagamoyo bildet den gewöhnlichen Ausgangspunkt der Karawanen, die sich in das Innere des Landes begeben. Bekanntlich sind von Bagamoyo aus ebenfalls die Afrikaforscher Specke und Burton, sowohl als Stanley bis zu den großen Seen vorgebrungen.

näher kennen lernen. Unternehmen wir einen Rundgang durch dieselbe; der hochw. P. Afer wird uns als Cicerone dienen.

„Eine schöne Allee führt uns vom Meeresstrande zu den Missionsgebäuden: Sehet ihr die Muttergottesstatue zwischen den Bäumen auf der Thurnspitze? Man sieht das Thürmchen kaum, und doch hat es 17 Meter Höhe. Das ist das Kirchlein der Mission. Die Mutter Gottes breitet ihre Arme aus, als wollte sie alle Gläubigen der ganzen Gegend einladen, sich an ihr mütterliches Herz zu werfen. Rechts in der Ferne, dort, wo der Mangrovenwald aus dem Meere aufragt, sind einige Neger, unsere ältesten Zöglinge, unter der Aufsicht eines Bruders beschäftigt, die Felsen zu sprengen, welche die Ebbe trocken gelegt hat; so gewannen wir sämtliche Bausteine für alle unsere Gebäude. Kleine Mädchen kommen uns entgegengelassen: hört ihr sie ein Liedchen singen? Singend gehen sie an die Arbeit, so ist es gebräuchlich in der Anstalt. Zufriedenheit herrscht hier in allen Herzen. Die Seite links vom Wege wird von den Mädchen bestellt, die rechte, bei weitem größere, ist den Knaben zugetheilt. Am Ende der Allee erblickt man zwei kleine Häuschen. Links verpflegt man die Fremden, rechts ist die Pförtnerstube und zugleich die Schusterei; ein Gitterthor verbindet beide.

Unter der Veranda der Missionärwohnung stehen die Patres ¹⁾ zu unserm Empfange bereit. Das Haus ist für

¹⁾ P. Baur, Sup., aus Ragenthal (Ob. Elf.), P. Hirzlin aus Bisel (Ob. Elf.) und P. F. . . .

dieses Land ein wahrhaft monumentaler Bau; es mißt 20—25 Meter in der Länge und 10—12 Meter in der Breite. Nach einem herzlichen Empfange wird man uns mit Freuden eine Cocosnuß zur Erfrischung anbieten; der Saft, den diese Frucht vor ihrer völligen Reife enthält (die Cocosmilch) ist ein ganz vorzüglicher Labetrunk. Es stehen uns aber auch, wenn wir das vorziehen, Orangen, Citronen, Ananas, Mangosfrüchte und noch viele andere Erzeugnisse zu Gebote, die wir daselbst in unseren Gärten ziehen.

Bevor wir die Anstalt durchwandern, wollen wir dem lieben Gott einen kleinen Besuch abstatten. Die Kapelle liegt etwas links vom Hause; sie hat eine Länge von 34 und eine Breite von 11 Metern. Da stehen wir vor dem Thurme, den die Statue der seligsten Jungfrau überragt und den wir schon vom Meere aus erblickten.¹⁾ Das Innere des Kirchleins ist einfach; nichts erinnert an den Glanz der Tempel Europa's. Doch ist alles reinlich und geziemend. Einige Gemälde schmücken die Wände, ein Harmonium steht auf der Emporbühne und eines unserer Kinder spielt daselbe an Sonn- und Festtagen.²⁾ Das Holzwerk der Seitenaltäre und des Chores ist die Arbeit unserer kleinen Schreiner. In einer Nische über

¹⁾ Derselbe ist mit zwei aus Deutschland bezogenen Gussstahlglocken versehen.

²⁾ Sowohl in Bagamoyo als in Zanzibar werden Kinder in der Musik unterrichtet, so daß man sie später auf den Missionsstationen des Innern als Organisten verwenden kann. Nebenher besteht unter den Zöglingen beider Anstalten eine Musikkapelle, welche manchen unserer Dorf- und Stadtmusikanten den Kopf machen könnte.

dem Hauptaltare steht eine prächtige Statue der seligsten Jungfrau, der Patronin unserer Anstalt. Ich bedaure, daß Sie nicht an einem Sonntage Zeuge unseres Gottesdienstes sein können; die Andacht, mit welcher unsere Zöglinge dem Tische des Herrn nahen und der heiligen Messe beizohnen, würde Sie sehr erbauen.

Wenn wir die Kapelle verlassen, so haben wir zur Linken das Haus der Schwestern, welche mit der Erziehung der Mädchen betraut sind, die wir aus der Sklaverei loskauften oder aus den anderen Waisenhäusern der Mission hierhin brachten.

Diese einzelftehende Hütte war die Wohnung einer Aussätzigen, deren Geschichte den Lesern zeigt, welche Leiden durch ihre milden Gaben gelindert werden. Sie ist vor kurzem gestorben und wird sich jetzt in der Ewigkeit ihren Wohlthätern dankbar erweisen. Sie war die Sklavin eines Arabers auf Zanzibar; der Ausatz hatte ihre Füße beinahe ganz weggefressen, und da der Herr ihr keine genügende Nahrung gab, kroch sie oft auf Knieen und Händen eine halbe Stunde weit in die Stadt hinein, um ein Almosen zu bekommen. Eines Tages begegnete ihr einer der Missionäre und frug sie, von Mitleid beim Anblicke des armen, abgekehrten, fast nackten Geschöpfes bewogen, ob sie wohl nach Bagamoyo möchte. „Von Herzen gerne, wenn Ihr Euch meiner erbarmen wollt.“ Sofort bat der Missionär den Herrn der Sklavin um seine Zustimmung; der bedachte sich natürlich nicht zweimal und des andern Morgens fuhr sie nach Bagamoyo hinüber. Gerne nahm sie die trostreichen Wahrheiten

unserer heiligen Religion an, empfing die hl. Taufe und nicht lange nachher rief sie der liebe Gott zu sich.

Wir können den Weg am Kirchhof vorbei nehmen und durch die große Allee auf das christliche Dorf St. Joseph zugehen. Ueberall begegnen wir Orangenbäumen, Mangobäumen, Citronen- und Bananenbäumen, Guava- und Melonenbäumen und hundert anderen Baumsorten. Unsere Pflanzungen sind für alle Besucher ein Gegenstand der Bewunderung. Die europäischen Afrikareisenden staunen beim Anblicke solcher Gärten in einem Lande, das sie ganz öde glaubten. Diese zahllosen Cocospalmen, genau nach der Schnur gepflanzt, diese langen, herrlichen Alleen, diese Masse von Häusern für die Missionäre und Kinder, welche „die Stadt der Weißen“ bilden, die weiten Felder, belebt von zahlreichen Arbeitern, von Schaaren Knaben und Mädchen, die singend zum Hause zurückkehren, gebeugt unter der Last der Früchte, welche sie sammelten — das alles entzückt das Auge der Fremden und verschafft uns reichliches Lob.

Inzwischen sind wir im Dorfe St. Joseph angelangt; die Kinder unserer jungen Christen laufen uns grüßend entgegen. Das Dorf besteht aus etwa 70 Familien und wächst mit jedem Jahre. Schon gibt es daselbst eine große Zahl Kinder, die von ihren frommen Müttern zu guten Christen erzogen werden. Viele Bewohner führen ein wahrhaft heiliges Leben, empfangen oft die hl. Sacramente und alle ehren und üben unsere Religion. Da wir sie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten wir volle Gewalt über sie; sie nennen uns Väter und wir pflegen sie Kinder zu heißen. Als ihre Zahl zunahm, bauten



Allee zur Lourdes-Kapelle in Bagamoyo (Seite 192).

wir ihnen 1876 eine kleine Kapelle, die uns unwillkürlich an die Armuth unseres Erlösers erinnert. Sie hat nur Lehmwände und ein Strohdach; aber die Reinlichkeit im Innern, die Gemälde und der Kreuzweg an den Wänden stimmen unsere jungen Christen zur Frömmigkeit. Morgens und abends versammeln sie sich darin zum gemeinschaftlichen Gebete.

An fünf Wochentagen arbeiten sie in den Gütern der Mission, wofür wir ihnen Nahrung und Kleidung verabreichen. Jeden Samstag empfangen sie ihre Portion Mtama (Hirse), Mais, Bohnen und gesalzenen Fisch. Ueberdies hat jede Haushaltung in der Nähe der Wohnung einen kleinen Grundbesitz, den sie nach Wahl ausbeuten kann, unter der einzigen Bedingung, daß sie denselben wirklich anbaut. Dafür gibt man ihnen den Donnerstag frei. Ueber die Früchte, die sie ernten, können sie nach Gutbefinden verfügen; sie können dieselben verkaufen und sich Kleider oder andere Nahrungsmittel anschaffen. So gewöhnen sie sich an häuslichen Sinn und Sparsamkeit, Dinge, die ihnen früher gänzlich unbekannt waren. Einige haben sich schon recht bequem eingerichtet. Wer aus Trägheit sein Feld vernachlässigt, dem wird es zur Strafe genommen und den Fleißigen zugetheilt. Einer der Neger, natürlich derjenige, der unser Vertrauen wohl verdient, ist zum Bürgermeister des Dörfchens ernannt an Festtagen trägt er eine Uniform, die uns ein Wohlthäter schenkte. Er hat für die gute Ordnung einzustehen und den Vater von jeder Störung in Kenntniß zu setzen. Abends hält er Appell, damit Keiner die Nacht anderswo durchschwärme; auch macht der Vater von Zeit zu Zeit

die Kunde; spätestens zehn Uhr Abends muß Jeder zu Hause sein. Das väterliche Regiment, das wir auf diese Art aufrecht halten, ist ein mächtiger Hebel, sie zur Frömmigkeit anzutreiben und in guter Ordnung und Arbeitsamkeit zu erhalten. Uebrigens sind wir mit ihrer Aufführung im Allgemeinen recht zufrieden.

Jede Familie baut sich ihre Wohnung. Die Hütten haben nur Lehmwände und ein Strohdach, messen 5—6 Meter in's Geviert und bestehen aus zwei Räumen, wovon der vordere die Wohnstube, der hintere das Schlafgemach bildet. Als Möbel findet sich eine „Kilanda“ oder Gurtenbett, dessen Seile aus Cocosfasern gedreht sind, über welche sich eine Matte breitet; ferner ein Tisch, ein Mörser, um den Mtama zu zerstoßen, und einige irdene Geschirre. Ueberall herrscht große Reinlichkeit; sie lieben sehr, die Wände mit den kleinen Bildchen auszuschnücken, welche sie von den Missionären als Geschenk erhalten.

In dem Maße, als unsere Mittel es gestatten, beabsichtigen wir ähnliche Stationen im Innern Afrika's zu gründen. 12—15 Familien sollen sich um den Missionär ansiedeln; sie werden unter seiner Leitung arbeiten, wie hier, und den Kern eines neuen christlichen Negerdorfes bilden.

Hören Sie den Gesang? Es sind unsere Schulkinder, welche die Kirchenlieder für den sonntäglichen Gottesdienst einüben. Wir wollen ihnen einen Besuch abstatten. Bei unserm Eintritte in das Schulzimmer stehen alle auf und grüßen höflich. Ihr Lehrer ist aus Zanzibar und, wie sie selbst, ein freigekaufter Slave. Man lehrt sie lesen und

schreiben. Sie können die Kinder im Katechismus, in der biblischen Geschichte, im Rechnen und in der französischen Sprache ¹⁾ examiniren; ihre Antworten werden Sie vielleicht in Staunen setzen. Unmittelbar von der Schule gehen sie zur Arbeit auf's Feld, und auch da bewähren sie den gleichen Fleiß wie beim Lernen.

Auf unserm Rückwege zum Hause der Missionäre gehen wir durch die verschiedenen Werkstätten. Alle Schmiede- und Schreinerarbeit können wir so ziemlich selbst besorgen. Wenn Sie diese Leute das Eisen und das Holz ebenso gut wie in Europa bearbeiten sehen, so würden Sie kaum glauben, daß das Slaven aus dem Innern des wildesten Theils der Welt sind. Sie bessern unsere Wagen aus, repariren unsere Wasserpumpen, verfertigen die Scharniere unserer Fensterläden. Die Schreiner sind nicht weniger geschickt; das Getäfel der Kapelle, die Lehnstühle, Sessel und Tische unserer Zimmer sind die Frucht ihrer Arbeit. Kurz, unsere ganze Einrichtung wurde von unseren Zöglingen unter der Leitung unserer Brüder angefertigt.

Zum Schlusse unseres Ausfluges machen wir eine Wallfahrt zur Kapelle H. L. J. von Lourdes. Das ist ein ganz neuer Bau; die Grotte wurde unter Aufsicht

¹⁾ Die französische Sprache ist deshalb zur Unterrichtssprache gewählt worden, weil die Missionäre noch keine Bücher in der Landessprache besaßen. Seither haben sie Grammatik, Wörterbuch, Katechismus, biblische Geschichte u. a. m. in Kiswahili verfaßt, und der Unterricht wird jetzt in den unteren Klassen in Kiswahili, in den oberen Klassen in Kiswahili und Deutsch erteilt.

des P. Daull¹⁾ aus den schönsten Korallen und den herrlichsten Muscheln aufgeführt. Es ist eine wahre Erholung für uns, an dieser Stelle für die Kirche, für die ferne Heimath und für unsere Mission beten zu können. Wir haben auch eine marianische Congregation gegründet, in die wir nur die Allereifrigsten aufnehmen — wahre Apostel unter ihren Altersgenossen. Jeden Sonntag versammeln sie sich unter der Leitung eines Paters. An den vier Haupt-Marienfesten liest man für sie auf einem Altare der Grotte die hl. Messe, und mit großer Freude empfangen sie daselbst die hl. Communion und beten für ihre Wohlthäter. Dieses fromme Heiligthum ist uns um so theurer, als Se. Heiligkeit Leo XIII. durch einen Gnadenerlaß vom 11. Juli 1879 demselben alle Ablässe und Privilegien der Erzbruderschaft von Lourdes gnädigst verleihen wollte.“²⁾

Und somit haben wir unseren Rundgang durch Bagamoyo an der Hand des hochw. P. Acker vollendet. Von ihr schreibt der protestantische Minister Sir Bartle Frere³⁾ in seiner Denkschrift über die Vertheilung der von den englischen Kreuzern aus den Schlavenschiffen befreiten Neger: „Es ist mir unmöglich, irgend etwas anzugeben, was geändert werden müßte, um diese Anstalt ihren in-

¹⁾ Aus Ettendorf (U. Eis.), gestorben in La Longa im Juni 1885.

²⁾ Bericht von P. Acker in den „Kath. Miß.“ 1881. Nr. 3.

³⁾ Sir Bartle Frere wurde im Frühjahr 1873 von der englischen Regierung mit der Aufgabe betraut, an der Ostküste Afrika's und namentlich in Zanzibar dem Schladenhandel ein Ende zu machen.

dustriellen und civilisatorischen Zweck vollkommener erreichen zu lassen; im Gegentheil muß ich sie als eine wahre Musteranstalt für jeden Versuch, der Afrika civilisiren oder christlich machen will, empfehlen. Das Einzige, was zu wünschen übrig bleibt, ist eine Vermehrung der Hilfsmittel, welche P. Horner und seine ehrwürdigen Kollegen so nützlich verwenden.“ Auch der Commandant der französischen Stationsflotte in Indien, Herr Lesèbre-Dubua, der im October 1878 auf dem Kreuzer „Fabert“ nach Bagamoyo kam, sagte, nachdem er die Anstalt gesehen, zu P. Horner: „Ihr Werk ist das schönste, das mir in meinem langen Seeleben zu Gesichte kam. Sie befehren die Neger durch die Arbeit und Sie haben den richtigen Weg. Bedeckt Afrika mit anderen Bagamoyos und Ihr habt ihm die christliche Civilisation gebracht.“

Mhonda ist das erste Christendorf, welches von Bagamoyo aus am Fuße des Ngurugebirges gegründet wurde. Hohe Berge, deren Flanken Urwald bedeckt, Wasserfälle, zahlreiche Wildbäche, fruchtbare Thäler, fischreiche Bäche — alles ist schön, alles ist großartig in dieser Gegend und das Malerische der Landschaft kommt in der strahlenden Beleuchtung der Tropensonne, unter dem reinen, tiefblauen Himmel noch mehr zur Geltung. Zur Zeit zählte das Dörfchen 180 Christen und kamen 200 Heiden aus der Umgegend in den Taufunterricht. Hier arbeiteten zwei Priester ¹⁾ und zwei Laienbrüder.

Mandera. Diese Station, welche vier Tagereisen weit im Innern, zwischen Bagamoyo und Mhonda liegt, wurde

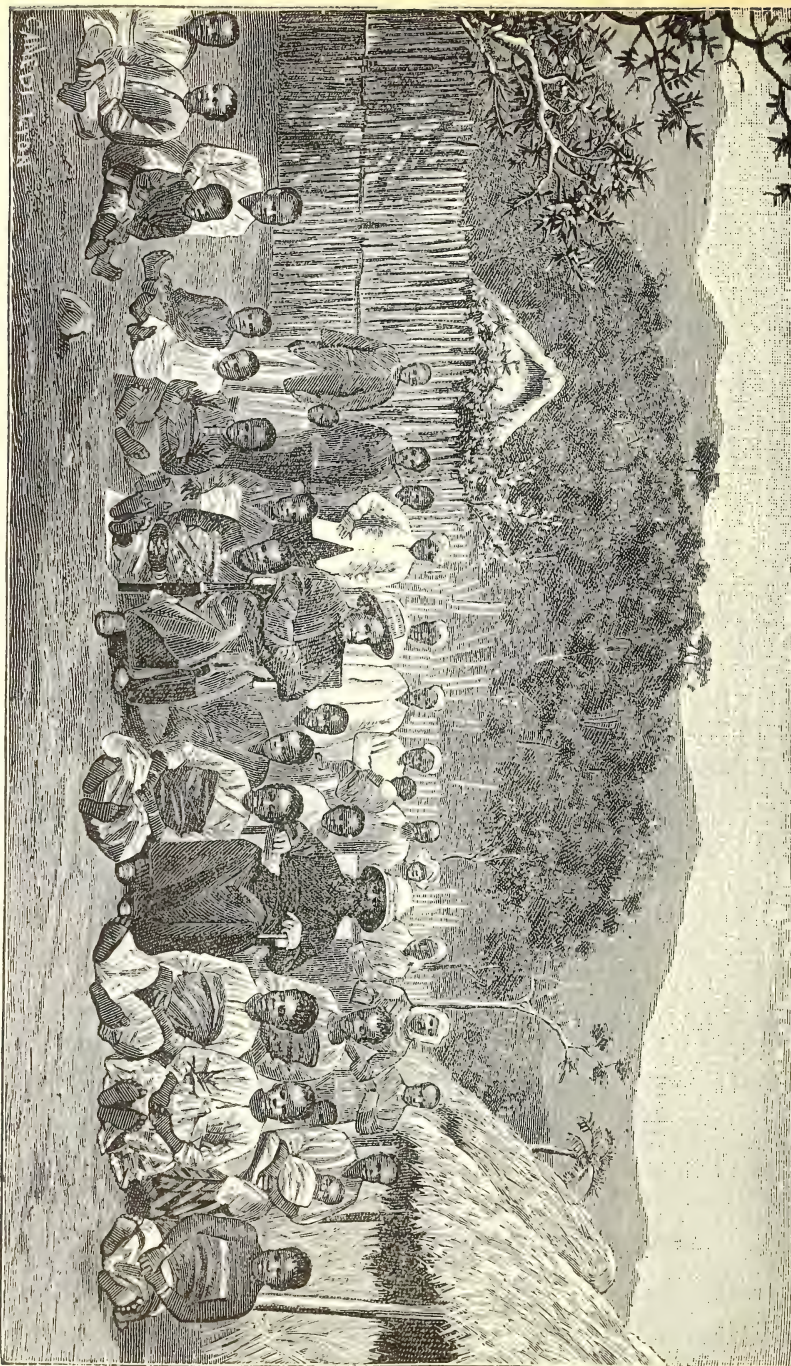
¹⁾ P. Machon und P. Jacquard.

1880 durch P. Baur gegründet. 1882 zählte sie nebst 20 Christenfamilien eine erfreuliche Anzahl von Catechumenen. Sie stand unter der Leitung des P. Picarda.¹⁾

Daß indeß die vier genannten Niederlassungen bei weitem nicht genügten, leuchtet von selbst ein, wenn man bedenkt, daß das Missionsgebiet von Zanguebar sich über ein Land von 700 Stunden Länge erstreckt; dasselbe dehnt sich nämlich vom 11. Grad südlicher bis zum 12. Grad nördlicher Breite aus, dem Inlande zu ist es noch unbegrenzt. Es mußten noch andere Niederlassungen gegründet werden, ja, es werden noch viele Tausende gegründet werden müssen, sollen all den dortigen Volksstämmen das hl. Evangelium gepredigt und die Heilmittel der Religion geboten werden.

Einstweilen eine fünfte zu gründen, dies sollte P. Gommenginger in Mrogoro versuchen.

1) Hier ein Urtheil über die katholischen Missionen in Zanguebar: P. Horner hatte die englische Regierung um eine Unterstützung angegangen; Herr Clement Hill, Secretär des auswärtigen Amtes von London befürwortete P. Horner's Gesuch und begleitete dasselbe mit einigen Bemerkungen; wir machen nur auf den Schlusssatz aufmerksam, indem wir betonen, daß wir es hier mit einem officiellen Actenstück zu thun haben, welches eine protestantische Regierung einem protestantischen Parlamente vorlegte: „Man wird vielleicht einwenden,“ sagt H. Cl. Hill, „daß wir durch diese Maßregel eine römisch-katholische Mission unterstützen; aber so lange unsere Missionsgesellschaften nicht das Beispiel der katholischen Missionäre nachahmen, und nicht ihre Zöglinge so erziehen, daß sie nützliche Bürger und eifrige Christen werden, können wir ja nicht anders handeln. Es ist doch gewiß besser, daß die Heiden das Christenthum selbst unter einer Gestalt, die wir (Protestanten) nicht billigen, annehmen, als daß sie Wilde bleiben.“ Ein schöneres Lob der katholischen Missionen könnte von officieller Seite kaum ausgehen



Missionäre und Kinder von Safondu (Seite 193).

13. Kapitel.

Gründung der Mission zu unserer lieben Frau von der Unbefleckten-Empfängniß in Mrogoro.

Vor allem eine Bemerkung! In Afrika, namentlich in Zanzibar reist man nicht wie anderswo. Dort hat man weder die Eisenbahnen Europa's und Amerika's, noch die Palanquine (Tragstühle) Indiens und Chinas, noch die Kameele der Sahara, noch die Kenner Arabiens, noch endlich die mit vielen Ochsen bespannten Wagen des Kaplandes. An erster Stelle muß dortzulande ein Missionär gute Beine haben und sich glücklich schätzen, wenn er ausnahmsweise einen Esel besteigen darf, welche noch viel störriger sind, als in der Heimath, und Einfälle haben die einem europäischen Langohr all sein Lebtag nicht kommen. Alles Gepäck muß von Menschen getragen werden; die Wege sind meist schmale Pfade durch hohes Gras und dichtes Gestrüpp, die mehr von wilden Thieren, als von Menschen betreten werden und auf denen nur ein Gänsemarsch möglich ist. Und wenn hier das Geld nur Geltung hätte! So aber muß man einen ganzen

Kramladen mit sich schleppen: Stoffe, Glaswaaren, Draht, Messer, Hacken, Spiegel u. s. w., um den Gastwirth bezahlen zu können.

Am 27. November machte sich P. Gommenginger auf den Weg, begleitet von P. Baur, dem Negerbruder Zenon, der die Landessprache verstand, und 13 Jünglingen aus dem Missionshause von Bagamoyo. An Reisegepäck wurde mitgenommen nebst den Tauschwaaren, ein Zelt, ein Tragaltar, Küchengeräth, einiger Mundvorrath, Kleider und Wäsche und eine Menge von Körben, Hacken, Spaten, Aexten und dergleichen Bau- und Ackerwerkzeuge. Ueberdies war ein jeder mit einer Suider-Flinte versehen. Denn dort heißt es bald gegen wildes Gethier sich schützen, bald Sklavenjäger- und andere Banden in Respect halten, bald und zum meisten sich etwas zu essen verschaffen. Zwölf Tage dauerte die Reise. P. Gommenginger schildert dieselbe folgenderweise: ¹⁾

„Das Land ist durchgehends sehr schön und hügelig bis in die Gegend des Hochgebirges, welches man nach ungefähr sechs Tagen erreicht. Nur eines vermißt man, große Waldungen, wie man solche an der Westküste zu treffen gewohnt ist. Die Eingeborenen pflegen eben alljährlich ihre Felder in Brand zu stecken, und dabei gehen jedesmal eine Unmasse von Bäumen zu Grunde. Bloß auf den hohen Bergen befinden sich noch Urwälder; aber auch diese drohen allmählig eingeäschert zu werden. Hochgras abwechselnd mit prächtigen Hainen, worin ungestört allerlei wilde Thiere haufiren, bedeckt das ganze Land.

¹⁾ Brief vom 7. Januar 1883.

Doch habe ich auch Thäler gesehen, welche an Pracht die schönsten englischen Parke überboten, so frisch und reizend sahen sie aus. Was die Flora betrifft, dürfte dieselbe ihresgleichen suchen. Je weiter man landeinwärts rückt, um so mannigfaltiger und herrlicher werden die Gattungen der Blumen, die man zu sehen bekommt.

Aber welcher Gegensatz zwischen dem so schönen Lande und seiner Bevölkerung! Ueberall grassirt schauderhafter Fetischismus, Aberglaube und Barbarei. Man wird sich am besten einen Begriff davon machen, wenn ich erzähle, was ich mit eigenen Augen gesehen habe und wohl noch des öftern werde sehen müssen.

Ich hatte die Gewohnheit der Reisecarawane eine Strecke voranzugehen. Eines Tages nun traf ich drei erloschene Scheiterhaufen an und darauf verkohlte Menschengebeine. Es waren Unglückliche, die man kurz zuvor lebendig verbrannt hatte, weil sie, nach fetischistischem Däsurhalten, durch ihre Zaubereien den Tod des Dorfhäuptlings herbeigeführt hatten. An den Bäumen ringsum hingen noch ihre Kleider, ihre Geräthschaften und die Halsketten, woran sie auf die Richtstätte geschleppt worden waren. Eine Viertelstunde weiter begegnete ich einem ähnlichen Scheiterhaufen, und Gott weiß, wie viele solcher sich in der Umgegend noch vorfinden.

Am Tage meiner Ankunft in Mrogoro machte ich einen kleinen Spaziergang. Kaum war ich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, so hatte ich dasselbe Schauspiel vor mir: vier Scheiterhaufen mit verkohlten Menschengebeinen! Diesmal gab ich mir die Mühe die vorliegenden Gebeine zu untersuchen, und ich stellte fest,

daß eines der Opfer ein Kind von höchstens 8—10 Jahren gewesen sein muß. Ferner entnahm ich aus dem geringen Umfange des Feuerherdes, daß das Ärmste langsam, vielleicht Glied um Glied verbrannt wurde.

Die Eingeborenen glauben eben nicht, daß der Mensch eines natürlichen Todes sterben könne, sondern schreiben sämtliche Todesfälle der Zauberei zu. Stirbt nun jemand, so eilen sie zum Fetischpriester um sich den vermeintlichen Zauberer angeben zu lassen. Der Fetischpriester — das abscheulichste, ekelhafteste, blutdürstigste Geschöpf, welches die Erde trägt — bezeichnet denselben, d. h. er gibt als solchen an den ersten besten Bürger, das erste beste Weib oder Kind, dem er unhold ist, worauf der von ihm Bezeichnete erbarmungslos zu Tod gefoltert wird.

Man kann sagen, daß in diesem Lande kein Mensch sicher ist den folgenden Tag zu erleben, eben weil eines Jeden Schicksal von dem bloßen Wink eines Fetischpriesters abhängt. Und daraus kann man ersehen, welcher Gefahr auch wir ausgesetzt sind. Die Fetischpriester vermögen Alles und da sie lauter Werkzeuge des Satans sind, so werden sie nicht verfehlen über kurz oder lang ihre Wuth gegen uns zu richten.

Im übrigen wären die Leute gar nicht so böse; sie sind im Gegentheil ziemlich friedsam, gastfreundlich und arbeitsam. Sie bebauen die Erde, welche ihnen für geringe Mühe reichliche Ernten an Sorgho und Mais hervorbringt — andere Pflanzungen kennen sie nicht. Mit Ausnahme einiger Bananenbäume, deren Früchte wahre Leckerbisse sind und uns immer willkommen waren, traf ich auf der ganzen Reise keinen einzigen Obstbaum an.

Die Menschenjagd, die seit Jahrhunderten hier betrieben wird, sowie die immerwährenden Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen haben das Land fast ganz entvölkert. Die Dörfchen sind selten und unbedeutend, 10—20 hinter Hecken verborgene runde Hütten; und das ist es, was unsere Landkarten oft als Dörfer oder gar als Städte bezeichnen. In der Umgegend von Mrogoro ist die Bevölkerung freilich etwas stärker.

Unsere Reise wäre sehr gut abgelaufen und hätte ich mich die ganze Zeit einer vortrefflichen Gesundheit erfreut, wenn nur meine Füße und die lumpigen Stiefel nicht gewesen wären. Aber die Füße paßten nicht in die Stiefel und die Stiefel nicht an die Füße, so daß ich schon am zweiten Tage nicht mehr gehen konnte. Und doch mußte unbedingt weiter marschirt werden. Was nun anfangen? Die Stiefel wegwerfen? das ging nicht, denn barfuß laufen, dazu war weder meine Haut noch auch der Boden geeignet. Sie anbehalten? aber, wie schon gesagt, war dies geradeweg unmöglich. Da war also guter Rath theuer, eben weil gute Stiefel zum Wechseln fehlten. Plötzlich kommt mir ein rettender Gedanke: die Stiefel in Sandalen umändern. Gedacht, gethan! Mit einem Messer schneide ich das Oberleder von den Stiefeln weg und lasse nur so viel Riemen daran, als nothwendig waren um die Sohlen an den Füßen festzuhalten. Jetzt ging's besser, aber nur insofern besser, daß ich wenigstens wieder gehen konnte; denn Schmerzen hatte ich nach vollzogener Stiefeloperation doch noch, ja mitunter ganz fürchterliche, besonders nach den Halten, bis die Füße wieder heiß gelaufen waren. O, wie lebhaft muß man sich unter

solchen Umständen, um den Muth nicht sinken zu lassen, den göttlichen Meister vor Augen halten und die Mühen, welche er sich gab, die verirrtten Schäflein aufzusuchen. Oder sollte der Missionär etwa den Vorzug haben die Seelen zu gewinnen ohne Opfer und ohne Mühe? P. Baur war noch übler daran als ich; schon nach zehn Stunden hatte er beide Fußsohlen wund gegangen. Da half kein anderes Mittel, als ihn in einer Hängematte zu tragen.

Die „Wafigua“¹⁾ — so nennt sich der hier ansässige Volksstamm — haben an ihrer Spitze eine Königin mit Namen Simba-Muene (d. h. Königin-Löwin). Sie ist die Tochter des gewaltigen Eroberers Kifalengo, der sich vom einfachen Sklaven bis zum Könige emporgeschwungen und selbst den Sultan von Zanzibar einige Zeit beunruhigt hatte. Er war ein Mann von hoher Intelligenz und unbeugsamer Willenskraft gewesen, der in der That sein Volk zu einem gewissen Wohlstande gebracht hatte. Leider fielen nach seinem Tode die Wafigua wieder in ihr früheres Elend zurück, und dies trotz ihrer Königin-Löwin,

¹⁾ Zur Erläuterung einiger topographischer Bezeichnungen diene das Folgende: Die Vorsilbe „U“ bedeutet Land, z. B. Ufigua = Land von Sigua; die Vorsilbe „Wa“ bedeutet die Bewohner, z. B. Wafigua = die Bewohner von Sigua; das vorgesetzte „M“ bedeutet ein Bewohner, z. B. Mfigua = ein Mann von Sigua; die Vorsilbe „Ki“ bedeutet Sprache, z. B. Kifigua = Sprache von Sigua. — Die Dorfnamen sind gewöhnlich die Namen der Häuptlinge des Dorfes; manchmal sind sie auch nach einem Baume, Flusse u. s. w. genannt. Oft ist ihnen die Silbe „Kwa“ vorgesetzt, welche „Bei“ bedeutet. So heißt Kwa-Simba-mbili: Bei Zwei-Löwen.

der sie doch nachrühmen, sie hätte alle Eigenschaften ihres Vaters geerbt.

Mrogoro zählt an hundert Hütten und bietet einen Anblick, der in Afrika den Wanderer in Staunen setzt. Eine wohlgebaute, mehr als 4 Meter hohe Steinmauer umschließt sie; diese Ringmauer bildet ein Viereck; jede Seite hat ein Thor, das Nachts durch eine schwere, mit Schnitzwerk verzierte Thüre verschlossen wird. Im Innern dieser Festung stehen der königliche Palast, die Wohnungen der königlichen Beamten und der wohlhabenden Bürger. Um diese Bauten reiht sich eine zweite Stadt, welche ebenfalls mit einer Mauer aus Lehm umgeben ist. Zum Schutze gegen den Regen hat diese äußere Mauer ein Dach, sie bildet ein unregelmäßiges Vieleck, hat zahlreiche Schießscharten und mehrere Thore, welche mit verschiebbaren Bohlen verschlossen und jeden Abend verrammelt werden. Leider beginnt diese Festung in Trümmer zu fallen und kommt es niemandem in den Sinn dieselbe auszubessern oder zu erhalten.

Mrogoro hat eine zahlreiche Bevölkerung; namentlich winnelt es von Kindern, was man von den übrigen Ortschaften des Landes nicht sagen kann, in denen aus abergläubischen Beweggründen viele Kinder ermordet werden. Auch trifft man fast alle Tage Karawanen von der Küste oder aus dem Innern in der Stadt, und da sie gewöhnlich Lebensmittel einkaufen, so sind diese hier viel theurer, als in der Umgegend.

Der derzeitige Stadthauptling heißt Ringo; er ist ein Bruder der Königin, zählt ungefähr zwanzig Jahre und wäre ein recht ordentlicher Mensch und gar nicht dumm,

wenn er nur nicht zuviel dem „Pombé“ zuspräche — mit dem Namen Pombé bezeichnen die Eingeborenen ein aus Sorgho gebrautes Getränk, welches unter andern Eigenschaften diese hat, zu berauschen.

Simba-Muene hat Mrogoro verlassen, um drei Stunden weiter östlich ein neues Dorf zu gründen. Dieses nennt sich „Muahela“, und hat die vorsichtige Königin dasselbe mit einer Ringmauer aus Holz und Lehm umgeben lassen, welche jeden Ueberfall vereiteln und gegebenenfalls den mächtigsten Belagerungsmaschinen Trotz bieten soll — den afrikanischen selbstverständlich.

Am 8. December gelangten wir hier an. Es war das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä. Die liebe Gottesmutter wollte uns, wie es scheint, selbst zu diesem verlassenen Volke führen, damit es endlich an der großen Gnade der Erlösung Theil nehme. Zum Dank hiesfür sollte unsere Niederlassung den Namen „Mission zu unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängniß“ erhalten.

Da P. Baur und die Karawane ziemlich weit hinter mir geblieben waren, setzte ich mich, bis zu ihrer Ankunft, unter einen Baum. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als schon eine Festungswache auf mich zugeeilt kam und mich in das Dorf hineingehen hieß. Mittelfst Zeichen gab ich ihm zu verstehen, daß ich nicht allein sei und vorerst meine Reisegefährten abwarten müsse. Hierauf machte der Soldat Kehrt und lief an seinen Posten zurück. Die Königin war abwesend und sollte vor Abend nicht zurückkommen.

Andern Morgens — wir hatten gerade die hl. Messe beendet — ließ sie melden, daß sie in höchst eigener Person uns besuchen werde. Da der Name Simba-Muene weithin rühmlichst bekannt war, hielten wir uns gefaßt, eine Art von Semiramis oder Cleopatra in großer Pracht und Herrlichkeit mit entsprechendem Gefolge vor uns erscheinen zu sehen. Wie verblüfft waren wir darum nicht, als zu uns hereintrat, ganz alleine, eine alte Negerin, mit glattrasirtem Scheitel, pockengrubigem Gesichte, einer bloßen Leinwand um die Lenden, einem Stühlchen aus Ebenholz auf dem Arme, ¹⁾ armfelig wie das letzte Sklavenweib, und es hieß: das ist die große Simba-Muene, die Königin der Wasigua! Aber, dachte ich bei mir: das ist ja vielmehr ein Krautständer auf den man einen Negerkopf gesetzt hat! — der Vergleich ist zwar nicht poetisch, aber ganz der Wahrheit entsprechend.

Anfänglich war ihre Majestät — denn sie war's, wie sie lebte und lebte — etwas befangen und mißtrauisch, frug nach dem Zweck unserer Reise und ob wir ein Empfehlungsschreiben hätten.

„Freilich!“ antwortete P. Baur, und überreichte ihr einen Brief des Groß-Beziers des Sultans von Zanzibar.

„Gut!“ erwiderte sie, „ich werde mir denselben durch jemanden, der arabisch versteht, vorlesen lassen. Was übrigens Ihre Ansiedlung im Lande betrifft, so habe ich persönlich nichts dagegen; doch kann ich Ihnen keinen

¹⁾ Simba-Muene nimmt ihren königlichen Thron, das Ebenholzstühlchen, immer mit, wenn sie Besuche abstattet.

endgültigen Bescheid geben, bis ich die diesbezüglichen Ansichten meiner Häuptlinge vernommen habe.“

Hiermit brach sie die Unterhaltung ab, und, ohne einen Knicks gemacht zu haben, war die große Simba-Muene wieder verschwunden.

Wir unsererseits brachen das Zelt ab und setzten unsere Reise weiter fort.

Kingo, der Häuptling von Mrogoro, empfing uns recht freundlich. Zwei Tage campirten wir unter unserm Zelte. Da indeß die Verhandlungen sich in die Länge zogen, sahen wir uns genöthigt eine Hütte zu miethen. Wir fanden eine, aber welche? Sie war niedrig, ungesund, oben dem Regen geöffnet, der uns zwei oder dreimal zu ersäufen drohte, während von den Flanken her der Wind uns den Unrath der ganzen Stadt ins Gesicht schleuderte. Mrogoro ist unstreitig der schmutzigste Ort, den ich je bei den Wilden angetroffen habe. Ach, was haben wir in jener unseligen Hütte nicht alles ausgestanden!

In Muahela hatten wir ziemlich deutlich vernommen, daß sich eine Oppositionspartei gegen uns bilden werde. „Lassen wir die Weißen hier ansäßig werden,“ hatte es geheißen, „dann werden wir nicht mehr Herr und Meister bei uns sein.“

Einer namentlich sprach sich frech und offen gegen uns aus. Es war ein gewisser „Gomera“, der frühere Gemahl der Königin, von der er wegen seines unverträglichen Charakters geschieden, aber nichtsdestoweniger eine der einflußreichsten Persönlichkeiten geblieben war. Dieser ging so weit, daß er uns förmlich und unter Drohungen gebot, weiter zu ziehen. Und als wir ihm



endgültigen Bescheid geben, bis ich die diesbezüglichen Ansichten meiner Häuptlinge vernommen habe.“

Hiermit brach sie die Unterhaltung ab, und, ohne einen Knicks gemacht zu haben, war die große Simba-Muene wieder verschwunden.

Wir unsererseits brachen das Zelt ab und setzten unsere Reise weiter fort.

Kingo, der Häuptling von Mrogoro, empfing uns recht freundlich. Zwei Tage campirten wir unter unserm Zelte. Da indeß die Verhandlungen sich in die Länge zogen, sahen wir uns genöthigt eine Hütte zu miethen. Wir fanden eine, aber welche? Sie war niedrig, ungesund, oben dem Regen geöffnet, der uns zwei oder dreimal zu ersäufen drohte, während von den Flanken her der Wind uns den Unrath der ganzen Stadt ins Gesicht schleuderte. Mrogoro ist unstreitig der schmutzigste Ort, den ich je bei den Wilden angetroffen habe. Ach, was haben wir in jener unseligen Hütte nicht alles ausgestanden!

In Muahela hatten wir ziemlich deutlich vernommen, daß sich eine Oppositionspartei gegen uns bilden werde. „Lassen wir die Weißen hier ansäßig werden,“ hatte es geheißen, „dann werden wir nicht mehr Herr und Meister bei uns sein.“

Einer namentlich sprach sich frech und offen gegen uns aus. Es war ein gewisser „Gomera“, der frühere Gemahl der Königin, von der er wegen seines unverträglichen Charakters geschieden, aber nichtsdestoweniger eine der einflußreichsten Persönlichkeiten geblieben war. Dieser ging so weit, daß er uns förmlich und unter Drohungen gebot, weiter zu ziehen. Und als wir ihm



Ansicht von Arogoro (Seite 200).

einen zweiten Brief des Groß-Beziers unterbreiteten, verweigerte er schlechterdings denselben anzunehmen, mit der Bemerkung, daß, da er des Lesens unkundig sei, man ihm jedes beliebige Geschreibsel vorlegen und davon behaupten könnte: es wäre ein Brief vom Groß-Bezier.

Die Königin und ihr Bruder getrauten sich nicht: Gomera an den Kopf zu stoßen.

Was nun thun? Beten, gedulden und festhalten.

Da das Land unter dem Protectorate eines arabischen Bevollmächtigten stand, den P. Baur sehr gut kannte, so schrieb dieser an jenen einen Brief, worin er demselben mittheilte, was vorging, und ihn bat, gütigst interveniren zu wollen. Leider war der betreffende Bevollmächtigte abwesend und nun ging die Sache weiter, als wir gehahnt hätten. Unser Bote schiffte sich geradewegs nach Zanzibar ein und trug die Angelegenheit an allerhöchster Stelle vor. Sofort legte der französische Consul Beschwerde ein beim Sultan, der seinerseits noch am selben Abend einen Extraboten an die Königin und an Gomera absandte.

Unter dieser Zeit fielen wir fast alle krank, was bei der ungesunden Wohnung, der schlechten Kost, namentlich aber bei unseren hangen Sorgen um die Zukunft kein Wunder war. Zum weitem Unglück trafen um Weihnachten noch zwei andere Confratres ein, P. Maurer,¹⁾ der bei mir bleiben, und P. Le Roy, der mit P. Baur die Forschungsreise weiter setzen und wieder mit ihm nach Bagamoyo zurückkehren sollte; beide waren fieberkrank und

¹⁾ P. Maurer aus Straßburg.

hatten geschwollene Füße. Vorhin schon hatten wir kaum Platz genug in unserer armseligen Hütte, jetzt waren wir zum Ersticken zusammen gedrängt.

Die Lage war unhaltbar, sie hätte uns alle dem Tode zugeführt. Trotz eines starken Fiebers, trotz der Ruhranfälle, woran ich litt, und trotz des schlechten Wetters, machte ich mich auf die Suche nach einem gesunden Aufenthaltsort bezw. einem endgültigen Ansiedlungsplatze. Ich spähte Wald und Fluren, Berge und Thäler aus, bis ich endlich einen fand, der mir zusagte. Ein herrlicherer ließe sich kaum träumen; auch P. Baur gefiel er ungemein. Im Hintergrunde erheben sich die Berge des Usagara, deren Spitzen sich hoch droben in den Wolken verlieren; rechts und links reihen sich wellenförmig aneinander prachtvolle Hügel; vor sich hat man, gleich einem immensen, buntfarbigen Teppiche, eine wald-, pflanzen- und blumenreiche Ebene, welche ihrerseits wieder in fast unabsehbarer Ferne durch das Usiguagebirg abgeschlossen wird, dessen letzte Ausläufer die Berge von Mhonda sind, wo P. August sich befindet. Die Gesamtansicht ist entzückend, namentlich bei Sonnenauf- und niedergang. Ganz in der Nähe rauscht cascadenartig von Fels zu Fels ein mächtiger Gießbach, Tungene genannt, der sowohl zu Bewässerungs- als zu Industriezwecken verwerthet werden kann. Ich schätze, daß man sich hier 1000 Meter über dem Meerespiegel und 300 Meter über der Ebene befindet. Die Luft ist ausgezeichnet; morgens zeigt das Thermometer 20 Grad Celsius und untertags steigt es nicht über 30, wiewohl wir gegenwärtig in der heißesten Jahreszeit sind. Wie viel schöner und großartiger wird

die Landschaft dem Auge eines Christen, eines Priesters erst erscheinen, wenn sich einmal im Thale und auf den Abhängen der Hügel und Berge das Haus des Herrn als Zeuge des Gebetes und der Gottesliebe in den blauen Aether erheben wird! Zwar sind wir so weit noch nicht; aber schon jetzt ist der Gedanke trostreich, daß Gott sich würdigte, uns zu den ersten Glaubensboten dieses Landes zu erwählen. Möchten wir darum auch uns im Geiste der Loschälung unser ganzes Leben lang vervollkommen, um so immer mehr der großen Aufgabe, mit welcher der göttliche Heiland uns beehrt hat, zu entsprechen.

Nach meiner Entdeckung erklärte ich Kingo, daß ich durchaus nicht gewillt sei mich in Mrogoro begraben zu lassen und daß ich sofort, ob mit oder ohne Erlaubniß, in die Berge ziehen werde. Alsdann versammelte ich unsere Jünglinge, und alle mit Spaten, Hacken, Aexten und Sägen bewaffnet, begaben wir uns an die obenbezeichnete Stätte. Ich schlotterte vor Fieber, gleichwohl hieb ich den ersten Baum um und hieß die Jünglinge mit den Aesten eine Hütte herrichten. Abends stiegen wir wieder vom Berge herunter, um andern Tags die Arbeit fortzusetzen. Diesmal nahmen wir auch einiges Küchengeräth, etwas Proviant und das Zelt mit, fest entschlossen unsere Position nimmermehr aufzugeben. Gegen Mittag war bereits eine zweite Hütte fertiggestellt. Dann aber riß mich das Fieber um und mußte ich übel oder wohl vier und zwanzig Stunden unter dem allem Wind und Regen zugänglichen Zelt liegen bleiben. Als ich mich ein wenig erholt hatte, griff ich sofort wieder nach Axt und Säge. Zwei weitere Hütten wurden gebaut, eine für den Bruder und eine für mich.

Gleich nach den ersten Tagen gewahrten wir aber, daß wir auch Nachbarn hatten. Eines Abends hatten sich einige Ziegen auf ihrem Spaziergang verlaufen und ich ging nach ihnen zu sehen. Bloß mit einem Stocke bewaffnet schritt ich über die Wiese, als sich plötzlich vor mir aus dem bis an die Hüfte reichenden Gras ein gewaltiger, goldgelber, zornig erregter Löwenschweif aufrichtet; in demselben Augenblick höre ich ein dumpfes Brummen; ich kann mich eben nur bücken, und schon fliegt ein Löwe mit riesengroßem Satz über mich weg. Er trug eine Wildsau und sprang damit so leicht davon, als wäre es ein Käzchen gewesen.

Am 6. Januar kam der Extrabote des Sultans. Er brachte ein Schreiben an Gomera folgenden Inhalts:

„Im Namen Gottes. Hamed-ben-Seid, Seliman-Hamedan Mwana Gomera: Gruß! Zuvörderst erinnere ich dich daran, daß du vor langer Zeit schon versprochen hast, mich in Zanzibar zu besuchen, bisher aber bist du nicht gekommen. Meine Frau starb mir dahin und du kamst nicht. Mein Kind hat mir der Tod entrissen und du kamst wieder nicht. Du hast mir Elefantenzähne zu schicken zugesagt, aber es nicht gethan. Und nun frage ich: Wo bleibt den Mwana Gomera? Was ich dir noch zu sagen habe, ist dieses: Die französischen Patres sind nach Mrogoro gereist, um das Land anzusehen und ein Haus zu bauen, wenn es Gott so gefällt! Und ich verlange nun, daß du sie gut aufnimmst, ihnen in jeder Weise behülflich seiest und sie mit ausgesuchter Höflichkeit behandelst. Alles Entgegenkommen, das sie finden, sehe ich als mir erwiesen an, und alle Unbilden, die gegen sie

gerichtet sind, betrachte ich als Verunglimpfung meiner selbst. Denn ich und die französischen Patres, wir halten uns beim Finger. So ist der Wille des Sultans Seid-Bargasch-ben-Seid-Seid, den Gott erhalten wolle, wenn es ihm gefällt. Ich schicke dir zwei Männer; sie bringen dir ein goldgesticktes Hemd und eine Mütze. Gruß! Gez.: Hamed-ben-Seid-Seliman.“

Auf diesen Brief hin vollzog sich ein jäher Umschwung in den Gesinnungen Mwana Gomera's. Er kam an kein Ende mit dem Bemühen sich zu entschuldigen, und fand nicht Worte genug, seine tiefgefühlte Freundschaft auszudrücken. „Was wollt ihr, edle Männer? Grund und Boden?“ fragte er. „Da! so viel ihr verlangt. Braucht ihr Arbeiter? Alle meine Leute stehen euch zu Diensten. Wohin gedenkt ihr eure Hütten zu bauen? Und wäre es auf steiler Berghöhe — auf meinem Rücken trag' ich euch hin.“

Wir hatten allen Grund uns darüber zu freuen, daß der unverblümte Brief und das goldgestickte Hemd so vortrefflich gewirkt. Die Gründung der Mission war gesichert; nun hieß es das Werk vollenden.“

* * *

P. Baur und P. Le Roy setzten, einer Einladung des Hn. Bloyet, Vorstands der belgischen wissenschaftlichen Station in Kondoa (Usagara) folgend, ihre Reise weiter fort und kehrten alsdann wieder nach Bagamoyo zurück. Unterwegs stießen sie auf überschwemmtes Gebiet, wobei sie sich während dreier vollen Stunden unter unjäglichen Anstrengungen und Gefahren durch das Wasser, welches

Gommenginger.

ihnen zuweilen bis über die Schultern ging, hindurcharbeiten mußten. Die Folge davon war, daß P. Le Roy beinahe blind geworden wäre und sich behufs einer Augenoperation schleunigst nach Frankreich zurückbegeben mußte. P. Baur kam mit einem langwierigen Fieber davon.

Während dieser Zeit hämmerte und zimmerte P. Gommenginger mit seinen jungen Leuten im Urugurugebirge unverdrossen weiter.

„Ich weiß nicht,“ schrieb er einige Monate später,¹⁾ „ob viele Menschen so beschäftigt sind, wie ich; eines ist gewiß, daß wenige es mehr sind. Nachts lege ich mich sehr spät zur Ruhe, morgens stehe ich sehr früh auf, sogar dann, wenn meine vor Müdigkeit gebrochenen Glieder noch nicht ausgeruht sind; und den Tag über bin ich — abgesehen von der Zeit, die ich für meine Gebete benöthige — unausgesetzt an der Arbeit, und, mein Gott, an was für einer Arbeit! Nicht an der ruhigen Bureauarbeit, nicht an der bequemen Arbeit eines Aufsehers, sondern an der eigentlichen Handarbeit. Denn mit eigenen Händen bearbeite ich das Holz, die Steine, den Mörtel, die Erde; mache bald den Zimmermann, bald den Schreiner, bald den Steinmetz, bald den Ziegler, bald den Maurer, kurz, ich versuche mich in allen möglichen Handwerken, um durch mich selbst zu leisten, was nicht durch Fachleute, welche hier gänzlich fehlen, gemacht werden kann. Abends setze ich mich hin und verfertige Pläne, Skizzen, Schablonen und dgl. für den folgenden Tag. Hiernach übe ich mich erst noch in der Sprache.

¹⁾ Brief vom September 1883.

Es bestehen hier eigentlich vier Sprachen, wie es denn auch vier verschiedene Stämme gibt; da indeß das „Kiswaheli“ vorherrschend ist, so ist es nothwendig, daß ich mir wenigstens dieses geläufig mache. Schwer zu erlernen ist daselbe gerade nicht, aber ein gutes Gedächtniß muß man haben, um die vielen Binderegeln auswendig zu behalten.

Das also ist seit Monaten meine Alltagsbeschäftigung, und wird es voraussichtlich auch noch lange bleiben, wenn Gott mich, wie bisher, bei Leben und Gesundheit erhält. Man kann daraus ersehen, daß die Gründung einer Mission ein recht schweres Stück Arbeit ist, ja ein schwereres, als man sich's gemeiniglich vorzustellen pflegt. Es kostet einen dabei so viel Selbstentsagung, Hingopferung und Ueberwindung, daß mir im Vergleich damit das Trappistenleben als ein bequemes, beneidenswerthes Paradiesleben vorkommt.“

Inmitten seiner vielen Arbeiten und Sorgen war P. Gommenginger's seltene und einzige Erholung das Lesen alter Zeitungen, welche sein Oheim, H. Pfarrer Hilsz, ihm von Zeit zu Zeit zuschickte. „Man sollte nicht glauben,“ sagt er, ¹⁾ „wie wohlthuend es ist, wenn man nach schwerer Tagesarbeit eine Zeitung liest, worin vom Vaterlande, von der Heimath, von bekannten Städten und Dörfern erzählt wird. Es gibt Augenblicke, wo man sich körperlich und geistig furchtbar niedergedrückt fühlt. Dann ist eine Zeitung, gilt gleich ob eine ältere oder nicht, ein wahres Aufmunterungsmittel; man sieht gleich-

1) Brief vom 24. Juni 1883.

sam den Horizont sich ringsum erweitern, erinnert sich, daß es neben den Menschen, unter welchen man lebt, noch andere Menschen und eine andere Welt gibt; dabei wird einem das Herz leichter und mit frischem Muth begibt man sich wieder an die Arbeit.“

Der Verkehr mit den Eingeborenen wurde mit jedem Tage vertraulicher; sie ließen allmählig von ihren Vorurtheilen ab und gewannen immer mehr die Ueberzeugung, daß die Weißen harmlose Menschen seien, welche nur gekommen wären, um zu arbeiten und sich Schätze zu sammeln, doch aber nicht zum Schaden oder auf Kosten Anderer. „Daß die guten Leute,“ bemerkt P. Gommenginger,¹⁾ „uns keine höheren Absichten zumutheten, kann man ihnen nicht übel nehmen, weil sie eben nur Sinn und Verständniß haben für das, was sich essen und trinken läßt.“

Noch aus einem andern Grunde war die Gegenwart der Missionäre den Eingeborenen angenehm: statt wie bisher ihre Waaren an die Küste schleppen zu müssen, um sich dagegen etwas Zeug, Pulver, Salz und dgl. zu verschaffen, brauchten sie nur noch in die Mission zu gehen, woselbst sie die gewünschten Gegenstände eintauschen konnten, ohne mehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, unterwegs überfallen und ausgeplündert zu werden.

Fast will es einem ärgerlich vorkommen, Missionäre derart mit materiellen Dingen beschäftigt zu sehen. Der Ärger wird sich aber sofort legen, wenn man bedenkt, wie die Missionen gegründet werden müssen.

¹⁾ Brief vom 24. Juni 1883.

Es geht nicht an, namentlich nicht in Afrika, daß der Missionär mit einem Crucifixe in der Hand von Dorf zu Dorf wandere und das Evangelium predige. Bei der geistigen Verschrobenheit und der sittlichen Versumpfung der Eingeborenen wäre dies verlorene Zeit und Mühe. Das Befehrungswerk muß an den Kindern angefangen werden; diese werden dem Missionäre ziemlich leicht überlassen. Dafür aber hat er für sie zu sorgen; er muß sie beherbergen, kleiden und ernähren; vorläufig also Wohnungen und Existenzmittel herschaffen. — Noch ein Anderes pflegen die Missionäre zu thun: sie wählen in den bestehenden Missionshäusern eine Anzahl der ältesten und bräbsten Jünglinge und Mädchen, verheirathen sie und nehmen sie dann in die neue Mission mit. Diese jungen Ehepaare bilden sodann ein kleines Christendörfchen um die Mission herum, dienen den Heiden zum Muster und helfen den Missionären als Katecheten und Katechettinnen. Indessen aber fallen auch diese, wenigstens die ersten Jahre, der Mission vollständig zur Last.

Jetzt begreift man, weshalb P. Gommenginger sich so lange mit materiellen Dingen beschäftigte. Nachdem er eine Kapelle, Wohnungen für die aufzunehmenden Kinder und jungen Ehepaare gebaut und den Boden ringsum urbar gemacht hatte, kehrte er mit seinen dreizehn Jünglingen nach Bagamoyo zurück, um einem jeden von ihnen eine brave Frau zu verschaffen und alles sonst noch nöthige herbeizuholen.

Sehr abenteuerlich fiel diese seine Reise aus. Er wird uns dieselbe wieder selbst erzählen.

14. Kapitel.

Von Mrogoro über Manderla nach Bagamoyo.¹⁾

„Statt den nämlichen Weg zu nehmen, wie bei der Hinreise, schlug ich diesmal einen andern und zwar den über Manderla ein. Dort befand sich seit fünf Monaten ein junger Vater ²⁾ ganz allein, dem, wie ich dachte, der Besuch eines Mitbruders sicherlich willkommen sein dürfte, wäre es nur, um wieder einmal die Beichtandacht verrichten zu können.

Den lieben Herrn hatte ich als kleinen Student in einer unserer Anstalten kennen gelernt, seither aber nicht wieder gesehen. Ich ahnte damals nicht, daß ich fünfzehn Jahre später ihm zu Lieb einen Umweg von sechzig Stunden durch die Wüste machen würde, um ihn aufzumuntern und ihm meine priesterlichen Dienste anzubieten.

Anderere reisen gewöhnlich zu Pferd oder Esel. Ich, der nicht gerne ein Reitthier pflegt und noch viel weniger sich

1) Brief vom September 1883.

2) P. Picarda, — starb im October 1887.

der Gefahr aussetzen will, selbes unterwegs todtschlagen zu müssen, ich reise immer zu Fuß, und dies werde ich thun, so lange der liebe Gott mir meine guten Beine erhalten wird. Sollten mir diese einmal versagen, dann wird die Stunde für mich geschlagen haben, daheim zu bleiben.

Am 14. August, früh Morgens, verließ ich Mrogoro. Um 7 Uhr war ich in Muahela, wo ich im Vorbeigehen der Königin Simba-Muene meine Aufwartung machte; sie wünschte mir Glück auf die Reise. Von da aus nahm ich meine Richtung direkt gegen Norden. Um die Mittagsstunde setzte ich über den Geringere-Fluß. Hier beginnt eine unabsehbare, nur von wilden Thieren bewohnte Wüste. Zum Führer hatte ich niemanden als einen unserer Jünglinge, welcher den Weg früher einmal gemacht hatte, dessen Erinnerungen aber sehr dunkel waren; denn kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, so wußte er sich schon nicht mehr zurechtzufinden.

Dieser erste Tag war entsetzlich. Die Sonne brannte zum Ersticken; eine andauernde Trockenheit hatte die Bäume vollständig entblättert, nirgends war ein Schatten zu entdecken, worin man sich hätte ausruhen können, und weithin sah man nichts als die blendende Farbe des ausgehörrten Grases und die Verwüstungen der jüngsten Feuerbrände.

Wie schon einmal gesagt, pflegen die Eingeborenen jedes Jahr Alles in Brand zu stecken; einerseits um die wilden Thiere zu zernichten oder fern zu halten, anderseits um dem allzu üppigen Graswuchse Einhalt zu thun, welcher sonst die Pfade ungangbar machen würde.

Das schreckliche Schauspiel dieser Brände, besonders wenn sie von einem Sturmwinde angefacht werden, spottet jeder Beschreibung. Mehrmals traf ich mit dem Feuer zusammen; dann hieß es abwarten, bis dasselbe ein wenig nachließ, derweilen eine zum Passiren geeignete Stelle suchten, und im günstigen Augenblicke den kühnen Sprung hindurchwagen. Eines Tages wanderte ich eine volle Halbstunde zwischen dem Feuer und auf glühender Asche einher. Gott, welch fürchterliche Qual dies war! Feuer über dem Haupte, Feuer unter den Füßen, Feuer in der Luft, die ich einathmete, und kein Tröpfchen Wassers, um das innere Feuer des Durstes zu löschen, der mich verzehrte! Stellenweise hatte die angehäuften Asche den Fußpfad spurlos verdeckt, so daß wir dieselbe mit Händen und Füßen wegräumen mußten, um den Pfad wieder ausfindig zu machen. Denn Weh dem Wanderer, welcher sich in dieser unermessenen Wüste verirren würde! Er würde unrettbar entweder vor Durst verschmachten oder von Raubthieren aufgezehrt werden. Bleibt man auf einem betretenen Pfade, so ist immer Aussicht vorhanden, daß man über kurz oder lang ein Dorf antreffen wird; weicht man aber davon ab, dann findet sich nichts mehr als unentwirrbares Gestrüpp und ganze Heerden wilder Thiere.

Was mir auch diesmal das Gehen erschwerte, war wieder die leidige Fußbekleidung. Ich hatte mir ein neues Paar Schuhe aus Bagamono erbeten; da aber diese nicht zeitig genug eintrafen, sah ich mich genöthigt mit meinen alten, woran allwärts die Nägel durchdrangen, fürlieb zu nehmen. Allein schon binnen weniger Stunden

waren meine Füße ganz wund gerissen. Im Reisekoffer hatte ich die Stiefel meines Confraters, welche ich behufs Ausbesserung in Bagamoyo abgeben sollte — wenn ich nun diese probirte? Freilich waren sie für meinen Fuß zu kurz; weil sie aber an der Spitze mächtig klappten und ich die Zehen ungeniert vornhinaus strecken konnte, so hätte ich dieselben nach dieser Richtung hin schon gebrauchen können. Aber hinten und auf den Seiten wollte sich das Ding nicht schicken. Uebel oder wohl mußte ich wiederum nach meiner eigenen Beschuhung greifen. Ich litt fürchterlich; gleichwohl marschirte ich herzhast weiter, denn ich wollte unbedingt, ob in Schweiß oder in Blut, vor Einbruch der Nacht eine Herberge erreichen, dort wo Menschen wohnen, dort wo sicher Wasser zu finden ist.

Bei Tagesneige gelangten wir an ein ziemlich großes, mit einer Ringmauer umgebenes Dorf, dessen Einwohner einen sehr schlechten Eindruck auf mich machten. Denn als ich nach dem Häuptlinge und einer Nachtherberge frag, thaten sie, als ob sie mich nicht verstanden. Endlich ging mir die Geduld aus:

„Wie!“ fuhr ich die paar großen Kerle an, welche vor mir standen, „hättet ihr vielleicht Angst vor mir?“

Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drang ich vorwärts und installirte mich mit meinen Jünglingen unter die Vorhalle einer der vornehmsten Hütten. Dieser Vorstoß brachte die Leute zum Lachen und von da an verhielten sie sich etwas anständiger.

Am andern Tage war das Fest Mariä-Himmelfahrt. Ein trauriger Tag für mich! Denn während alle übrigen Priester das Glück hatten, das hl. Meßopfer darzubringen

und den sonstigen kirchlichen Festfeierlichkeiten anzuwohnen, sah ich mich vereinsamt in einem fremden Lande, unter unbekannten Menschen, und bot ich in meiner sonderbaren Kleidung und Waffenrüstung mehr das Bild eines Straßenräubers, als das eines Priesters Gottes.

Nach einem recht innigen Morgengebete schlürfte ich eine Tasse schwarzen Kaffee, aß ein Stückchen Zwieback dazu, und setzte dann die Reise fort.

Während ich nun ruhig einherging und meine Betrachtung hielt, kam mir eine Zerstreuung:

„Heute,“ dachte ich, „ist Mariä-Himmelfahrt, und wir haben fast nichts zu essen“ — die Leute im Dorfe hatten uns nichts verkaufen wollen.

Wäre ich allein gewesen, so würde die Sorge um die Nahrung meine geringste gewesen sein. Etliche Schüsse nach links oder rechts hätten mir übergenug für den ganzen Tag verschafft. So aber hatte ich auch für meine dreizehn Jünglinge zu sorgen. Da reichten einige wilde Tauben nicht aus; ihre Mägen verlangten nach größeren Portionen.

Die liebe Gottesmutter sah meine Verlegenheit und half mir unerwartet aus der Noth.

Ich war an einen ausgetrockneten, mit dickem Buschwerke verwachsenen Bach gelangt. Da wurde ich plötzlich Fußstapfen eines Löwen gewahr; sie waren noch ganz frisch.

„Achtung!“ rief ich meinen Leuten zu, „keine Nachzügler! Der Ort, wo wir uns befinden, ist nicht geheuer.“

Behutsam rückte ich, die Flinte gespannt, das Auge spähend, durch das Gestrüpp vor. Unausgesetzt hatte ich

die Spuren des Löwen vor mir; derselbe mußte in der Nähe sein.

Man unterscheidet zweierlei Löwen; solche, die schon einmal Menschenfleisch genossen, und andere, welche noch keines genossen haben. Die letzteren sind, wosern man sie ruhig läßt, nicht gefährlich; die ersteren hingegen sind es um so mehr; wo sie nur immer einen Menschen begegnen, greifen sie ihn an.

Ich erreichte indeß die entgegengesetzte Seite des Gebüsches ohne den Löwen entdeckt zu haben. Dafür aber hatte ich jetzt eine unabsehbare Ebene vor mir, welche nach allen Richtungen hin und soweit meine Augen sehen konnten, von Büffelochsen zerstampft war. Von den Bestien war keine mehr vorhanden; wahrscheinlich hatten sie sich in den nächstgelegenen Wald zurückgezogen.

Zum Glück für uns! Denn die Büffel sind ungemein böse Thiere, mit denen man sich wohlweislich hüten muß zusammenzutreffen. Wären sie noch an Ort und Stelle gewesen, dann hätten wir nicht nur unsere Reise unterbrechen müssen, sondern viel schlimmeres hätte uns noch passiren können.

Ich hatte noch keine hundert Schritte gethan, als ich ein ungeheures Thier im Grase liegen sah.

„Was ist es? ein Flußpferd, ein Büffel, ein Rhinoceros? Ein Rhinoceros,“ dachte ich. Um mich davon zu vergewissern, trat ich näher hinzu.

„Zurück! zurück! Vater!“ schrieen mir die geängstigten Jünglinge nach, „diese Bestien sind furchtbar. Das Thier schläft; gehen wir lieber sachte vorüber; wenn es erwacht.

und auf uns losstürzt, so sind wir verloren; keine Flinte und kein Revolver werden mehr helfen!”

Die Bemerkung war zutreffend; ich kehrte um und war schon daran weiter zu gehen.

„Aber,“ dachte ich wieder, „ich muß doch sehen, was für ein Thier es ist!“

Diesmal bemerkte ich an seiner Hüfte einen großen Blutfleck.

„Gut! dem ist das Handwerk gelegt; hier ist nichts mehr zu befürchten!“

Ich trat hinzu. Es war ein gewaltiger Büffel, noch ganz warm und mit Ausnahme des aufgerissenen Bauches vollständig unverfehrt. Er war einem Löwen zum Opfer gefallen. Der Kampf zwischen beiden muß, dem ringsum tief aufgewühlten Boden nach zu beurtheilen, ein fürchterlicher gewesen sein. In diesen Riesenkämpfen, wie behauptet wird, ist es nicht immer der Wüstenkönig, der den Sieg davonträgt.

Bebend vor Schrecken hatten mir die Jünglinge von ferne nachgeschaut.

„Kommet!“ rief ich ihnen zu, kommet und bringet eure Messer mit! Die liebe Mutter Gottes schickt euch zu Essen.“

Nun hätte man die Freude sehen sollen, in welche die Leute ausbrachen! Sie machten sich über das Thier her, zerlegten es, schnitten kreuz und quer, daß es eine Lust war zuzuschauen. Jeder hieb sich Stücke heraus, wie er sie liebte, ohne daß einer den andern im geringsten gestört hätte, denn, wie gesagt, der Büffel war riesengroß.

Daß ich mir ebenfalls ein gutes Stück herauschnitt, versteht sich von selbst. Nebenbei eignete ich mir noch das herrliche Paar Hörner an. Diese habe ich seither an den französischen Consul in Zanzibar verschenkt.

Die Metzgerarbeit dauerte eine volle Stunde. Als wir weggingen, leuchteten meine jungen Leute gleichsam unter der Last des Fleisches, welches sie mitschleppten; was nicht hinderte, daß sie sich noch öfters umwandten und mit wehmuthsvollen Blicken nach den schönen Stücken sahen, welche sie zurücklassen mußten.

„Was werden sie nur mit all dem Fleische machen?“ dachte ich bei mir, „was anders als sich den Magen überladen?“

Ich irrte mich. Gegen Abend, als wir unser Nachtlager bezogen hatten, richteten sie einen Theil desselben zu einem Festschmause zu; das übrige räucherten sie nach einer mir bis dahin unbekannten, ganz eigenthümlichen Methode.

Dieses geräucherte Fleisch hat uns nachgehends sehr große Dienste geleistet. Fanden wir nichts zu kaufen, oder nahmen wir die Zeit nicht zu kochen, flugs, wurde nach der besagten Reserve gegriffen.

Wir waren in ein kleines, aus nur wenigen Familien bestehendes Dörfchen gelangt. Die Leute zeigten sich gut, einfach und gastfreundlich, waren aber sehr erstaunt, einen Weißen bei ihnen eintreten zu sehen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Anwesenheit, denn nach kaum einer Viertelstunde war schon das ganze Nachbarsdorf zur Stelle um mich zu bewundern!

Die Erstangefommenen näherten sich mir, so nahe es nur ging, ließen sich dann im Kreise nieder, zogen die Kniee bis unter das Kinn, kreuzten darüber ihre beiden Arme und starrten mich an, ohne mehr einen Blick von mir zu verwenden. Andere kamen, thaten dergleichen und bildeten einen zweiten Kreis; wieder andere bildeten einen dritten Kreis, und so ging es fort. Wie Frösche am Ufer eines Wassers, so saßen sie alle um mich herum, musterten mich vom Wirbel bis zur Zehe, und theilten sich gegenseitig ihre Eindrücke über meine Person mit.

Wie originell und selten ein derartiges Publikum auch sein mag, es kommt einem dennoch furchtbar ungelegen, wenn man von der Reise müde und matt, wie ich es war, sich nach Ruhe sehnt.

In diesem nämlichen Dorfe bot mir der Häuptling zum Zeichen der Freundschaft ein halbgeräuchertes Bugstück von einer Hirschziege an, welches schon auf zehn Schritte die Luft verpestete. Bekanntlich lieben die Neger das stark riechende Fleisch. Weil ich aber ihren Geschmack nicht theile und doch auch anderseits den wohlmeinenden Häuptling nicht verdrießen wollte, nahm ich meine Zuflucht zu einer Gasconade. Nachdem ich ihm meinen verbindlichsten Dank für seine hochherzige Spende ausgesprochen hatte, fuhr ich fort:

„Das Fleisch ist ausgezeichnet; nur mußt du wissen, daß, wenn die Weißen müde von der Reise in ein Dorf eintreten, sie kein Fleisch essen dürfen; dies wäre ihnen schädlich. Aber gib es meinen Jünglingen, diese werden es auf der Stelle für mich essen.“

Der Häuptling gab sich damit einverstanden.

Und nun mußte ich die nicht endenwollenden Fragen all dieser großen Kinder beantworten. Sie verlangten Auskunft über die nichtsagendsten Dingelchen, welche sie an mir bemerkten. Was indeß ihre Neugierde am meisten erregte, das waren meine Schußwaffen, insbesondere der Revolver. Als sie sahen, wie mit einem bloßen Fingerdrucke das Ding drauf und drauf losknallte, da vergingen sie fast vor Angst und Schrecken.

Nebenbei bemerkt: es ist immer rathsam, vornehmlich in den verdächtigen Ortschaften, den Negern einen Begriff von der Gewalt unserer Schußwaffen zu geben; dann hüten sie sich gewiß, einen zu überfallen und auszuplündern.

Wenn meine Person die guten Leute sehr interessirte, so interessirte mich die ihrige jedenfalls nicht in demselben Grade. Sehnsüchtig wünschte ich die Nacht herbei, um sie loszuwerden.

Nacht wurde es, aber ich hatte den Mond vergessen; denn scheint der Mond, dann tanzt ganz Afrika.

Raum hatte ich mich in des Häuptlings Hütte selig auf meine Feldmatte hingebettet, als jäh, einige paar Schritte von mir, der Tam-Tam erschallte.

„So, so!“ das brauchte ich gerade noch!

Auf der ganzen Welt gibt es sicherlich kein Volk, das so leidenschaftlich dem Tanze ergeben ist, wie die Neger. Sobald sie den Tam-Tam hören, werden sie buchstäblich Narren. Wild sind sie schon vor dem Tanze; beim Tanze aber werden sie es, namentlich die Weiber, noch hundertmal mehr.

Jeder Negerstamm hat seine eigenen Tänze. Vächerlich, abscheulich, teuflisch sind sie bei allen.

Beide Dörfer — ob meine Person nicht Schuld daran war! — hatten sich diesmal zusammengethan. Die ganze Nacht hindurch brüllten, tobten, flogen sie im Reigen herum, als wären sie alle kesseln gewesen. Sogar der Häuptling, der doch schwer an einem Fuße litt, und mich um eine Linderungssalbe angegangen hatte, ließ sich zuletzt von der Begeisterung hinreißen; denn auf einmal stürzte er sich auf den Tanzplatz und begann mit noch zwei vornehmen Persönlichkeiten, unter dem Gejauchze aller Anwesenden, einen rasenden Tanz, der nicht weniger als eine Stunde dauerte.

Daß ich jene Nacht kein Auge voll schlafen konnte, brauche ich gar nicht zu sagen. Dagegen aber betete ich recht innig zu Gott für diese Aermsten. Ach, welche Mühe wird es nicht kosten, sie für die Civilisation und den christlichen Glauben zu gewinnen!

Auf der Weiterreise am folgenden Tage, im Augenblick, da ich eine kleine Anhöhe bestiegen hatte, standen urplötzlich, in einem Abstände von nur wenigen Schritten, zwei riesige Büffel vor mir, aber lebendige diesmal. Sie waren ebenso erstaunt mich zu sehen, als ich sie, und beiderseits frug man sich, ob man vor- oder zurücktreten werde. Meine Flinte war mit einer Kugel geladen, der Schuß hätte sicher nicht fehlgeschlagen. Allein ich dachte: Fleisch haben wir mehr als genug; weshalb dann, der einzigen Freude wegen einen Büffel zu erlegen, das Leben auf's Spiel setzen? Ich blieb also ruhig stehen, bereit abzufeuern, falls die Thiere näher kämen. Als diese aber:

die Schaar meiner Jünglinge in Sicht bekamen, machten sie eine tiefe Reverenz, ließen ein fürchterliches Riesen erschallen, trabten von dannen und verschwanden bald darauf im nahen Walde.

Da ich gerade von wilden Thieren rede, will ich noch hinzufügen, daß es unglaublich ist, wie viele es in jener Gegend gibt. Nicht einzeln sondern truppenweise trifft man sie. So bin ich einst innerhalb fünf Minuten drei verschiedenen Heerden begegnet, einer Heerde Wildschweine, einer Heerde Hirschziegen und einer Heerde Zebren. Ein stattliches Thier, das Zebra! Nicht wie man dasselbe in den Menagerien und zoologischen Gärten zu sehen bekommt, sondern wie es aussieht im Vollgenusse seiner Freiheit. Sobald es sich entdeckt fühlt, richtet es sich stolz auf, schaut einen Augenblick um sich, nimmt dann den Kopf zwischen die Vorderfüße, schlägt mit den hintern aus und jagt in rasendem Galopp auf und davon. Eine schönere Cavalcade, als jene der Zebren, habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ueberdies habe ich Heerden wilder Esel, Giraffen und aller möglichen Gattungen von Antilopen angetroffen.

Etwas fiel mir außerordentlich auf: auf der ganzen Strecke von Mrogoro bis Mlandera traf ich außerhalb der Dörfer keinen einzigen Menschen an — ein Beweis wie unsicher das Land ist. Jeden Tag bekam ich Löwen-
spuren zu Gesicht, und eines Morgens verfolgte ich während einer ganzen Halbstunde Schritt für Schritt die Fußstapfen, welche ein Löwe im Pfade zurückgelassen hatte. In solchen Momenten gibt es keine Nachzügler mehr. Da sucht ein Jeder sich so eng als möglich demjenigen

anzuschließen, der über die beste Flinte verfügt und am besten schießen kann.

Die Nacht vom 17. auf den 18. verbrachte ich in einem Dorfe, welches am Fuße des Ponge-Berges und in der Nähe des Wame-Flusses liegt. Bezüglich der Einwohnerschaft hatte man mir gesagt, sie wäre roh, grob und gefährlich. Aus eigener Erfahrung weiß ich jetzt, daß dieselbe ihren schlechten Leumund vollauf verdient. Nur dieses will ich hervorheben: das Nachtquartier, welches man mir anwies, war dermaßen schmutzig und voll Unrath, daß ich mich lieber wiederum auf den öffentlichen Platz begab und dort unterm freien Himmel übernachtete.

Andern Morgens, nachdem ich vier Stunden den Ponge-Berg umgangen hatte, stand ich um 8 Uhr am Ufer des Wame.

Der Wame ist ein sehr schöner Fluß, zumal an der Stelle, wo ich darüber setzte. Er fließt tief gebettet zwischen zwei prachtvollen Hügeln, stellenweise mächtige Cascaden bildend, deren dumpfes Rauschen man aus weiter Ferne vernimmt.

Der Kahn zum Uebersetzen befand sich auf der andern Seite. Fährleute sah ich keine. Werden sie bald kommen? Wohnen sie weit oder nahe? Wird mein Appell gehört werden? Das war es, was mich beunruhigte; denn hinüberschwimmen war unmöglich wegen der vielen vorhandenen Krokodile und Flußpferde. Ich gebe eine erste Salve ab — eine zweite — eine dritte; ich lasse ins Waldhorn stoßen, heiße meine jungen Leute schreien, schreie selbst aus voller Kehle mit — alles vergebens! Ich schieße abermal, erschöpfe beinahe meinen ganzen Pulvervorrath

— nichts half! Ich besteige den Hügel, ob ich nicht vielleicht ein Dörfchen zu Gesicht bekäme — wieder umsonst! Nichts bot sich meinen Augen als eine unabsehbare Wüste. Zwei, drei, vier Stunden vergehen; es wird Mittag, kein Fährmann läßt sich blicken, und wer weiß, wann einer kommen wird. Horn, Pulver, Schreien, kurz alle uns zur Verfügung stehenden menschlichen Mittel waren erfolglos geblieben; es war an der Zeit, einmal das große, das unfehlbare Mittel anzuwenden, das Gebet.

Ich setzte mich an das Ufer, barg mein Gesicht in beide Hände und wandte mich vertrauensvoll an den hl. Joseph. Ich erinnerte ihn, daß ich während dreier Jahre, statt mir eine wohlverdiente und nothwendige Ruhe zu gönnen, am Sitze seiner Erzbruderschaft in Beauvais als Professor und Schriftsteller, zu seiner Ehre arbeitete, und erbat mir als Lohn dafür, er möge mir jetzt aus meiner mißlichen Lage heraushelfen.

Als ich mein Gebet beendet hatte, sagte ich zu den Jünglingen: „Haltet euch bereit, die Fährleute werden gleich kommen!“

In der That, keine fünf Minuten vergingen, als drüben im Walde der Ruf hu! hu! hu! ertönte, und gleich darauf ein Mann gehinkt kam, der den Kahn loslöste und uns über den Fluß setzte. Als ich ihn frug, warum er so lange auf sich warten ließ, antwortete er:

„Schon am Morgen habe ich eure Rufe gehört. Weil ich aber Weh an einem Fuße habe, wartete ich, daß die andern Fährleute aus dem Felde zurückkehrten. Da sie nicht kamen, sagte ich bei mir: Man kann doch die Leute nicht den ganzen Tag dort stehen lassen! und so bin ich

halt, trotz meines kranken Fußes, selbst gekommen, um euch abzuholen.“

Nicht vergebens also hatte ich auf den hl. Joseph vertraut; denn daß er es war, der diesen kranken Mann so freundlich gegen uns stimmte, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Samstag Nachmittag gelangte ich an das erste Dorf jenseits des Wame. Da ich schon das Himmelfahrtfest verfehlt hatte und nicht wieder den Sonntag vorübergehen lassen wollte, ohne die hl. Messe zu lesen, so gedachte ich die Reise unverzüglich fortzusetzen, hoffend, wenn ich die ganze Nacht hindurch marschiren würde, noch vor Tagesanbruch Manderà zu erreichen.

Von den Eingeborenen behaupteten die einen, der Ort wäre sehr nahe, andere, er wäre sehr weit, so daß ich eigentlich nicht wußte, woran ich war. Indes, mein Entschluß stand fest, ich wollte das Unternehmen wagen.

Nur bedurfte ich eines Führers. Zuerst wollte sich niemand zu diesem Dienste hergeben, und als ich schließlich einen fand, verlangte dieser, daß ich ihn vorausbezahle.

Neue Verlegenheit! Mein Handelskram war völlig erschöpft; ich hatte nicht einmal mehr, um ein Huhn kaufen zu können. Auch an Mundvorrath war nichts mehr übrig, als einige Stückchen Zwieback.

„Ich werde dich in Manderà bezahlen,“ sagte ich.

„Nein, ich will gleich bezahlt werden.“

„Aber du siehst doch, daß ich nichts mehr habe, und auch nicht hier bleiben kann. Willst du mich und meine dreizehn Jünglinge ernähren?“

„Bezahle mich, dann gehe ich mit,“ lautete die immer gleiche Antwort des mißtrauischen Negers.

Die Jünglinge warteten marschbereit, jeder sein Ränzchen in der Hand, auf das Ende der Verhandlungen.

Schließlich wurde ich des Parlamentirens satt. Behend that ich einen Sprung vorwärts, riß mit den Fingern meine beiden Augen auf, hielt mein Gesicht an das Gesicht des Negers und schrie:

„Da, schau in meine Augen und sage mir, ob das die Augen eines Lügners oder Schwindlers sind! Marsch also! Du gehest mit nach Wandera, dort werde ich dich bezahlen.“

Jetzt ging mein Neger ganz gelassen mit.

Meine Geberde wird vielleicht manchem sonderlich vorkommen. Gleichwohl kann ich versichern, daß mir dieselbe mehr denn einmal gute Dienste geleistet hat. Der Blick des Weißen wirkt eben außerordentlich gewaltig auf die uncivilisirten Neger, gerade wie der Blick des Bändigers auf die wilden Thiere.

Der Führer hatte versprochen, er werde uns einen guten Querweg zeigen; dementgegen lenkte er uns durch fast unwegsame Pfade. Stellenweise war das Gestrüppe so dicht, daß wir uns in tiefstem Dunkel einer hinter dem andern hindurchwinden mußten, bei jedem Schritt der Gefahr ausgesetzt von einer Schlange gebissen zu werden. Diese Marterreise dauerte bis zehn Uhr Nachts. Dann aber war es mit den geographischen Kenntnissen unseres Führers aus; er erklärte, daß wir unbedingt im nächsten Dorfe übernachten mußten. Was thun? Uebel oder wohl uns des Schicksals Mächten fügen.

Das Dorf war mit einem Pfahlwerk umgeben. Ich klopfte an dem Thore an. Nach den üblichen Fragen und Erklärungen ließ uns der Hüter ein. Bald danach kam der Häuptling; er hieß mich willkommen sein und beschenkte mich mit einem Topfe Hirsenmehl. Auch die Einwohnerschaft zeigte sich sehr freundlich und zuvorkommend, was für mich ein Beweis war, daß die Mission nicht mehr weit sein mußte. Denn sobald irgendwo eine Mission besteht, merkt man deren civilisirenden Einfluß in der ganzen Gegend.

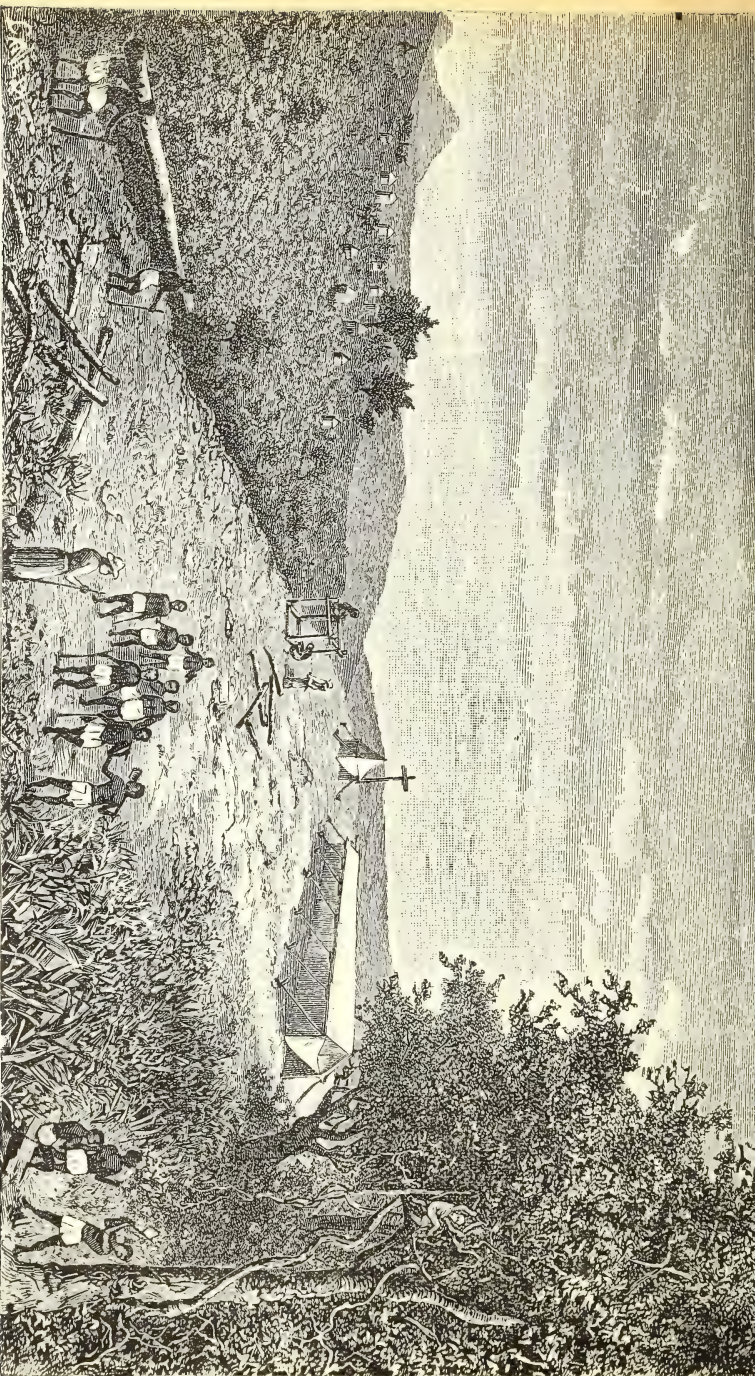
Fünf Stunden waren wir auf der Reise gewesen.

„Saget mir,“ redete ich nun den Häuptling und seine Umgebung an, „kennet ihr den Ort, woher ich komme, und Manderä, wohin ich gehe? Wo ist der Weg am nächsten?“

Sie antworteten: „Der Ort, woher du kommst, ist sehr nahe; aber Manderä ist „mbali, mbali, sana — weit, weit, sehr weit!“

„Gut!“ dachte ich, „da ist kein Zweifel möglich; ich habe es mit braven Leuten zu thun, welche das Land genau kennen. Also, fünf Stunden auf der einen Seite, und das heißen sie „sehr nahe“; auf der andern ist es zweimal «mbali» mit einem großen Superlativ dazu, das macht wenigstens zwei und auch dreimal fünf Stunden.

O Enttäuschung! Vergebens also hatte ich gehofft noch vor Tagesanbruch in Manderä zu sein, vergebens mich auf den Sonntag gefreut! Von der Magenfrage will ich gar nicht reden; denn ich mochte das Gepäck durchwühlen, wie ich wollte, keine Fingerspitze Kaffee, kein Schnäppchen, nichts war mehr vorhanden. Und doch



Gründung der Mission von Mandera (Seite 232).

fühlte ich das Bedürfniß ein Reizmittel zu nehmen, um bis an das Ziel aushalten zu können, denn eine gewisse Mattigkeit in den Beinen ließ mich fühlen, daß das Fieber bereits ansetzte.

Zum Glück hatten die Neger, denen es auf den Unterschied zwischen Ja und Nein, zwischen Wahrheit und Lüge überhaupt wenig ankommt, auch dieses Mal, wenn nicht gerade wirklich gelogen, sich doch großartig geirrt.

In früher Morgenstunde griff ich nach dem Wanderstabe. Trotz des Fiebers, welches mir jetzt bleischwer in den Gliedern lag, marschirte ich festen Schrittes drauf los. Gegen acht Uhr setzte ich mich auf einen losen Baumstamm nieder, um ein wenig Athem zu schöpfen und über die weitem sechs oder zehn Stunden nachzusinnen.

„Siehest du jene Hütten dort!“ unterbrach mich jählings der Führer, „dort ist das Thal Ringaru.“

„Ringaru von Mandera?“

„Ja, von Mandera. Das sind die ersten Wohnungen.“

„Wie! wäre das möglich! O Gott, wie danke, danke ich Dir! In einer halben Stunde also werde ich am Ziele sein, in einem unserer Häuser, bei einem Mitbruder, ich, der ich mich erwartete, noch einen ganzen Tag unter dem Kreuze gehen zu müssen!

Nun schnell auf und vorwärts!

Das Gebiet von Mandera besteht aus mehreren kleineren Ortschaften. So wie ich an denselben vorbeiging, riefen mir die Leute nach:

„Jambo Mzungu! Jambo Bwana! — Guten Tag, Weißer! Guten Tag, Meister!“

Unterwegs kam sogar ein Mann auf mich zuge laufen, der mir freundlichst die Hand drückte. Seither habe ich erfahren, daß es der große Hexenmeister der Gegend war.

Endlich wurde ich eine Hütte gewahr, die größer und feiner aus sah, als die übrigen, und worüber ein großes Kreuz emporragte.

Ein Kreuz! Dort also ist es, wo der Heiland Jesus wohnt, wo Mitbrüder wohnen, wo ich einige Tage Frieden und Ruhe genießen werde. Sei mir begrüßt, heiliges, innig geliebtes Kreuz, sei mir begrüßt, o crux ave!

Der liebe Gott gibt mitunter große Freuden im Leben; aber eine derart überschwängliche, wie die meine war, kann nur einem Missionäre zu Theil werden.

Mein Einzug in die Mission war — man verzeihe mir den trivialen Vergleich — der eines Stammgastes in sein Lokal.

„Guten Tag! — Wie geht's? — Hier bin ich! — Gebet mir zu trinken!“

In Wahrheit sah ich nicht mehr hell vor Hunger und Durst, besonders vor Durst; denn das Fieber brannte mir wie Feuer in den Eingeweiden.

Eine gute Tasse Kaffees erholte mich wieder, und mit zwei starken Dosen Chinin ward auch das Fieber gedämpft.

Sodann begaben wir uns in die Kapelle, um Jesu, Maria und Joseph unsern herzlichsten Dank für den uns auf der Reise verliehenen Schutz und Schirm auszusprechen.

Ich unterlasse es, Näheres über die Mission von Manderera zu berichten, die, wiewohl sie erst drei Jahre besteht, schon sehr viel Gutes sowohl in geistiger als in

materieller Hinsicht geleistet hat. Nur dieses Eine möchte ich erwähnen:

Die große Landesplage hier wie überhaupt in der ganzen Gegend, welche ich durchgereist habe, ist der Kindermord. Slavenjagden und Kriege zwischen den Stämmen richten bei weitem nicht so viel Unheil an, wie das genannte Laster. Ein trauriges Ceremoniell begleitet die Geburt. Der Vater des Kindes darf nicht zugegen sein; die Mutter wird von einer Schaar alter Weiber umringt, welche über Leben und Tod des Neugeborenen in erster und letzter Instanz Gericht halten. Wenn das arme Würmchen irgend ein kleines Gebrechen, wenn es vor der Zeit ein Zähnchen im Munde oder eine Locke auf dem Scheitel oder sonst etwas Außergewöhnliches an sich hat, so wird es sofort dem Tode geweiht. Gewöhnlich dreht ihm ein altes häßliches Weib alsbald den Hals um, und man gibt sich nicht einmal die Mühe, den scheußlichen Mord vor den Augen der Mutter zu verbergen. Ein außerordentliches Naturereigniß, eine Finsterniß, bestimmte Mondphasen, die Erscheinung eines Kometen verurtheilen ebenfalls alle Kinder, welche zur Zeit eines solchen Vorfalles geboren werden, ohne Gnade zum Tode. So werden ganze Geschlechter dem Tode geweiht. Welche Frevelthaten und welche Hindernisse der Befehrung!

Einige Wochen vor meiner Ankunft hatte P. Picarda alle Häuptlinge der Umgegend zu sich beschieden, um mit ihnen über diese barbarische Sitte zu verhandeln und derselben womöglich ein Ende zu machen. Leider, und trotz seines Anerbietens für jedes Kind, welches man ihm bringen würde, etwas zu bezahlen, erlangte er nichts als einige

unbedeutende Versprechen, die nicht gehalten werden. Denn nie und nimmer wird ein Neger sich getrauen den Landes-
sitten zuwiderzuhandeln, so lange die höllische Bande der
Zauberer, welche die eigentlichen Gewalthaber in Afrika
sind, hinter ihm stehen wird.

* * *

Am Mittwoch, um 1 Uhr nachmittags, verließ ich
Mandera, setzte wieder über den Wame, der nur eine
halbe Stunde von der Mission entfernt ist, und lenkte
dann in das Gebiet der „Wadoë“.

Die Wadoë (d. h. Bewohner von Udoë) sind ein
schöner und starker Menschengeschlag, alle Bauersleute. Auf
ihren Feldern, die gut besorgt sind, ziehen sie Mais im
Ueberflusse, Sorgho, Pataten und Manioc. Frucht bäume
haben sie nicht; Bananen trifft man nur selten. Ihr
Hauptreichthum besteht in Schaaf- und Ziegenherden.
Sie haben keine Sklaven. Ihre Dörfer liegen gewöhnlich
auf Anhöhen und sind im Dickicht verborgen; ein enger,
absichtlich im Zickzack angelegter Fußsteig führt zu ihnen
empor. Wenigstens von einem Walle aus Schlingpflanzen,
Dornen und Gestrüpp sind sie umschlossen; manche haben
aber Palissaden aus großen Holz- und Baumstämmen.
Der Eingang ist gewöhnlich von einer Fetischhütte und
einem Aschenhaufen verdeckt. Die Hütten sind alle aus
Stroh in runder Form aufgeführt und regellos neben
einander gebaut; man meint Heuschaber zu sehen.

Das Land Udoë wird im Süden durch den Ringani
von Usaramo, im Norden durch den Wame-Fluß von
Usigua getrennt; im Osten erstreckt es sich bis an die

Meeresküste und grenzt im Westen an Ukami und Ukuare. Es zerfällt in 4 Bezirke und wird jeder von einem Oberhäuptling, dem „Mwene“ oder „Muene“ regiert. Von diesem hängen andere „Mwenes“ oder Dorfschulzen ab, die ihm einen jährlichen Tribut bezahlen; er ist Souverän. Die Groß-Mwenes lassen ihren Bart wachsen, welcher manchmal ziemlich lang wird, ebenso ihre Nägel, welche sie wie Löwenkrallen zuschneiden und mit Cocosöl und Schaf-Fett einreiben. Dank dieser Sorgfalt gelingt es ihnen, sich ein scheußliches Aussehen zu geben und einen ganz und gar afrikanischen Geruch um sich zu verbreiten, der wohl geeignet ist, einem Europäer die Eingeweide in Aufregung zu bringen. Vor einem Fremden verstecken sie sich, und es ist sehr schwer eine Audienz bei einem derselben zu erhalten. Auch gegenseitig dürfen sich die Mwenes nicht besuchen, und wenn zufällig der eine den andern erblickte, so müßte einer von ihnen, wie sie meinen, im Laufe des Jahres sterben. Wenn sie etwas mit einander zu berathen haben, bezeichnen sie ein Dorf für die Zusammenkunft, treten in eine Hütte, welche vier getrennte Räume hat, und unterreden sich durch die Wände. Wenn einer von ihnen stirbt, bereiten sie ihm ein Grab und begraben zugleich mit ihm einige Weiber, welche ihn im andern Leben bedienen sollen. Dann folgen Tänze, Festgelage, bei denen Blut aus Schädeln getrunken und Menschenfleisch verzehrt wird. Ähnliche Opfer begleiten die Wahl eines neuen Mwene. Da sie sich aber nicht gegenseitig aufzehren und doch bei gewissen Feierlichkeiten Menschenopfer nöthig haben, machen sie regelrechte Jagd auf ihre Nachbarn. Das Fleisch der Wakami scheint ihnen

das beste; mehreremal im Jahre ziehen sie auf Befehl des Häuptlings zu Hunderten an die Grenzen von Usami, lauern im Buschwerk verborgen und fallen über die einsamen Wanderer her, bis die Zahl der Opfer voll ist. Die Karawanen, welche in das Innere ziehen, werden oft von ihnen belästigt. Wenn man mit den Leuten auf diese blutigen Gebräuche zu sprechen kommt, so wollen sie immer unschuldig sein. „Das thun die Leute im nächsten Dorfe,“ sagen sie.

Natürlich zieht dieses Laster ihnen den Haß aller umliegenden Völker zu. Sultan Said, der Vater des gegenwärtigen Sultans von Zanzibar, hatte beim Barte des Propheten geschworen, sie bis auf den letzten Mann auszurotten. Man verwüstete ihre Felder, äscherte ihre Dörfer ein und machte Jagd auf sie, wie auf wilde Bestien. Die Gefangenen wurden für einige Maiskolben in die Sklaverei verkauft, und selbst um diesen Preis konnte man kaum Käufer finden. Aber es gelang doch nicht, sie aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, und seit etwa 20 Jahren ruht dieser Vernichtungskampf; die Araber sind abgezogen und die Wadoë sind nach wie vor Rannihalien.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzufügen, daß es bei den Wadoë auch gute Leute gibt; ein Beweis davon ist, daß wir in den beiden Ortschaften, wo wir übernachteten, sehr freundlich empfangen und behandelt wurden.

Meine letzte und schrecklichste Etappe war von Simbambili (d. h. zwei Löwen) bis Bagamoyo.

Um 4 Uhr morgens war ich auf den Füßen — was nicht schwer ist, wenn man, wie ich auf meiner ganzen Reise, über kein anderes Bett als den Boden und eine wollene Decke zu verfügen hat. Um halb 5 Uhr wurde abmarschirt — der liebe Confrater in Mandera hatte die Güte gehabt, uns reichlich mit Proviant zu versehen. Um 7 Uhr verließen wir die Gebirgsgegend und kamen in die berühmte Karapaka-Ebene. Ich sage „die berühmte“, weil mir versichert wurde, dieselbe wäre außerordentlich reich an Rothwild, und die großen Nimrode aus Europa kämen bis hierher, um sich da von ihren langweiligen Hasen- und Feldhühnerjagden zu erholen, und ihren Lieblingsport in weiterem Umfange und unter abenteuerlicheren Umständen zu betreiben. Bestätigen kann ich dies nicht; denn Jäger bekam ich überhaupt gar keine zu sehen, und vom Rothwild wurde ich nur Fußstapfen gewahr, Fußstapfen eines Löwen und Fußstapfen von Flußpferden, Büffeln, Giraffen und andern Gethiere, welche im Rothe des Pfades zurückgeblieben waren und denselben für Menschen fast unwegsam machten.

Ich glaubte nicht, daß der Ringanifluß und Bagamoyo so weit vom Orte sein würden, den ich am Morgen verlassen hatte. Wiewohl ich recht tapfer drauflosging und mir kein Viertelstündchen zum Athemschöpfen gönnte, ward es bereits Mittag, als ich an die Lagunen von Karapaka gelangte.

Feuer anzünden, das Mahl zubereiten und einnehmen, dies Alles dauerte keine Stunde und — fort ging es weiter!

Einen Augenblick meinte ich, der Kingani wäre nur noch einige hundert Meter entfernt.

„Muth, Kinder! Muth!“ rief ich meinen Jünglingen zu, „in anderthalb Stunden werden wir in Bagamoyo sein, und dann — hoch lebe die Freude! Diesen Abend wird man uns ein Fest veranstalten!“

Es bedurfte nicht weniger als dieser kleinen Aufmunterungsrede, um meinen Jünglingen wieder auf die Beine zu helfen, denn sie waren vor Müdigkeit buchstäblich gebrochen.

Zu meinem Lobe muß ich sagen, daß ich mich nicht im Geringsten müde fühlte. Der liebe Gott hat mir eben zum Marschiren ganz außergewöhnliche Anlagen verliehen. Den ersten Tag verspüre ich eine gewisse Mattigkeit; den zweiten und die folgenden Tage aber gehe ich wie eine Maschine. Müde werden meine Muskeln nie; nur muß das Schuhwerk gut sein. Glücklicherweise hatte ich ein solches in Mandera gefunden, es waren die Espadrillen eines dort verstorbenen Vaters.

Ich meinte, habe ich vorhin gesagt, der Kingani wäre nur noch einige hundert Meter weit. Meine Täuschung dauerte nicht lange.

Barfuß, Strümpfe und Schuhe auf den Schultern, die Hosen hoch aufgestülpt, einen langen Stab in der Hand, betrat ich die moorige Lagune. Eine unerquickliche Promenade! sie währte drei Viertelstunden. Indes, es sollte noch schlimmer kommen.

„Ndjia mbaya — schlechter Weg!“ sagte ich zu Negern, welchen ich begegnete.

„Akuna, ndjia mzura — Nein, guter Weg!“ erwiderten sie.

„Wie, guter Weg! wollen die Leute mich foppen?“

Und doch hatten sie Recht. Der zurückgelegte Weg konnte in der That ein guter genannt werden im Vergleich zu dem, welcher uns noch bevorstand.

Wir gelangten an einen Wurzelträgerwald, den die Hochflut Tags zuvor überschwemmt hatte, und der unter seinem schönen Laubwerke den tiefsten und pestartigsten Sumpf verbarg, welchem ich je auf meinen Wanderungen in Afrika begegnet bin. Da also mußten wir durch!

Pfui, wie scheußlich! Bald stach ich im Koth bis an die Hüften; bald lag ich auch ganz darin; bald schimpfte ich; bald lachte ich wieder laut auf. Fünf lange Viertelstunden brauchte ich, um mich durch das entsetzliche Element hindurchzuarbeiten. Endlich erreichte ich den Ringani. Der Kopf wollte mir fast zerpringen vor Schmerz, und meine Kleidung, wie sah die erst aus! Aber nur Geduld, wir sind noch nicht am Ende!

Da die Ebbe gerade eingetreten war, so bot sich auch längs des Ufers wieder ein mehrere Meter tiefer Morast. Um nicht ganz zu versinken, schwang ich mich auf einen Baum, unterdessen die Piroge, welche sich auf der andern Seite befand, herüberkam. In dieser meiner Position und vom Wirbel bis zur Zehe mit Moor bedeckt, muß ich ein sonderbares Specimen der Menschenrasse gewesen sein; sicher glich ich mehr einem Chimpanze als einem ehrlichen Christen.

Endlich kam die Piroge. Fahrzeug und Steuermann paßten zusammen: das Steuermännchen war ein zehn-

jähriger Negerknabe und das Fahrzeug zog an allen Ecken Wasser.

„Kisu! Kisu! — ein Messer, ein Messer!“ schrie der Kleine.

„Wozu brauchst du ein Messer? Spute dich uns hinüberzufahren!“

„Ich kann nicht. Die Lumpen sind herausgefallen und ich bringe sie nicht wieder hinein! Kisu, Kisu!“

In der That, die Lumpen, womit die Löcher an der Piroge zugestopft waren, hatten sich gelöst, und das Wasser drang allwärts durch. Schnell werfe ich dem Knaben ein Messer hin, heiße einen der Jünglinge ihm helfen, und erst nachdem das Unheil reparirt war, stieg ich von meinem Aste herunter, schlug abermal einen unfreiwilligen Purzelbaum in das Moor und kletterte dann in das altfränkische Fahrzeug, welches mich unwillkürlich an den Rachen des alten Caron und an die Geisterfahrten auf dem Styx erinnerten. Die Piroge war voll Wasser und Roth; aber was lag daran? An Keulichkeit hatte ich nichts mehr zu verlieren.

Auf der andern Seite gab es noch einmal eine halbe Stunde Sumpfpattie. Dann endlich gelangten wir wieder auf festen Boden.

Bagamoyo lag in nächster Nähe. Jetzt hieß es schnell Toilette machen und sich zum feierlichen Einzuge anschicken.

Einem Araber sah ich es ab, was in meinem Falle am besten zu thun wäre. Er stand gebückt vor einer Grube, in einem Anzuge, den ich nicht beschreiben kann, weil er keinen an hatte, während ein anderer Araber ihm Wasser auf den Rücken goß und ihn tüchtig abrieb.

Pokstaufend! dachte ich, wenn ich die gleiche Operation an meinem Ueberzieher und meinen Hosen vornehmen ließe! diese bedürfen es mehr als die Haut jenes Ungläubigen.

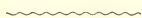
„Gib mir deinen Eimer!“ sagte ich zu dem Araber. „Und jetzt Chrysoptom (einer meiner Jünglinge gemeint) hole Wasser und reibe meine Kleider aus; mache, daß du wenigstens das Größte hinwegbringst!“

Aber, o Greuel! o Entsetzen! Je mehr der arme Jüngling rieb und wusch, um so abscheulicher wurde ich anzusehen; nicht zu reden vom Wasser, welches faul war und stank wie die Pest. Uebel oder wohl mußte ich die Operation aufgeben und mich entschließen einzurücken, so wie ich war.

„Bah!“ sagte ich bei mir, „ich werde mich schnell durch die Alleen schleichen, und Niemand wird mich gewahr werden; sie sind noch alle bei der Arbeit.“

Ich trat also gemüthlich ein. Im selben Augenblicke läutet das Glöcklein zum Abendsegen: Patres, Brüder, Schwestern, Kinder, kurz das gesammte Hauspersonal strömt von allen Seiten her nach der Kapelle, und ich, ich bleibe — o die Beschämung! all diesen hundertten von Augen öffentlich zur Schau ausgestellt. Dies war mein letztes Mißgeschick auf dieser Reise.

Man grüßte mich, hieß mich herzlich willkommen sein; aber niemand wagte es, mir die Hand zu reichen, mich zu umarmen. Umarmt man einen Menschen, den man nicht mit einer Zange anfassen möchte?

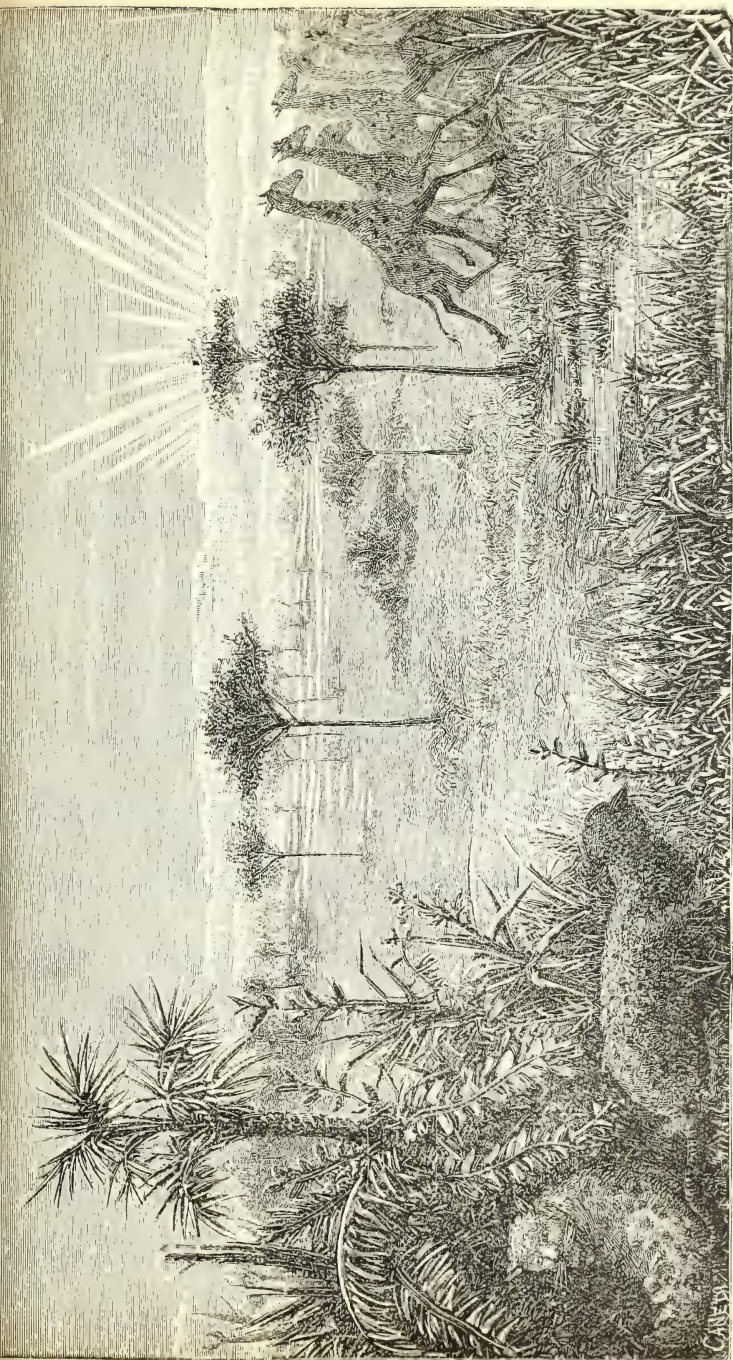


15. Kapitel.

Prüfungen: Feuersbrunst. — Tod des Br. Theonas. Verlust der Heerde.

P. Gommenginger war mit seinen nunmehr verheiratheten Jünglingen und ihren Frauen nach Mrogoro zurückgekehrt. Die jungen Ehepaare hatten jedes sein in Bereitschaft gehaltenes Häuschen bezogen und beschäftigten sich emsig mit dem Urbarmachen des darangrenzenden Bodens und dem Bestellen des Feldes; denn sie mußten sich nach und nach in Stand setzen, ihren Lebensunterhalt selbständig zu erwerben. In dem Waisenhaus waren bereits auch einige losgekaufte Knaben untergebracht, und P. Gommenginger machte schon Pläne zur Missionirung der heidnischen Nachbarn, als jählings harte Prüfungen über ihn hereinbrachen.

Der Negerbruder Zenon, der ihm eine treffliche Stütze gewesen war, wurde krank und mußte nach Bagamoyo zurück. Bald fing auch P. Maurer zu kränkeln an und mußte ebenfalls nach einigen Monaten halbtodt dorthin verbracht werden. Sein Nachfolger gelangte nicht einmal



Bei Sonnenuntergang in Dori (Seite 240).

bis Mrogoro; denn er starb im Augenblicke, da er sich zur Abreise anschickte. Nur ein Bruder, Theonas O'Donell, kam, um P. Gommenginger auszuheilen.

Im selben Jahre 1884 brach infolge anhaltender Trockenheit eine Hungersnoth aus. In der Mission hatte man anfangs wenig darunter zu leiden, weil durch einen großen Garten, den P. Gommenginger in einer Schlucht an den Ufern des nahen Bergbaches angelegt hatte, Gemüse als Salat, Kraut, Rüben, Kartoffeln und dgl. genug vorhanden waren, und der vorsichtige Vater überdies Getreide für wohl zehn Monate hinaus angesammelt hatte. Indes, eine furchtbare Feuern catastrophe sollte bald das Elend um so größer machen.

Es war am 3. October, um 2 Uhr nachmittags. P. Gommenginger hatte einen Backofen errichtet, welcher der Gemeinde gute Dienste leistete. Am genannten Tage wollte derselbe nicht recht ziehen. Da versuchte jemand zwei Bündel Stroh in die Oeffnung zu schieben, konnte sie aber nicht tief genug hineinbringen. Nur einige Schritte entfernte er sich rasch, um einen Stock zu holen, mit dem er nachhelfen wollte. Aber mittlerweile fingen die Strohbündel am Rande des Ofenloches Feuer, und die Flamme leckte von da flugs empor zu dem mit Stroh gedeckten Dache. An dieses Haus stießen andere gleichfalls mit Stroh gedeckte; dazu blies noch ein heftiger Wind, und so flog die Lohe von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, und bald war der ganze Platz, auf dem die bedeutendste Häusergruppe stand, ein einziger Feuerherd.

Die armen Christen rangen die Hände, liefen wie verzweifelt umher und waren so bestürzt, daß P. Gommenging-

ginger an ihnen kaum Hilfe fand. Zum Glück dachte einer an die Pulverfäſſchen, welche im Magazin aufbewahrt waren und ſchaffte ſie in Sicherheit. P. Gommenginger war zur Kapelle geeilt, um das Allerheiligſte zu retten; zufälligerweiſe war der Tabernakelſchlüſſel verlegt worden; raſch beſonnen reiſt er das Tabernakel vom Altare und trägt es fort. Br. Theonas flüchtet ſeinerſeits den Altarſtein und die Kiſten mit den Paramenten und den heiligen Gefäßen. Das übrige: Crucifixe, Lichtſtöcke, Blumenvaſen, Miſſal, Geſangs- und Gebetbücher und das ganze Mobiliar verzehren die Flammen.

Dann eilt P. Gommenginger zu dem ſchon brennenden Magazin. Nicht ohne Gefahr für ſein Leben gelingt es ihm die von Hn. Bloyet dort geborgenen Waaren und ſonſt noch einige Handelsſtoffe dem Feuer zu entreißen. Dreimal kehrt er auf die Stätte zurück; dreimal ſchlägt die Thüre hinter ihm zu und hat er alle Mühe ſie wieder zu öffnen. Dann aber war nichts mehr zu thun. Der gute Pater ſtand inmitten der ſchluchzenden Gemeinde und mußte zuſehen, wie die Kapelle, die Wohnungen, die Tauschwaaren, die Mundvorräthe, kurz die ganze Miſſions- habe zu Aſche verbrannte.

Man fühlt beſſer, als man es ausdrücken kann, wie ſchrecklich dieſer Anblick für ihn geweſen ſein muß.

„An zwei Jahre,“ ſchreibt er, „hatte ich mich geplagt, um unſere Miſſion einzurichten, eine Kapelle zu bauen, Wohnungen und ſonſt nothwendige Räumlichkeiten herzuſtellen, und gearbeitet hatte ich daran mit eigenen Händen, wie vielleicht nie ein Miſſionär es gethan hat. Nun lag der größte Theil davon wieder in Schutt und

Staub! Vom Getreidevorrath, den ich so mühsam herbeigeschafft, kam kein Körnlein davon; und von meinen persönlichen Habseligkeiten rettete ich nichts als die Kleider, welche ich auf dem Leibe trug. Sogar mein Hut wurde ein Raub der Flammen: so daß ich seither, um mich gegen einen Sonnenstich zu schützen, einen aus Lumpen verfertigten Turban trage.

Zum Glück blieben die Häuschen unserer Christenfamilien verschont. Auch ein halbfertiger, vom Feuerherde ziemlich weit entfernter Neubau konnte gerettet werden. Mein Erstes war, über die vier nackten Mauern dieses letztern ein Strohdach zu schlagen — an Boden und Decke war vorläufig nicht zu denken, — damit der Bruder, die Kinder und ich doch wenigstens wieder ein Unterkommen hätten.

Wir waren mit einem Male arm, bettelarm geworden, litten Mangel an Kleidung, Mangel an Nahrung, Mangel an Allem. Ueberdies — und das schmerzte mich nicht am wenigsten — benahmen sich bei dieser Gelegenheit die schadenfrohen Neger von Mrogoro und der Umgegend recht grausam gegen uns. Da sie sahen, daß wir einige Handelsstoffe gerettet hatten, das Getreide aber verbrannt war, verständigten sie sich miteinander und verlangten für ihre Nahrungsgegenstände geradezu fabelhafte Preise. Allein ich war entschlossen, mich, trotz unserer Noth, nicht beschwindeln zu lassen. Die Vorsehung ügte, daß ich anderswo zu günstigeren Bedingungen das tägliche Brod fand, wofür ich für uns und unsere Christenfamilien aufzukommen hatte.

Vierzehn Tage später kam unser erster Bischof, der apostolische Vicar, Mgr. de Courmont,¹⁾ zu uns auf Besuch.“²⁾

„Ich war,“ berichtet dieser,³⁾ „im Begriffe unsere verschiedenen Missionen zu besuchen und eine Forschungsreise nach dem südlichen Ufami, behufs Anlegung einer neuen Station, zu machen. In meiner Begleitung befanden sich P. Baur und Br. Oscar, die wieder mit mir nach Bagamoyo zurückkehren, P. Daull und Br. Acheul, die in der neuen Mission bleiben sollten; dazu kamen einige junge Christen und viele Träger. Kaum hatten wir das moorige Ufer des Ringani erreicht, als ein Bote aus Ufwere kam und uns einen Zettel überreichte, worauf mit der vor Erregung zitternden Hand P. Gommenginger's geschrieben war:

„Verheerende Feuersbrunst! Unsere junge Station, Kapelle, Magazine, fast alle Gebäude sind eingeäschert!“

Was nun thun? Mrogoro sollte ohnehin das erste Ziel unserer Reise sein. Allein ich frug mich, ob mein Besuch die Verunglückten nicht noch mehr in Verlegenheit setzen würde. Aber nein! sagte ich: unsere Karawane ist gut ausgestattet, sie kann den Bedrängten nur Erleichterung gewähren; eine zweite Karawane ebenfalls mit

¹⁾ Die apostolische Präfectur Zanzibar wurde im Frühjahr 1884 zur Würde eines apostolischen Vicariats erhoben und erhielt **Mgr. Rudolph de Courmont** aus der Congregation vom hl. Geiste zum ersten Titularbischof.

²⁾ Brief vom 24. October 1884.

³⁾ *Les Missions catholiques*, 1885, S. 462 u. ff.

reichlichem Proviant versehen wird uns auf dem Fuße nachkommen; unsere Mannschaft ist zahlreich und kann bei den ersten Wiederherstellungsarbeiten gute Dienste leisten. Zudem drängte es mich P. Gommenginger und seinen Missionsangehörigen meine freundschaftliche Theilnahme zu erweisen. Ich beschloß also nach Mrogoro zu ziehen; schickte aber den Br. Oscar nach Bagamoyo zurück, mit dem Auftrage, sofort eine neue Karawane zu veranstalten und umgehend alles mitzubringen, was P. Gommenginger in seiner Lage am meisten benöthigen möchte.

Am 18. October morgens erreichten wir Mrogoro. Um jedem officiellen Empfang vorzubeugen — ein solcher wäre unter den obwaltenden Umständen gewiß nicht am Platz gewesen — ging ich der Karawane voraus und begab mich allein in die Mission. Wie ich aber an der ersten Hütte vorbeiging, feuerte einer der Knaben, die wir abends zuvor beauftragt hatten, unsere Ankunft zu melden, und der mich erkannte, einen Flintenschuß ab, welcher das Signal meiner Ankunft sein sollte. Ohne darauf zu achten, ging ich meines Weges fort und traf den P. Gommenginger; er war abgezehrt, bleich, niederge schlagen, hatte das Haupt mit einem Stück Tuch umwunden und an den Füßen ein Paar Stiefel, die er ich weiß nicht woher geholt; ich umarmte ihn, ebenfalls den Br. Theonas. Auf einmal ertönt von allen Seiten der nämliche Schrei: „Moto, moto,“ (Feuer, Feuer!) Wir kehren uns um.

In der That, eine dicke Rauchwolke umgibt die Hütte, an der ich soeben vorbeigegangen bin, und gleich darauf lodern die hellen Flammen empor. Der brennende Pfropfen

des Flintenschusses war in das Strohdach gefahren und hatte es in Brand gesteckt.

P. Gommenginger und Br. Theonas entfärbten sich; sie erkennen die Gefahr, welche den noch stehenden Theil des Dörfchens bedroht und eilen zur Stelle. Mit vereinten Kräften suchen wir dem Feuer Einhalt zu thun, während wir allesammt innig zur lieben Gottesmutter beten, sie möge uns doch vor einer neuen Catastrophe verschonen. Hätte der Wind geweht, kein Häuschen wäre mehr stehen geblieben. Zum Glück blieb diesmal die Luft still und so fielen nur zwei Dächer den Flammen zum Opfer.

Eine halbe Stunde später rückte unsere Karawane an und verschiente den Schrecken, unter dem wir noch alle standen.

Daß es P. Gommenginger schwer gewesen wäre, uns alle zu beherbergen, ist selbstbegreiflich. Allein er war mehr unser Gast als wir die seinen. Wir hatten zum Logiren unsere Zelte, welche uns guten, bequemen Schutz boten, und Proviant genug, daß wir sogar den Verunglückten noch reichlich davon mittheilen konnten.

Sonntag 19. October, am Feste der Reinheit Mariä, versammelte ich sämmtliche Missionsangehörigen um mich. O wie fühlte ich mich glücklich in ihrer Mitte! Schon längst hatten sie sich auf meine Ankunft gefreut, manche sogar von Festlichkeiten, feierlichem Empfang, Spielen und Belustigungen geträumt. Leider hatte das Brandunglück die Freude in Trauer verwandelt. Selbst in ihrem freundlichen Vächeln und in den Aufmunterungsworten, welche ich zu ihnen sprach, lag etwas wehmüthiges.

P. Gommenginger wollte meine Anwesenheit benutzen, um zwei junge Frauen firmen zu lassen. Da er selbst anderweitig zu sehr in Anspruch genommen war, übernahm es P. Baur die zwei Firmlinge auf das heilige Sacrament vorzubereiten. Am folgenden Donnerstage gingen beide zum Tische des Herrn, wonach ich ihnen die hl. Firmung spendete.

Nachdem ich noch einmal eine genaue Einsicht in die neu auszuführenden Arbeiten genommen und dem P. Gommenginger die nöthige Hilfe und Unterstützung versprochen hatte, verabschiedete ich mich von Mrogoro und setzte meine Reise nach dem Ukami weiter fort.“

Nach der zweiten Feuersbrunst hätte man wohl meinen können, daß dem Sprichwort „Ein Unglück kommt selten allein“ Genüge geschehen sei. Allein die Schicksalsschläge sollten über Mrogoro und seinen Missionär hereinbrechen, wie über den alten Dulder Job.

Zunächst starb der Bruder Theonas.

„Dieser Bruder,“ schreibt P. Gommenginger,¹⁾ „war ein Irländer, eine herzgute Seele, der mir stets treu und opferwillig an die Hand ging. Trotz seiner Riesengestalt brach er unter dem Schmerze über die erlittene Feuer-catastrophe und unter den darauffolgenden Entbehrungen zusammen. Am Vorabende des Allerheiligentages wurde er plötzlich von einem Fieber befallen, welches sofort einen schlimmen Verlauf nahm. „Fieber Bruder,“ sagte ich zu ihm, „schon werden Sie heimgerufen in den Frieden

¹⁾ Brief vom 19. November 1884.

des Himmels, in die Freuden des Herrn.“ Erst erstaunte er, doch war er gleich gefaßt. Wer mit dem hl. Paulus sagen kann: „Christus ist mein Leben,“ der mag auch getrost hinzufügen: „und Sterben mein Gewinn.“ Sodann gedachte er seiner Eltern, verrichtete ein Gebet für sie und bat mich, falls er sterben sollte, den Ausdruck seines innigsten Dankes an sie zu bestellen. — Ob je ein Kind seinen Eltern inniger dankt, liebevoller ihrer gedenkt, wirthamer für sie betet, als der in fernen Landen sterbende Missionär, dem sie das Leben gaben, welches für Gott hinopfern zu dürfen ihm der süßeste Trost ist?

Der arme Bruder litt entsetzlich; Tag und Nacht stöhnte er, daß es zum Erbarmen war, wiewohl er eine wahrhaft himmlische Geduld an den Tag legte. Ich befand mich allein bei ihm und pflegte ihn, so gut ich konnte, geistig und leiblich. Zum Unglück war das hl. Del sowie der ganze Arzneivorrath im Brande zu Grunde gegangen. Zwar hatte ich sofort einen Extraboten nach Bagamoyo gesandt, um beide Gegenstände wieder erzeigen zu lassen; dieser aber säumte immer noch zurückzukommen. Als er endlich kam, da war es zu spät; keine Arznei konnte mehr helfen. Dagegen beeilte ich mich dem Kranken die letzte Delung zu spenden; hiebei erneuerte er sein dreifaches Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Endlich am 13. November, im Augenblicke, da ich neben seinem Bette, auf dem er sich vor Schmerzen hin- und herwälzte, mein mageres Nachtesßen einnahm, verschied er fast plötzlich, so daß ich kaum noch die Zeit hatte, ihm ein letztes Mal die hl. Vossprechung zu ertheilen. Br. Theonas war erst 35 Jahre alt.

Der einzige Raum, worüber ich damals verfügte, diente uns zugleich als Kapelle, als Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer. Hier bahrte ich den Leichnam des Bruders an, nachdem ich ihn selbst mit seinem Ordensgewande bekleidet hatte. Jene Nacht genoß ich zum ersten Male wieder etwas Ruhe. Während die Kinder beim Todten abwechselnd Wache hielten, legte ich mich auf mein Bett, welches sich unmittelbar neben der Leiche des Bruders befand. Mehrmals erwachte ich; dann sah ich an meiner Seite, beim Schimmer der Nachtlampe, das blasser Gesicht des Dahingegangenen. Angst hatte ich keine; aber jedesmal gab es mir einen Stich ins Herz und ich dachte und sagte: Wie traurig doch die Existenz eines Missionärs ist!

Am folgenden Tage bestattete ich den seligen Bruder auf unsern neuen, von ihm selbst erst kurz zuvor angelegten Friedhof. Während der Ceremonie versagte mir einige Male vor lautem Schluchzen die Stimme. Und als ich danach auf das Zimmer zurückkam und ich mich so ganz vereinsamt und verlassen sah, da lehnte ich mich mit dem Arme an die drei Bretter, welche unsern Altar bildeten und weinte vor mich hin, wie ein kleines Kind. Drei Tage lang fühlte ich mich bis zur Lebensüberdrüssigkeit niedergeschlagen. Dann gelang es mir durch reges Arbeiten den schrecklichen Gram, der in mir wühlte, unter Tags wenigstens zu verjagen. Zog ich mich aber am Abend wieder auf das Zimmer zurück, wo ich mit dem seligen Bruder zusammengewohnt hatte, da drückte mich die Last der Einsamkeit jedesmal aufs neue nieder. Dies dauerte, bis endlich ein junger Pater aus Frankreich und ein Bruder aus Mhonda kamen.“

Hiermit war die Reihe der Prüfungen noch nicht zu Ende.

P. Gommenginger hatte eine Hühner-, Schweine- und Schafzucht angefangen, woraus er später großen Nutzen zu ziehen hoffte. Leider waren sämtliche Schweine und die meisten Hühner im Brande umgekommen; nur einige zwanzig Schafe konnten gerettet werden. Mit diesen gedachte er nun die Herde allmählig wieder zu vervollständigen. Selbst inmitten der größten Noth konnte er sich nicht dazu entschließen, eines davon zu schlachten. Leider hatte der gute Vater seine Rechnung ohne den garstigen Tiger gemacht.

„Eines Abends,“ so erzählt er selbst,¹⁾ „kommt ein Tiger, zertrümmert die Stallthüre und schleppt eines der Schafe fort. Unversäumt lasse ich eine festere Thüre anbringen. Die folgende Nacht kommt der Tiger wiederum, reißt in einer Höhe von dritthalb Meter einen etwas schwachen Theil der Mauer durch, tödtet abermals ein Schaf und verwundet schwer ein zweites. Ich höre den Lärm und eile drauf los. Bei meinem Erscheinen läßt der Tiger das letztere Schaf in der Oeffnung der Mauer hängen und entflieht. Ich aber bleibe die ganze Nacht mit geladener Flinte Wache stehen. Anderntags lasse ich den Stall nach allen Seiten hin befestigen und stelle dem Tiger eine Falle; er verwundet sich daran, entwischt aber wieder. Jetzt gab es Ruhe. Vier Nächte vergehen, ohne daß die Bestie sich vernehmen läßt. Ich freute mich schon im Gedanken, daß sie nie wieder kommen

¹⁾ Brief vom 30. December 1884.

werde; meine Freude sollte indeß von kurzer Dauer sein. Als ich am fünften Morgen die Stallthüre öffne, was sehe ich? Ein entsetzliches Gemetzel. Ein und zwanzig Schafe lagen da, zerrissen, zerstückt, in einem Meere von Blut, kein einziges war mehr am Leben. Diesmal war der Tiger, weil er weder durch die Thüre noch durch die Mauer eindringen konnte, auf das Dach gesprungen, hatte daselbe durchgerissen und war von da aus in den Stall gelangt. Um wieder hinauszukommen hatte er das Fundament unterwühlt und sich einen Ausweg unterirdisch gebahnt.

Dieser neue Unfall war freilich unbedeutend gegenüber den früheren; wenn aber die Unglücksfälle Schlag auf Schlag einander folgen, wie dies bei mir der Fall war, dann thut einem schließlich auch der geringste weh.“

Allein P. Gommenginger war der Mann nicht, der verzagte. Er machte sich sofort wieder ans Werk, fing muthig von vornen an und ruhte nicht, bis die Mission wieder schöner und besser eingerichtet da stand, als zuvor.

Vorerst aber sollte er noch einen Auftrag des hochw. Herrn de Courmont bei Hn. Bloyet, dem Vorsteher der internationalen geographischen Station in Niagara¹⁾ besorgen und einige Tage Ferien dort verbringen.

¹⁾ Die Station des Hn. Bloyet ist von der internationalen afrikanischen Gesellschaft gegründet worden, die unter dem Protectorat Sr. Majestät des Königs von Belgien steht. 1879 kam H. Bloyet, von seiner Frau begleitet, dahin und hat mit den Missionären immer gute Freundschaft gehalten.

~~~~~

## 16. Kapitel.

---

### Reise nach Usagara.

---

Die geographische Station in Usagara ist etwa vier Tagereisen von Mrogoro entfernt. P. Gommenginger hoffte den Weg in kürzerer Zeit zurückzulegen; er ahnte nicht auf welche Schwierigkeiten er stoßen sollte. Vom ersten Tage bis zum letzten, mit Ausnahme der Zeit, welche er unter dem gastfreundlichen Dache der Familie Bloyet zubrachte, war seine Reise eine ununterbrochene Reihenfolge von Abenteuern, denen jeder andere weniger starke und weniger gut acclimatisirte Europäer ohne Zweifel unterlegen wäre.

P. Gommenginger erzählt: <sup>1)</sup>

„Sonntag, den 22. März, um die Mittagsstunde machte ich mich auf den Weg; drei Knaben aus der Mission begleiteten mich. Das Wetter war herrlich und ich freute mich dieses glücklichen Umstandes. Nicht lange aber sollte ich mich freuen. Um drei Uhr — ich befand

---

<sup>1)</sup> Brief vom 26. April 1885.



mich gerade in einer Bergschlucht — zog sich urplötzlich, wie dies in den tropischen Ländern oft vorkommt, und gerade über unserm Haupte, ein Gewitter zusammen: die Luft wird finster, der Wind fängt an zu stoßen, er wächst zum Stürme heran, der Sturm braust, heult, tobt und wüthet, daß der ganze Wald sich krümmt und windet, ächzt und kracht; Blitz folgt auf Blitz, Schlag auf Schlag, es zittert der Boden unter den furchtbaren Stößen des rollenden Donners. Ein solches Toben der Elemente hatte ich noch nie erlebt. Ueberhaupt fürchte ich mich vor den Gewittern nicht; auch diesmal ging ich ruhig meines Weges fort: „Du bist in Gottes Hand,“ redete ich mir zu, „ohne seine Zulassung wird dir nichts Böses widerfahren.“ Auf einmal aber ein Blitz, ein Streich — und ich bebe zurück, zitternd an allen Gliedern. Fünfzig Schritte vor mir war der Feuerstrahl in einen Baum gefahren; gleichzeitig verbreitete sich weithin ein erstickender Schwefelgeruch. Ich befand mich allein; meine drei Knaben waren, weil ich schneller gegangen war, wie sie, weit hinter mir geblieben.

In Europa, wenn man von einem Gewitter überrascht wird, hat man bald ein Dorf erreicht und ein Schutzdach gefunden. In Afrika ist es nicht so; hier liegen die Dörfer sehr weit von einander. In meinem Falle brauchte ich wenigstens noch drei Stunden, um an das nächstegelegene Dorf zu gelangen.

Auf das entsetzliche Gewitter folgte ein entsetzlicher Regen. Nach kaum einer Viertelstunde hatte ich schon Wasser bis über die Knie, obgleich ich mich auf einem ziemlich hohen Terrain befand. Die Pfade waren zu

schäumenden Bächen und Flüssen geworden. Ich hatte diese Gegend noch nie bereist, doch mußte ich, daß ich hieher des ersten Dorfes ein kleines Thal antreffen würde. Werde ich dasselbe passiren können? Das frug ich mich. Und wenn ich nicht hinüber kam, was werde ich anfangen? Die Nacht im Walde zubringen, ohne Feuer, in nassen Kleidern, der Gefahr ausgesetzt von wilden Thieren aufgezehrt zu werden?

Während ich das Räthsel zu lösen suchte, gelangte ich an das verhängnißvolle Thal. Das war aber kein Thal mehr, sondern ein reißender Strom, der eine Unmasse von Schilf, Mais- und Sorghostengeln, Aesten und Bäumen mitfortschwenkte. Was nun thun? Zeit hatte ich keine zu verlieren. Muthig steige ich in das rauschende Thal hinab, arbeite mich zwischen dem Hochgrase durch, kämpfe mit Händen und Füßen gegen die heranschwimmenden Aeste und Bäume und gelange endlich — nicht an das Ufer, aber ganz nahe daran. In diesem Augenblicke fährt mir — ob nicht das kalte Wasser Schuld daran war? — der Krampf in die Füße, so daß ich keinen Schritt mehr weiter kam. Vergebens suche ich von der Stelle zu kommen; bis zur Zehe ist mein Unterkörper steif und starr wie ein Holz. Soll ich nicht um Hilfe rufen? Aber das würde ja das ganze Dorf in Aufregung bringen. Ich gedulde mich also. Endlich gelingt es mir einen vom Ufer herüberhängenden Baumzweig zu erfassen und mich vermittelst desselben aus dem Wasser zu ziehen; jetzt war auch der Krampf verschwunden. Meine wackern Knaben benutzten das von mir gebahnte Gleise und kamen ebenfalls glücklich an. Es war hohe

Zeit, denn die Nacht brach herein und das Wasser schwellte mehr und immer mehr an.

Ich ging in das Dorf. In der ersten Hütte fand ich fünf oder sechs Neger, um ein Feuer gekauert, welche sich gemüthlich unterhielten und ihre Pfeife schmauchten. Ich bat sie um eine Herberge. Wohl fünf Minuten dauerte es, bis einer derselben aufstand und sich meiner annahm. Diese fünf Minuten kamen mir vor wie ebenso viele Stunden. Während dieser Zeit blieb ich am Eingange der Hütte stehen, triefend vor Nässe, schlotternd vor Kälte, auf meinen Stab gelehnt. Ich dachte an meine Heimath, an die Armen, welche bei uns daheim vor das Fenster kommen und um ein Almosen bitten. In meiner Lage kam ich mir vor, wie einer aus ihnen, und da stieg ein Gefühl von Wehmuth in mein Herz hinunter. Denn man mag noch so sehr Alles aus Liebe zu Gott und zu seiner Ehre thun wollen, etwas ist immer da, welches uns erinnert, daß wir Menschen sind.

Nach langem Hin- und Herreden stellte man mir eine Hütte zur Verfügung und gab mir auch einige Scheite Holz zum Feuer machen. Eine Schale Thee bildete jenen Abend mein ganzes Nachtessen. Sodann wickelte ich mich in meine nasse Reisedecke — denn das Gepäck war ebenso durchnäßt wie die Kleider — legte mich neben dem Feuer nieder und schlief ein. Was den Schlaf betrifft, habe ich, Gott sei Dank, nicht zu klagen; ob zwischen Flaum und Federn, oder auf einem Brette, oder auf nacktem Boden, gilt gleich, ich schlafe immer gut und stehe jedesmal wieder munter auf. Diesmal wurde ich nur ein oder zweimal durch das Geschrei der

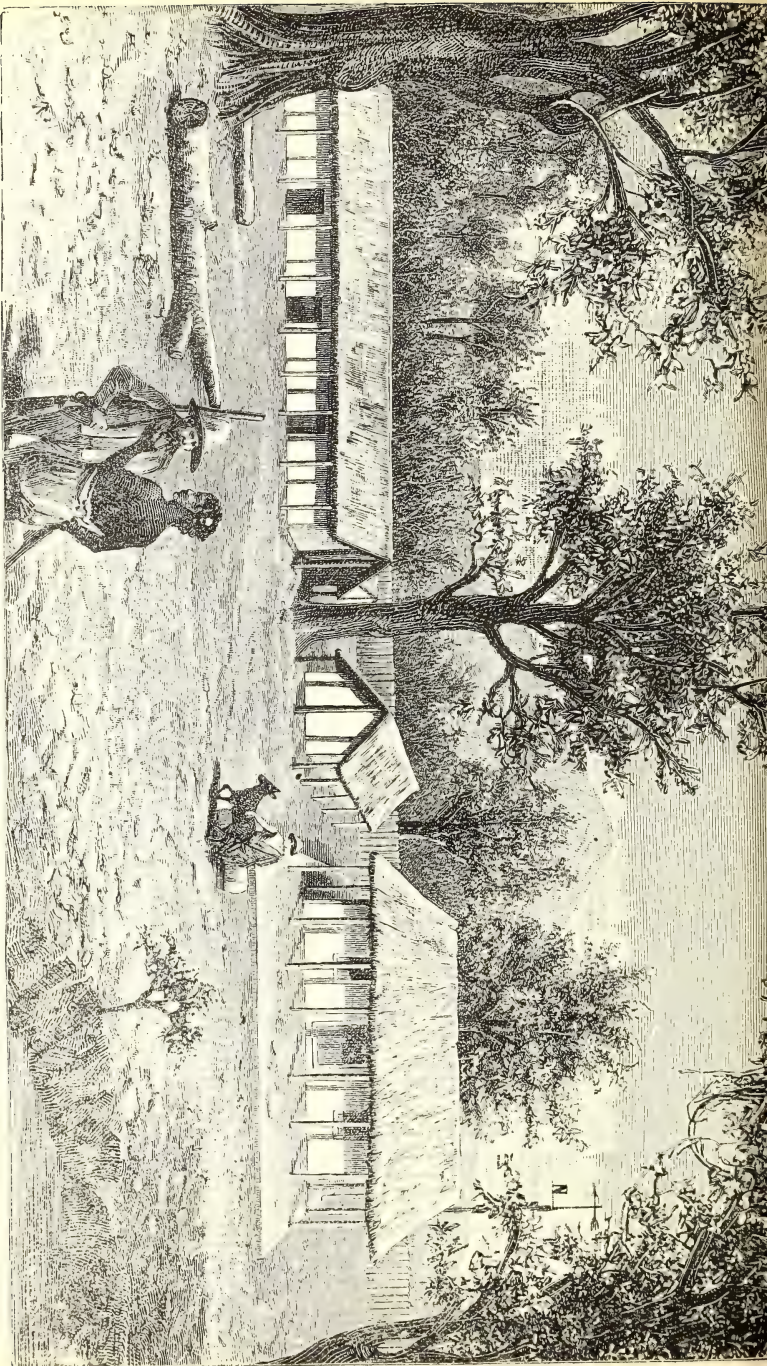
Hyänen geweckt, welche dem Hochwasser ausweichend bis in das Dorf hereingekommen waren. Das Geschrei der Hyänen ist unstreitig das unheimlichste, welches man hören kann, namentlich während der Nacht. Draußen toste und brauste das Wasser gleich dem eines wilden Stromes. O wie fühlte ich mich jetzt glücklich in meiner armen Hütte!

Andern Morgens ging es weiter. Der Weg führte durch eine durchnässte Ebene. Nach acht Stunden angestrengten Marsches erreichte ich das nächste Dorf. Am folgenden Tage reiste ich unter ähnlichen Umständen, mit noch einem tüchtigen Regen obendrauf. Meine Fußbekleidung bestand aus gewöhnlichen niedern Schuhen mit elastischen Seiteneinsätzen. So oft ich nun etwas tiefer in den Schlamm sank, blieb das leidige Schuhwerk, welches ohnehin nicht recht am Fuße hielt, darin stecken. Schließlich wurde ich es satt, dasselbe immer wieder herauszugraben und faßte einen heroischen Entschluß: ich steckte die Schuhe in die Reisetasche und ging barfuß. Zwei Tage wanderte ich unbeschuht; anfangs gaben mir die Kiesel und Dorne fürchterlich zu leiden; allmählig aber gewöhnte sich die Haut daran, so daß ich ziemlich gut vorwärts kam.

In einem der Dörfer, wo ich übernachtete, sprach mich der Häuptling um eine Arznei an. Einige Tage zuvor hatte er auf der Jagd einen Tiger angeschossen. Das verwundete Thier stürzte auf ihn los und es kam zwischen beiden zu einem Ringkampfe. Der Tiger unterlag, aber der wackere Jäger bezahlte seinen Sieg mit einem ausgerissenen Auge und einem zeretzten Gesichte.







Die belgische Station Gondoa (Seite 258).

Endlich gelangte ich an mein Ziel. Herr und Frau Bloyet empfingen mich mit einer Liebenswürdigkeit und einem Freudenergusse, wie Eltern und Geschwister mich nicht herzlicher hätten aufnehmen können. Einen ganzen Monat verweilte ich bei ihnen.

Aufrichtig gesagt, mehr noch als das Bitten und Beten der Familie Bloyet war es das schlechte Wetter, welches mich bewog, so lange zu bleiben. Der Regen wollte nicht mehr aufhören; die Wege waren infolge dessen ungangbar geworden. Auf der Ebene, wo einem bei solchen Anlässen das Wasser nicht über die Knie geht, wäre ich schon durchgekommen; aber auf der Strecke gegen Mrogoro befanden sich mehrere Bäche, welche zu Flüssen und Flüsse, welche zu Strömen herangeschwollen waren, und diese zu passiren, war schlechterdings unmöglich, umsomehr als Brücken hierorts unbekannte Dinge und Pirogen oder Nachen nur äußerst selten anzutreffen sind.

Schließlich hielt ich es doch nicht mehr aus. Ich benutzte den ersten Augenblick, sobald der Himmel sich ein bisschen aufheiterte, um mich reisefertig zu machen.

Frau Bloyet wollte mich für einen ganzen Monat verproviantiren; ich hingegen gedachte mich so wenig zu belasten als möglich. Wir zankten miteinander; allein Frau Bloyet gab nicht nach, und sie hatte Recht; denn würde ich meinen Willen durchgesetzt haben, so hätte ich die letzten Tage meiner Reise statt des Mittag- und Abendessens an den Fingern nagen können. Herr Bloyet seinerseits bemühte sich, Alles in — wie er meinte — wasserdichte Blechbüchsen zu verpacken. Indes, schon am ersten Tage konnte ich an einer derselben, welche zufällig

in das Wasser fiel, constatiren, daß sie mehr Wasser als andern Stoff enthielt. Ueberdies beschenkte mich der liebenswürdige Herr mit einem Paar nagelneuer Stiefel. Hierauf nahm ich Abschied und schlug, fein bestiefelt wie ein Rittmeister und reichlich verproviantirt, den Rückweg nach Mrogoro ein.

Es dauerte keine Stunde, da stand ich schon vor einem überschwemmten Lande, und wo ich zuvor herrliche Mais- und Sorghofelder gesehen hatte, dort fand ich nichts mehr als Wasser, Schlamm und Sand. Die Männer, welche H. Blohet mir mitgegeben hatte, verzogen ihre Gesichter; eine solche Promenade war nicht nach ihrem Geschmacke. „Ei was!“ sagte ich zu ihnen, „später wird es wieder besser kommen,“ und rückte muthig vorwärts. Den ganzen Tag kamen wir nicht mehr aus dem Wasser; stellenweise ging es uns bis an die Hüften. Meine Stiefel hielten fest, aber wie manches Riter des nassen Elementes mußte ich darin mitschleppen!

Im ersten Dorfe wies mir der Häuptling zum Uebernachten das vornehmste Gemach seiner Hütte an. Darin befand sich u. a. eine mächtige „Kitanda“, d. h. ein Bettgestell mit einer aus Baumrinde geflochtenen Hängmatte. Was ich vermifste, das war eine Oeffnung, welche es mir ermöglicht hätte, dem finstern, verpesteten Lokale ein wenig Licht und Luft zuzuführen. Einstweilen nahm ich damit fürlieb, bequemte mich, so gut es ging, richtete mir etwas zum Nachtessen her, empfahl mich dem Himmel und bettete mich ahnungslos auf die Kitanda. Der Schlaf blieb nicht lange aus; bald aber wurde ich wieder geweckt;



ein ungewöhnliches Prickeln über dem ganzen Körper ließ mich vermuthen, daß ich nicht der einzige Insaße meines Nachtlagers sein möchte. Ich zünde ein Licht an — in der That! von Kopf bis zu Fuß winnelte ich von Wanzen. Das war nun doch zu stark. Ich springe auf, streife so gut ich kann, das Ungeziefer von mir ab, verlasse die Bude und beeile mich ins Freie zu kommen. Draußen legte ich mich unter einen Schuppen auf den Boden nieder. Allein meine Lage sollte hier bald so unhaltbar werden, wie drinnen. Es fing fürchterlich an zu regnen; da kamen die Kühe des Dorfes, nach einem Schutzdache suchend, unter den nämlichen Schuppen und machten mir meine Position streitig. Wie viel Tritte und Faustschläge ich jene Nacht ausgetheilt habe, kann ich nicht sagen; kam doch das Vieh, wenn ich es fortgejagt hatte, immer wieder zurück! Endlich wurde es Tag; ich beeilte mich meine sieben Sachen zusammenzuraffen und schnellmöglichst weiter zu kommen.

„Du wirst doch nicht fortgehen wollen,“ redeten mich die Leute an; „der Fluß draußen ist so mächtig angewachsen, daß du unmöglich darüber setzen kannst.“

Da man den Negeru nie trauen kann, weil sie vom vielen Lügen fast selbst nicht wissen, wann sie lügen oder die Wahrheit reden, machte ich mich dennoch auf den Weg.

Ausnahmsweise hatten sie diesmal die Wahrheit gesagt. Uebel oder wohl mußte ich umkehren.

„Wann werde ich über den Fluß können?“ frug ich.

„In fünf oder sechs Tagen, falls der Regen aufhört,“ lautete die Antwort.

Zum Geier! Also noch fünf= oder sechsmal die schreckliche Wanzen= und Kuhplage! Nein, da wollte ich doch lieber diese Zeit in der französischen Station zubringen und das bessere Wetter dort abwarten.

Ohne weiters schlug ich den Weg ein nach dorthin.. Allein, schon nach zehn Minuten stand ich vor einer solchen Unmasse von Wasser, daß an ein weiteres Vorrücken nicht zu denken war. Beschämt kehrte ich nach dem grauenhaften Wanzendorfe zurück.

Den Tag über langweilte ich mich zum Sterben. Eine einzige Zerstreuung bot sich, es war die Schlußfeier einer Todtentrauer. Acht Tage vorher hatte man einen auf der Jagd verunglückten Jüngling begraben, um diesen handelte es sich. Die ganze Einwohnerschaft kam zusammen; dann ging ein ohrenbetäubendes Jammern, Heulen und Wehklagen los; fetischistische Ceremonien wurden vorgenommen, Reden gehalten, Ziegen und Hühner geopfert; dem Vater und der Mutter des Verstorbenen wurde der Kopf rasirt, und zum Schlusse begaben sich die Weiber in Prozession an den Fluß und warfen alles hinein, was dem Todten angehört hatte. Man bot auch mir von dem geopfertem Fleische an; weil aber das Opfern unter heidnischen Gebetsformeln geschehen und nebenbei mit dem Fleische nichts weniger als reinlich umgegangen worden war, schlug ich es ab.

Die folgende Nacht fiel nicht besser aus als die vorhergehende. Auch, als der Morgen graute, stand ich schon am Fluße, um zu sehen, ob das Wasser noch nicht abgenommen hätte. Auf dem Rückwege in das Dorf begegnete ich zwei Negern, welche an die Küste reisten.



„Es wird gehen,“ sagten sie. „Weiter oben haben wir einen Baum quer im Flusse liegen sehen, dort werden wir hinübersetzen.“

Das gefiel mir. Kommen diese hinüber, dachte ich, so werden auch wir hinüberkommen.

Meine Leute sträubten sich zuerst dagegen; als sie aber sahen, wie ich auf dem untergetauchten Baumstamme hingehend, glücklich das andere Ufer erreichte, da kamen auch sie mir nach. Es war kein trockenes Fädchen mehr an mir; aber was lag daran! Die Hauptsache für mich war, daß ich weiterreisen konnte.

Auch diesmal gingen wir den ganzen Tag im Wasser einher, stießen aber auf kein besonderes Hinderniß mehr, bis erst in der Nähe des Dorfes, wo wir übernachten sollten. Dort ward uns der Weg abermals durch einen hochangeschwollenen Bach versperrt.

Wir hielten Rath, was da zu thun wäre. Die Neger haben überhaupt nicht viel Wit; aber bei derlei Anlässen wissen sie sich immer zu helfen. Es lag auch hier ein halbverfaulter Baumstamm im Wasser, er reichte ungefähr bis in die Mitte des Baches. Da gingen nun meine Neger, schleppten, was sie an Aesten und sonstigen Holzstücken finden konnten, herbei und häuften dieselben bis zum Baume auf; binnen einer halben Stunde war der Uebergang fix und fertig. Freilich lag er vier bis fünf Fuß unter dem Wasserpiegel, dies war aber ohne Belang, denn die ganze Mannschaft setzte darüber mit Sack und Pack; nur ich nicht — ich war kurzweg hinübergeschwommen.

Der andere Tag war der schrecklichste meiner ganzen Reise. Ich hatte vor mir den sogenannten „Bory von Mkata“. Dieser Bory ist eine nach allen Richtungen hin unabsehbare Wüste, deren Einförmigkeit nur hin und wieder durch kleine Palmbüschel unterbrochen wird. Während der trockenen Jahreszeit ist daselbst kein Tröpfchen Wasser zu finden; regnet es aber, dann bleibt, weil der Boden lehmig und undurchdringlich ist, das Wasser stehen und werden die Pfade glitschig und fast ungangbar. Diesmal aber stieß ich nicht auf ein bißchen Regenwasser, sondern auf eine förmliche Ueberschwemmung. Von sechs Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends — die Zeit, die ich zum Uebersetzen brauchte — war ich alles in allem keine Viertelstunde außer dem Wasser. Meist ging es mir bis an die Knie, oft aber auch bis an den Gürtel. Schon am Morgen hatte der Himmel sich entwölkt; die Sonne glühte fürchterlich; so groß war die Hitze, daß ich den Lauf meiner Flinte nicht anrühren konnte, ohne mich zu brennen. Während ich nun mit dem Unterkörper in dem eiskalten Wasser stand, triefte ich infolge der Sonnenhitze und der Anstrengungen, die ich machen mußte um voranzukommen, vor Schweiß am Oberkörper.

Zum Frühstück hatte ich nichts als eine Tasse Thee mit etwas Zwieback genommen; um die Mittagsstunde war ich am Verschlachten. Ich lehnte mich an einen Baum — sitzen konnte ich nicht wegen des Wassers — und erwartete den Mann, welcher den Proviant trug. Mit einem Imbiß kehrten auch Kraft und Muth wieder.

Je weiter ich voranrückte, umso mehr schien die Wüste sich auszudehnen. Endlich gegen fünf Uhr Abends ge-

langte ich in die Nähe der Mfata. Dort traf ich zufällig mit dem Boten, welcher die Brieffschaften des Hn. Bloyet nach dem Usagara trug, zusammen; er hatte mehrere Zeitungen bei sich. So erschöpft und durchnäßt ich war, fiel mich doch die Lust an, eine Zeitung zu lesen. Ich setzte mich auf einen Holzklotz und entfaltete die letzte Nummer. — Ein Zeitungsleser an solchem Orte, unter solchen Umständen, das war ein Bild zum Abconterfeien! — Es war darin die Rede von Jules Ferry, von den Chinesen u. s. w.; als ich sah, daß man in Frankreich immer noch dieselbe gehässige Verfolgungspolitik betrieb, wie früher, da hatte ich genug; ich klappte das Blatt zu, gab es dem Boten zurück und marschirte weiter.

Ich hatte einen metertiefen Sumpf vor mir, dieser vertrieb mir auf einen Schlag alle politischen Grillen. Jenseits des Sumpfes angelangt, stand ich am Ufer des Mfatastromes und vor der berühmten Brücke gleichen Namens.

Der Erfinder der Hängebrücken in Europa glaubte sicherlich eine höchst seltsame Entdeckung gemacht zu haben; hätte er eine Rundreise durch Süd-Afrika unternommen, dann würde er anderer Meinung geworden sein. Hier gibt es Hängebrücken, vielleicht seitdem Neger im Lande sind. Freilich weisen sie die Pracht derer in Europa nicht auf; indessen sind sie im Wesentlichen nach demselben Plane verfertigt, es sind wahre Hängebrücken. Und kann man denselben nicht nachrühmen, daß sie fest und bequem seien, wie die europäischen, so zeichnen sie sich doch vortheilhaft vor diesen dadurch aus, daß sie schnell hergerichtet werden und spottwenig kosten. Einige starke Planen werden

über den Strom gespannt, auf beiden Ufern an Baumstämmen befestigt, eine Anzahl Knüppel quer darauf gebunden und die schwebende Brücke ist fertig. Zur größern Eleganz und Bequemlichkeit wird mitunter noch eine Lehne angebracht, d. h. zwei Fuß höher als die Brücke und ein bißchen seitwärts eine andere Plane gespannt, an der man sich beim Passiren mit der Hand halten kann. Diese Lehnen sind sehr tückisch; es kann leicht vorkommen, falls man sich zu fest darauf stützt, daß die Lehne zurückweicht, während dann die Brücke mit den Füßen in die entgegengesetzte Richtung gedrückt wird und der ungeschickte Passagier dazwischen durchfällt.

Eine derartige Brücke war die oben erwähnte Mtatabrücke; nur statt wie gewöhnlich zwei Fuß über dem Wasser zu schweben, lag sie jetzt zwei Fuß unter dem Wasser. Gleichviel, ich war froh, daß sie wenigstens noch da war, denn ich weiß nicht, wie ich ohne sie über den Strom gesetzt hätte. An das Hinüberschwimmen war diesmal angesichts der Unmasse der vorhandenen Krokodile nicht zu denken.

Der Uebergang war nicht ohne Gefahr; es bedurfte großer Vorsicht. Ich entledigte mich also vorläufig meiner Stiefel, meines Ueberziehers und alles dessen, was mir im Falle eines unfreiwilligen Bades hätte hinderlich sein können; sodann betrat ich das schwankende, unsichtbare Brückending. Da hieß es, bei jedem Schritte zuerst sorgfältig nach dem Querholz tasten, worauf der Fuß setzen sollte — ein wahrer Seiltanz! Auch wenn ich eine Stimme im Kapitel unseres Mutterhauses hätte, würde ich den Antrag stellen, daß alle für das südliche Afrika auserse-

henen Missionäre das Schwimmen und Seiltanzen lernen müßten. Mit diesen zwei Künsten würden sie sich aus mancher mißlichen Lage heraushelfen.

Glücklich hatten wir alle das entgegengesetzte Ufer erreicht und gelangten nun auch nach wenigen Minuten in das Dorf, welches ebenfalls Mkata heißt. Der Häuptling, ein herzguter Mensch im Uebrigen, verbringt seine Zeit im Bombé-Trinken. Als ich bei ihm vorsprach, war er sternhagelvoll. Da er aber auch im Rausche seine Gutmüthigkeit nicht verliert, empfing er mich mit nicht endenwollenden Freundschaftsäußerungen; und während er mit einer Hand seine lange Tabakspfeife hielt, von der er sich nimmer trennt, faßte er mich mit der andern am Arm und führte mich durch das ganze Dorf spazieren, nach einer Herberge suchend, welche des „Mzungu“ würdig wäre. Seine Wahl fiel absonderlich aus: da er vor Trunkenheit nicht mehr hell sah, wies er mir eine niedrige, schmutzige Bude an, welche gemeiniglich den Schafen und Ziegen als Stall diente. Als meine Reisegefährten dies sahen, schimpften sie das alte Dorfhaupt tüchtig aus:

„Wie! hältst du den Weißen für eine Ziege, daß du ihm ein solches Logis anbietest? Schnell gib ihm ein anderes, sonst paß auf!“

Nun wurde ich mit einem etwas bessern bedacht. Dasselbe befand sich in einer Hütte, welche aus drei vermittelst dünner Bambuswände unterschlagenen Abtheilungen bestand. In der einen Abtheilung logirten des Eigenthümers Weiber und Kinder; in einer andern waren seine Weissen; die mittlere fiel mir zu. Nun aber weiß



ich nicht von welcher Seite her, ob vom Familien- oder oder Geißenquartier, der größte Lärm und der ärgste Gestank zu mir hereindrang, denn beides gab es hochgradig hüben und drüben.

Zwei Tage und drei Nächte mußte ich in Mkata verweilen, indem wiederum ein anderer Strom, ohne Hängebrücke dieser, uns den Weg versperrte und das Dorf selbst zu drei Viertheilen von den Wassern eingeschlossen war. Diese drei Nächte wurde ich von einem solchen Schwarm von Moskiten bestürmt und geplagt, daß ich kein Auge voll schlafen konnte; und den Tag über langweilte ich mich, in Ermangelung eines Buches zum Lesen und jeder welcher andern Zerstreuung, fast zu Tode.

Hier begegnete ich einem Araber, der noch weit mehr in Verlegenheit war, wie ich, denn er hatte, der arme Kerl, sein ganzes Harem, sechs Weiber, mit auf die Reise genommen, und sein Proviant war am Ausgehen. Noch andere Reisende, welche auf dem nämlichen Wege begriffen waren, trafen in Mkata ein, so daß wir schließlich eine Karawane von zwanzig bis dreißig Mann bildeten, die der Weiterreise entgegenharrten.

Während der dritten Nacht fing das Wasser an sich zu setzen; am folgenden Morgen packten wir alle auf und beeilten uns aus dem peinvollen Ungezieferneft fortzukommen. Am obenerwähnten Strome angelangt, fanden wir denselben ebenfalls überbrückt. Hier waren die Aeste zweier links und rechts des Ufers stehenden, gegeneinander gekrümmten Bäume mittelst einer starken Liane zusammengebunden. Zwei Neger, welche Tags zuvor von der Küste gekommen, hatten das Kunstwerk fertiggestellt und

waren glücklich darüber geturnt. Für Reisende, welche wie wir, mit Gepäck beladen waren, war indeß dieser geniale Uebergang nicht praktisch; er war es noch viel weniger für arabische Damen; wir mußten einen andern herrichten. Die Männer gingen, hieben Nester von den Bäumen ab und zogen damit eine Art von Wehr durch den Strom. Sodann bildeten sie die Kette von einem Ufer zum andern und langten sich das Gepäck, welches vorläufig in kleinere Bündel zerlegt worden war, einer dem andern. Als letztes Gepäck wurden die sechs arabischen Weiber hinüber befördert. Der erste Neger faßte eine derselben, so gut es ging, reichte sie seinem Nachbar, dieser dem andern u. s. f.; dann kam die Reihe an die zweite, an die dritte, bis an die sechste. Die edlen Damen waren bald über dem Wasser, bald darin, bald darunter, je nachdem sie leichter oder schwerer waren und der sie in Empfang nehmende Träger über mehr oder weniger Geschicklichkeit und kräftige Sehnen verfügte. Ich stand am andern Ufer, schaute dem Spectakel zu und lachte halt, wie alle andern, recht herzlich. Nur die Damen lachten nicht; bei jeder neuen Eintauchung schrieen sie vor Schreck, daß die ganze Gegend davon gällte, und schämten sich, wenn sie auf der andern Seite angelangten, fast bis zu Thränen, sowohl ob der unfreiwilligen Bäder, als ob ihres übermäßigen Schreiens und des schadenfrohen Gelächters der unbarmherzigen Männerwelt.

An jenem Tag fanden wir weniger Wasser, weil der Boden schon allmählig gegen die ersten Ausläufer des Mtogorogebirges hin zu steigen begann. Meine Leute wollten sich das Vergnügen einer Giraffenjagd leisten,

waren aber nicht glücklich dabei; denn diese hochbeinigen und langhalsigen Bierfüßler gewahren den Jäger von weitem und wenn sie einmal Reißaus nehmen, so ist es verlorene Mühe, ihnen nachzusetzen.

Der andere Tag sollte der letzte meiner Abenteuer sein.

Der Himmel war schön und heiter; ich hoffte diesmal einen angenehmern Weg vor mir zu finden, als bisher; allein ich überzeugte mich bald vom Gegentheil.

Raum hatte ich das Dorf, wo ich übernachtet hatte, verlassen, fing das Hochgras an. Nach fünf Minuten war ich schon bis auf die Haut durchnäßt, und nach zwanzig Minuten war bereits eine solche Menge von Thau an mir herabgeträufelt, daß die Stiefel bis obenan voll Wasser waren. Statt dieselben ausziehen, was zum ersten sehr schwer und zum andern sehr langwierig gewesen wäre, zumal die Operation jede Viertelstunde vorgenommen werden mußte, legte ich mich einfach auf den Boden, hob ein Bein in die Höhe, dann das andere und ließ in dieser Positur die Wasserbehälter leerlaufen. Eine Lust war es zu sehen, welche Quantität Wassers jedesmal da herauskam.

Zu guter Letzt gesellte sich zum Thau auch noch der Regen, und es regnete stundenlang. Inzwischen gelangten wir an den Geringéré. Um hinüberzukommen mußten wir wiederum bis an den Hals durch das Wasser waten. Jetzt aber wurde ich durch die Lichtung des Waldes die Wohnungen unserer Mission gewahr. Dieser Anblick verlieh mir neuen Muth und neue Kraft, und die brauchte ich; denn wir hatten bis dorthin noch manche böje Meile Wegs zu machen.

Mrogoro liegt in einem Thale am Ufer eines Baches, welcher gewöhnlich nicht über zwei Fuß Wasser hat. Diesmal aber war es kein Bach mehr, sondern ein reißender Fluß, der weithin Feld und Gebüsch überschwemmt hatte. Ein Mann auf der andern Seite zeigte uns eine Stelle, wo man noch Grund fand. „Aber,“ bemerkte er, „hütet euch wohl nach rechts oder nach links zu weichen; denn auf beiden Seiten ist der Strom sehr tief.“

Einer meiner Träger, ein starker Neger von hohem Wuchs, machte sich erbötig, sämmtliches Gepäck hinüberzuschaffen. Er trug es in der That, Stück für Stück, daselbe mit allem Kraftaufwande über seinem Kopfe haltend — das Wasser ging ihm stellenweise bis an die Augen — an das andere Ufer. Meine übrigen Reisegefährten und ich zogen es vor hinüberzuschwimmen. Was den Araber und seine sechs Weiber betrifft, waren sie, ich weiß nicht wo, auf dem Wege zurückgeblieben.

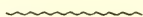
Nachdem wir uns noch eine gute Strecke durch Schlamm und Wasser hindurchgearbeitet hatten, erreichten wir endlich die Anhöhe von Mrogoro und bald darauf unser liebes Heim. Ich für meinen Theil sah aus, schmutzig wie ein Mohr, war hungrig wie ein Wolf und sterbensmüde. Im Uebrigen jedoch war mein Gesundheitszustand ein ausgezeichnete; weder während noch nach der Reise fühlte ich das geringste Fieber. Nach zwei Tagen Ruhe nahm ich meine gewöhnlichen Arbeiten wieder auf, wie wenn nichts geschehen wäre.“

Es ließe sich auch hier wiederum fragen, wie es möglich war, unter derartigen Umständen eine solche Reise

zu unternehmen. P. Gommenginger gibt selbst die Antwort:

„Ein Missionär kann nicht machen, wie er will; er muß machen, wie er kann. Hätte ich früher abreisen können, so würde ich es gethan haben; und was meine Rückkehr betrifft, so ließ meine Pflicht es mir nicht zu, dieselbe weiter hinauszuschieben. Ich hatte in Mrogoro einen jungen Pater zurückgelassen, der erst kürzlich aus Frankreich gekommen, noch nicht acclimatistirt und also der Gefahr ausgesetzt war, vom Fieber ergriffen zu werden; auch der Bruder war erst neulich angekommen und kränkelte. Deßhalb und noch aus anderen triftigen Gründen wollte und konnte ich nicht länger ausbleiben. Zudem hätte ich nichts gewonnen, wenn ich länger gewartet hätte; denn noch sechs Wochen dauerten die sündfluthartigen Regenströme und blieb das Land unter Wasser stehen. Hinsichtlich der Klugheit, so wiederhole ich, was ich schon früher einmal gesagt habe: Klug muß man sein, aber nicht übermäßig klug, sonst leistet man hierzuland nichts. Ein Klugheitskrämer würde sich heute durch die Sonne, morgen durch den Regen, übermorgen durch den Wind oder etwas anderes aufhalten lassen, und derweilen verginge die Zeit, ohne daß er etwas gethan hätte.

Wenn der Augenblick gekommen ist voranzugehen, dann voran und Gott befohlen! Das ist die Klugheitsregel des Missionärs; sie ist kurz, praktisch und genügt. Aus Erfahrung weiß ich, daß man damit überall durchkommt.“





## 17. Kapitel.

---

### Wiederaufbau der Mission von Mragoro. — Ihre Entwicklung. — Reise nach Kondoa.

---

Es galt, wie wir gesehen haben, die zum großen Theile niedergebrannte Mission wieder neu aufzubauen. P. Gommenginger machte sich an das Werk, entschlossen diesmal noch Besseres zu leisten als das erste Mal. „Die Arbeiten,“ sagte er, „werden etwas langsam voranschreiten; gilt gleich, ich halte daran, daß Alles fest und behaglich werde; ich will keine jener gepfuchten Buden, welche alle zwei oder drei Jahre einstürzen. Wenn Alles fertig ist, so soll es für lange fertig sein, damit die Missionäre, welche nach mir kommen werden, sich voll und ganz der Seelsorge widmen können und Wohnungen haben, die ihrer Gesundheit förderlich sind.“

Er begann damit, daß er eine Wasserleitung herrichtete. Der Bach läuft zwar ganz nahe an der Mission vorbei; da er aber zehn Meter tiefer liegt als diese, so mußte der Bedarf an Wasser jedesmal in Eimern herbeigeschleppt werden, eine Arbeit die außerordentlich umständlich, müh-

sam und zeitraubend war. P. Gommenginger ließ im Hofe der Mission einen großen Wasserbehälter graben und kanalisirte dann den Bach aus einer Entfernung von dreihundert sechzig Metern hinein. Es stand ihm auf dieser Strecke eine vierzig Meter dicke Felsenwand hindernd im Wege, allein er ruhte nicht, bis er dieselbe durchgebrochen hatte, was in Anbetracht der ihm zu Gebote stehenden schwachen Werkzeuge als eine Riesenleistung bezeichnet werden muß. Den Behälter versah er mit Rinnen, mittelst deren das Wasser nach Belieben abgelassen und zum Begießen der Gärten und Felder auf dem ganzen Plateau, später sogar zu Industriezwecken verworthen werden konnte. Daß es jetzt auch mit dem Anfertigen von Ziegeln und Backsteinen flotter ging, versteht sich von selbst.<sup>1)</sup>

Der erste Bau, der aufgeführt wurde, war die Kapelle. „Es ist nicht mehr wie billig,“ sagte P. Gommenginger, „daß wir die Wohnung Gottes in der Eucharistie zuerst aus den Trümmern aufrichten.“ Als die Kapelle im Rohbau fertig stand und es an die innere Ausstattung ging, machte er sich zum Bettler. Der liebenswürdige Herr hatte seine eigene Art zu betteln; wir lassen hier zwei seiner Briefe folgen; daraus wird man ersehen, wie delikats und doch zuversichtlich ungeniert er sich dabei zu benehmen wußte. — Beide Briefe sind an den Vorstand der Erzbruderschaft des hl. Joseph in Beauvais gerichtet; der erste lautet: <sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Brief vom 22. November 1885.

<sup>2)</sup> Le Messager de St. Joseph, 1886, S. 75.

„In unserer Trübsal und Noth waren Sie die Hand der göttlichen Vorsehung, welche sich helfend und rettend uns entgegenstreckte. Das Feuer, der Hunger, der Satan, Alles schien einen Augenblick sich gegen uns verschworen zu haben und den Ruin unserer Mission, welche einen so vielversprechenden Anfang gehabt hatte, herbeiführen zu wollen. Allein, der hl. Joseph, zu dem wir unsere Zuflucht nahmen, hielt unsere Gemüther aufrecht, daß wir nicht verzagten und sandte uns einen Trostengel in der Person unseres hochw. Hn. Bischofs und bald darauf Ihre Beisteuer. Danke, danke aus dem tiefsten Grunde meines Herzens Ihnen und allen Mitgliedern der Erzbilderschaft für Ihre Freigebigkeit und die Theilnahme, welche Sie an unseren harten Prüfungen genommen haben.

Wie würde ich mich unterfangen haben, Sie um Ihre Wohlthätigkeit anzufragen, da ich weiß, wie vielfach Sie von anderen Seiten in Anspruch genommen werden. Aber wie ich sehe, ist Ihre Güte ebenso ersfinderisch in ihren Mitteln als unerschöpflich in ihren Spenden; dies hat uns der hl. Joseph wieder einmal mehr gezeigt. — Lob und Dank sei ihm dafür!

Unsere Kapelle ist gegenwärtig wieder neu aufgebaut und, wie ich glaube und der hochw. Herr Bischof und P. Baur dafürhielten, gar nicht so übel ausgefallen. Indessen steht noch nichts als die Kapelle, ich meine den nackten Rohbau, und darin ein provisorischer Altar. Man hat mir bereits eine Herz-Jesu-Statue und eine Statue der Unbefleckten-Empfängniß angekündigt; es wird uns noch eine solche des hl. Joseph fehlen. Die Ehre uns diese zu verschaffen soll Ihnen vorbehalten bleiben. Wir

möchten jetzt unser kleines Gotteshaus so geschmackvoll ausschmücken als möglich. Ein niedliches Heiligthum wird uns selbst rühren und besonders guten Eindruck auf unsere Neger machen.

Es fehlen auch noch ein Altarkreuz, Lichtstöcke, Armleuchter, Blumensträuße und dergleichen Gegenstände. Was soll ich erst von unserer Sakristei sagen? Hier besonders ist das Inventar gleich gemacht: Kelch, Messgewänder, Alben, kurzum Alles zusammen hält in einem alten Reisekoffer. Vergebens suche ich an den Vorabenden der höheren Feste nach etwas besserem, immer wieder muß ich die alte Armuth herausholen; die Jahrestage mögen in gewöhnlichen oder fetten Lettern, in roth oder schwarz gedruckt sein, die Paramente bleiben dieselben. . .“

Der zweite Brief hat folgenden Wortlaut: <sup>1)</sup>

„Ich beginne mit der Hauptangelegenheit: es handelt sich um die Statuen. Die Muttergottes-Statue, ein Geschenk vom „Werke der Unbefleckten-Empfängniß für die Befehrung der heidnischen Frauen,“ steht bereits an Ort und Stelle und nimmt sich wunderschön aus in unserer armen Missionskapelle. Indeß, sie will nicht allein bleiben und erwartet, daß wir an ihrer Seite auch das Bild des göttlichen Herzens und das Bild ihres jungfräulichen Bräutigams aufstellen.

Zu diesem Zwecke wende ich mich an Sie, ohne Ihnen im Uebrigen lästig sein zu wollen. Ich meine so: Zur Zeit mache ich eine Sammlung von Insekten; sobald ich eine beträchtliche Anzahl beisammen haben werde,

---

<sup>1)</sup> Le Messager de St. Joseph, 1886, S. 215.

werde ich Ihnen dieselben schicken. Sie können sie dann an Liebhaber verkaufen und sich auf diese Weise für die Auslagen, welche wir Ihnen verursachen, entschädigen. Aber wohl verstanden, ich will durchaus, daß Sie sich entschädigen, umsomehr als ich weiß, wie viele Bittgesuche immerfort und von allen Seiten her an Sie gerichtet werden. Mir kostet es keine Mühe im Vorübergehen an einer Hecke einen Käfer zu fangen, aber Ihnen kostet es Mühe, Fünffrankenstücke zu collectiren, diese finden sich nicht an den Hecken.

Die größten und glänzendsten Insekten sind gewöhnlich die minderwerthigsten, weil jeder Reisende sie leicht gewahr wird und mitnimmt. Am werthvollsten in den Augen der Liebhaber sind die kleinsten und unansehnlichsten, indem diese sehr selten und noch fast gar nicht bekannt sind.

Was ich nun wünsche, ist 1. eine Statue des göttlichen Herzens Jesu, 2. eine Statue des hl. Joseph, beide ein Meter hoch und halbreich decorirt — so ist auch unser Mutter-Gottesbild. Im Voraus meinen verbindlichsten Dank für Alles, was Sie für unsere arme Mission von Mrogoro thun werden.

Was indeß einer Mission noch mehr nützt, als Statuen, Geld und Insekten, das sind die Gebete. Auch bin ich tief darüber gerührt, daß Sie am Sitze der Erzbruderschaft immerfort unser eingedenk bleiben. Ohne Zweifel haben Ihre Gebete viel beigetragen, mich inmitten unserer Prüfungen aufrecht zu erhalten. Mögen dieselben mir auch fernerhin zu Gut kommen und den Segen Gottes über unser Werk herabfließen!"



Das also war die Art und Weise, wie P. Gommenginger bettelte. Wer würde vor einem so manierlichen Bettler die Hand verschlossen halten? Bald wurde ihm dies, bald jenes zur Ausstattung seiner Kapelle gesandt; dann aber mußte er wieder ebenso fein zu danken, als er fein zu bitten gewußt hatte.

Nach der Kapelle kam die Reihe an die übrigen Bauten, Wohnhaus für die Patres und Brüder, Muhl für die Kinder, Stallungen, Scheune, Schuppen u. s. w. Bei all diesen Arbeiten versah P. Gommenginger nicht nur die Stelle des Architekten, sondern auch die des Handwerksmeisters, er selbst zeigte seinen unerfahrenen Gehilfen, wie sie ihre Arbeit machen sollten, und zimmerte, mauerte, schmiedete mit eigenen Händen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

„Ich begreife wahrhaftig nicht,“ sagte ihm oft sein jüngerer Amtsbruder, „wie Sie es aushalten können. Würde ein Arbeiter in Europa nur halb so viel thun, wie Sie, in sechs Monaten wäre er todt.“

Auch Reisende, welche ihn am Werke gesehen hatten, hinterbrachten dem P. Baur in Bagamoyo, daß er zu viel arbeite und sich vor Ueberanstrengung noch den Tod zuziehen werde. Allein auf alle Vorstellungen, welche ihm diesbezüglich gemacht wurden, erwiderte P. Gommenginger: <sup>1)</sup>

„Wenn man sich in einer Lage befindet, wie die meine, und das Personal nicht hinreichend ist, wo man oft allein, meistens zu zweien, selten zu dreien ist, dann geht es

---

<sup>1)</sup> Brief vom 13. November 1887.

nicht anders, man muß sich selbst ohne Rückhalt ins Zeug legen und bereit sein, Gesundheit und Leben hinzuopfern, gerade wie ein Vorposten in Gegenwart des Feindes. Die Zeit auszuruhen ist für mich noch lange nicht da.“

Seine Bauthätigkeit ließ ihn indeß keineswegs den Feldbau vernachlässigen. „Ich habe,“ schreibt er unterm 22. November 1885 an seinen Oheim, „bereits eine sehr große Anzahl von Obstbäumen gezüchtet, wozu ich den Samen aus Bagamoyo bezogen habe; die Gemüse gedeihen herrlich, die Kartoffeln u. a. lassen sich zu jeder Zeit setzen und brauchen kaum drei Monate um zur Reife zu gelangen, so daß wir das ganze Jahr hindurch neue holen können. Auch eine Kaffeeplantage habe ich angelegt. Wirklich mache ich Versuche mit der Vanille: geräth diese, dann hoffe ich damit allein in einigen Jahren alle Ausgaben unserer Mission bestreiten zu können. Da man für viel Geld in einen kleinen Raum verpacken kann, so werden die Transportkosten an die Küste verhältnißmäßig unbedeutend sein; während für andere Gegenstände der Transport manchmal höher zu stehen kommt, als die Waaren werth sind. Die Maulbeerbäume gerathen ebenfalls sehr gut; wenn ich dieselben einmal in genügender Anzahl vermehrt habe, dann werde ich eine Seidenraupenzucht anfangen.“

Wie Sie sehen, habe ich allerlei Pläne im Kopfe. Aber was machen? Jede Mission muß trachten, sich nach und nach selbst zu genügen; das Werk der Verbreitung des Glaubens wird anderweitig immer noch genug zu thun finden.

Unsere jungen Christenfamilien besitzen jetzt jede ein herrliches Feldgut, welches dieses Jahr seine erste Ernte abgegeben hat. Von nun an sind sie im Stande, sich selbst zu unterhalten, was für die Mission eine sehr große Entlastung ist.“

In einem andern Briefe meldet er: <sup>1)</sup>

„Unsere jungen Familien vermehren sich in erfreulicher Weise; sie haben zusammen schon ein ganzen Schwarm Kinder, welche sich lärmend und spielend herumtummeln. Auffallend ist es, wie anmuthig ihre Gesichtchen sind gegen jene der Heidentinder; da kann man so recht sehen, wie die Taufe sogar auf das Physische wirkt. Sie kommen, die lieben Kleinen, oft zu uns herüber; besonders gerne gehen sie zu dem andern Vater, der die Schlüssel der Obstkammer hat. Wir sind sie weniger anhänglich; Schuld daran mag sein mein finsternes Aussehen und mein wenig gepflegter Bart, aber die Hauptschuld liegt doch, wie ich glaube, an der Obstkammer.“

Sodann richtete P. Gommenginger sein Augenmerk auch wieder auf die Viehzucht; er schaffte sich neuerdings Hühner, Schweine, Schafe, Ziegen und dergleichen Nutzvieh an. Allein da kommt uns der alte, schon oben erwähnte Tiger wieder in den Sinn. Dieser und andere Raubthiere richteten dem guten Vater noch manchen bösen Spuck an.

Der Tiger also, der nämlich, welcher in einer Nacht die ganze Schafherde erwürgt hatte, setzte seine Raub-

---

<sup>1)</sup> Brief vom 13. November 1887.

züge gegen die Mission fort. Ein erstes Mal raffte er, in Ermangelung von etwas Besserm, die Hauskatze weg. Ein anderes Mal fand er nichts als eine Hyäne, welche, wie er, nach einem Schmause juckend, sich ebenfalls anschickte in die Mission einzudringen; diese verzehrte er an Ort und Stelle bis auf den Schwanz, den er allein übrig ließ. Später tödtete er wiederum zwei Ziegen und zwei Schafe, die einzigen, welche P. Gommenginger sich mittlerweile angeschafft hatte. Nun aber wurde ihm das Handwerk ein für allemal gelegt und jähnte er mit dem Tode seine vielfältigen Verbrechen. Auf welche Weise dies geschah, werden wir gleich nachher sehen.

Dieser Tiger war aber nicht der einzige, welcher der Mission räuberische Besuche abstattete; nach ihm kamen andere und thaten desgleichen. Auch Löwen setzten mitunter die Missionsbewohner in nicht geringen Schrecken. Einst sahen sich die Patres eine halbe Nacht von einem solchen auf ihrem Schlafzimmer belagert. Weh ihnen, wenn Thüre und Läden nicht festgeschlossen und widerstandsfähig gewesen wären! Tags lassen sich diese Bestien selten blicken; meist Nachts verlassen sie ihre Höhlen und gehen sie auf Raub aus.

„Aber gleichviel,“ sagt P. Gommenginger, <sup>1)</sup> „ob bei Tag oder bei Nacht, keine fünfzig Schritte wollte ich mich von der Mission wagen, ohne eine Flinte oder einen Revolver bei mir zu haben; nur zu oft heißt es: „Da ist ein Mann von einem Löwen fortgeschleppt, dort einer von einem Tiger erwürgt worden.“ Eine Zeit lang

---

<sup>1)</sup> Brief vom 13. Juli 1887.

hatte ich diese Vorsichtsmaßregel außer Acht gelassen; als ich nun lezthin den Wald durchstreifte, um mich nach Bauholz umzusehen, da sprang ungeahnt einige Schritte von mir ein Raubthier auf, ob ein Tiger oder ein Wildschwein, weiß ich nicht, denn es verschwand sofort im Dickicht. Wenn es mich aber angefallen hätte! Dieser Gedanke machte mich zittern und ich faßte den festen Vorsatz nie wieder unbewaffnet auszugehen.

Und doch muß ich sagen, daß die Löwen und Tiger uns in anderer Hinsicht sehr große Dienste leisten. Ohne sie würde das andere schädliche Gethier, wie z. B. die Wildschweine, sich dermaßen vermehren, daß der Feldbau geradezu unmöglich werden würde. Darum darf man ihnen denn doch nicht allzu gram werden, wenn sie bisweilen auch eine Ziege oder ein Schaf wegrauben.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß wir Löwen oder Tiger großziehen wollen; vielmehr thun wir alles Mögliche, um auch diese auszurotten.

Das beste Mittel hiefür wäre die Flinte; allein es ist rathsam, sich deren nur im Falle eines unvorgeesehenen Angriffes zu bedienen; denn würde der Schuß fehlschlagen, nicht fehlen würde die Bestie den Jäger. Lezthin war ich daran dieses Mittel anzuwenden, aber ohne Gefahr für meine Person. Einer unserer Knaben arbeitete im Garten; plötzlich stößt er auf einen enormen Tiger, der dort ruhig seine Zieste hielt. Des Knaben halber störte sich dieser nicht, als er aber mich mit einem „Chassepot“ kommen sah, da hielt er es für gerathen, das Weite zu suchen; einen Augenblick später hätte ich ihn todt niedergestreckt.



Die Neger haben ihre eigene Art die Raubthiere zu tödten; entweder machen sie tiefe Gruben, welche sie an der Oberfläche mit Buschwerk verdecken und unbemerkbar machen, oder umspannen das Gebüsch mit einem starken aus Baobabrinde geflochtenen Netze; dann treiben sie unter fürchterlichem Lärmen und Brüllen das Wild dagegen, und was davon in die Grube stürzt oder sich im Netze, welches so gestellt wird, daß es von oben her über das Wild zurückfällt, verwickelt, das stechen sie mit ihren Lanzen nieder.

Wir Europäer wenden lieber die Flintenfallen an. Bekanntlich fressen die Löwen und Tiger nur Fleisch von Thieren, welche sie selbst getödtet haben; findet man nun ein solches Thier oder auch nur Ueberreste davon, dann darf man sicher sein, daß die Bestien die folgende Nacht wieder kommen werden, um sich daran zu regaliren. Man befestigt also am selben Orte eine oder zwei mit Kugeln geladene Flinten, legt das Fleisch vor den Lauf, verbindet es mittelst eines Drahtes mit der gespannten Hahnfeder und entfernt sich. Sobald nun der Löwe oder Tiger das Fleisch wegnehmen will, zieht er den Hahn zu und schießt sich selbst die Kugel in den Leib. Auf diese Weise habe ich den alten Tiger erlegt, der meine Schafheerde vernichtet hatte.

Indessen ist und bleibt das probateste Mittel das Vergiften durch Strichnin; ein bis zwei Gramm genügen, um den gewaltigsten Löwen niederzustrecken. Am letzten Josephsfeste habe ich einen Tiger mittelst Strichnin erlegt und erst vor drei Wochen wieder einen andern. Dieser letztere hatte uns am selben Tage ein Schaf, und einem

Neger in der Nachbarschaft drei Ziegen erwürgt. Als der Hirt den Alarm schlug, ließ ich den Tiger, der sich mit einer Ziege im Rachen auf und davon machte, durch drei Männer verfolgen. Auf seiner Flucht und trotz mehrerer tiefen und steilen Schluchten, über welche er setzen mußte, schleppte er die Ziege noch einen Kilometer weit, dann ließ er sie fallen. Sofort vergiftete ich ein Stück derselben und band es mit Draht an einen Baum fest — am andern Morgen lag der Tiger todt auf der Stätte.

Es ist unglaublich, wie frech so ein Tiger ist; befindet sich zufällig einer in unserer Nähe, so braucht die Herde sich kaum blicken zu lassen, fällt er schon über sie her. Zum Glück habe ich jetzt einen tüchtigen Hirten, einen vierzehnjährigen Knaben. Er fürchtet sich nicht, der verwegene Junge, vor einem Tiger; sieht er einen kommen, so schreit er aus Leibeskräften, eilt auf ihn zu und prügelt ihn durch. Schon mehr denn einmal hat er die grimmige Bestie genöthigt, ihre Beute fahren zu lassen und den Rückzug einzuschlagen. Allein der Tiger bleibt in der Nähe, kommt den folgenden Tag wieder und fährt fort, sich auf Kosten der Herde zu erhalten, bis es einem gelingt, ihn zu erlegen.“

Da wir von Raubthieren sprechen, dürfen wir eine andere Gattung von gefährlichen Thieren nicht unerwähnt lassen, welche ebenfalls in der Umgegend von Mrogoro heimisch sind, wir meinen die Scorpione. P. Gommenger wurde gerade um diese Zeit von einem solchen gestochen.

„Man unterscheidet,“ sagt er,<sup>1)</sup> „dreierlei Scorpione, die großen, die mittleren und die kleinen. Ihrer Gestalt nach gleichen sie alle so ziemlich dem Krebse, mit dem Unterschiede, daß ihr Schwanz mehr rund als breit ist, und nicht fächerartig sondern in einen spitzen Stachel ausgeht, welcher ihnen als Schutzwaffe dient und durch den sie ihr Gift ausspritzen. Die sogenannten großen Scorpione sind etwas größer als die gewöhnlichen Krebse und der Farbe nach ganz schwarz oder schwarz mit weißen Streifen. Wer von einem solchen gestochen wird, ist unrettbar verloren. Die mittleren — von einem solchen bin ich gestochen worden — sind graubraun und von der Größe eines kleinen Fingers; die kleinen sind ebenfalls graubraun, ihr Stich ist, wiewohl gefährlich, doch nicht gerade tödtlich. Etwas dürfte unseren Naturkundigern noch unbekannt sein, nämlich, daß der Scorpion als Sinnbild des Selbstmordes dienen könnte. Nehmet einen solchen, erzürnet ihn; er wird zuerst suchen zu entfliehen, merkt er aber, daß er nicht entkommen kann, dann krümmt er seinen Schwanz, sticht sich seinen eigenen Stachel in die Brust und verendet.“

\* \* \*

Wie nach der materiellen Seite, so befestigte und entwickelte sich die Mission von Mrogoro auch nach der geistig-religiösen Seite hin, wiewohl es hier unvergleichlich größere Schwierigkeiten zu überwinden gab.

P. Gommenginger wußte durch seine Arbeiten, seinen edlen Charakter, und sein leutseliges Wesen den Negern

---

<sup>1)</sup> Brief vom 13. Juli 1887.

der Umgegend immer mehr Achtung zu gebieten und Vertrauen einzuflößen. Diese hatten zuerst seinen Kunstsinu und seinen Muth bewundert; allmählig traten sie ihm näher, einige frugen ihn um Rath in ihren Anliegen, andere wählten ihn zum Schiedsrichter in ihren Zwistigkeiten, und am Ende hielt ihn die ganze Gegend gleichsam für ihren Oberhäuptling. Einer seiner größten Bewunderer und aufrichtigsten Freunde war jener Gomera geworden, der sich anfänglich so sehr seiner Ansiedlung widersezt hatte. Sterbend krank ließ er noch durch einen seiner Söhne P. Gommenginger bitten, er möchte doch in den Eingeweiden eines Huhnes nachschauen, welche Wendung seine Krankheit nehmen würde! Es war zu spät. Nach seinem Tode wurde, wie immer, der Herenmeister consultirt und bei ihm angefragt, wer wohl Gomera's Tod möchte verschuldet haben. Dieser bezeichnete ohne weiters als die Schuldigen, dessen Vater und dessen Frau, welche denn auch beide nach landesüblicher Sitte lebendig verbrannt wurden.

Was aber P. Gommenginger die Herzen vollends gewann, das war seine Hinopferung gelegentlich der Blatternpest, welche im Jahre 1886 das ganze Land verheerte. Die Blattern herrschen zwar oft in jener Gegend, gemeiniglich werden sie durch die Karawanen, welche aus dem Innern von den großen Seen kommen, eingeschleppt; aber noch nie hatten sie so furchtbar grassirt wie diesmal.

„Welch ein Jammer, welch ein Elend unter diesen armen Leuten!“ schreibt er.<sup>1)</sup> „Der Neger ist von Natur

---

1) Le Messager de St. Joseph, 1886, S. 246.

aus unvorsichtig; so lange er etwas zu nagen hat, ißt, trinkt und tanzt er, ohne sich um den folgenden Tag zu bekümmern. Wie ehemals, so war es auch heuer. Und als man alles aufgezehrt und mit dem Tanzen aufgehört hatte, da kam die grausame Pest, während die Ernte erst nach einigen Monaten zur Reife kommen sollte.

Auf meinen Besuchen fand ich die Kranken auf dem Boden liegen, fast nackt, ohne Arznei, ohne Nahrung, vershmachtend vor Hunger und vor Schmerz. Sie klagten nicht — denn ein Neger mag noch so sehr leiden, wehklagen thut er nie — aber überall war es die gleiche Bitte:

„Biwana, Achakula! Meister, gib mir zu essen; sieh, mein Bauch ist leer und ich habe nichts mehr zum Kochen als Gras!“

Reich sind wir Missionäre nicht, aber wie sollte einem beim Anblicke solchen Elendes das Herz nicht gerührt werden? Ich gab also und gab, was ich nur aufbringen konnte. Zum Glück blieben die Unserigen von der Pest verschont!“

Von da an rückten viele Negerfamilien der Mission näher, versuchten aber nicht, P. Gommenginger vorerst um die Erlaubniß dazu anzugehen. Allmählig bildeten sich ganz neue Dörflein um die Mission herum. Die guten Leute fingen an einzusehen, daß die Nachbarschaft der Patres ihnen nur zum Nutzen gereichen würde, sowohl im Falle von Krankheit als auch im Falle von räuberischen Ueberfällen. Was insbesondere diesen letztern Punkt betrifft, hatten sie schon mehr denn einmal die Erfahrung gemacht, daß P. Gommenginger gegebenenfalls nicht späste, und



daß eine Sklavenjäger- oder Räuberbande sich sobald nicht in das Missionsgebiet hereinwagen würde.

„Diese Ansiedlung der Neger,“ bemerkt P. Gommenginger,<sup>1)</sup> „hatte auch in anderer Hinsicht ihre großen Vortheile; sie erleichterte unsern Verkehr mit denselben und machte unser Apostolat wirksamer. Wenn die Dörfer klein sind und weit von einander liegen, dann ist die Pastoration sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich. Will man bei den Eingeborenen etwas ausrichten, ihnen religiöse Begriffe einprägen, sie von ihrem scheußlichen Aberglauben abbringen, dann muß man sie tagtäglich besuchen. Nun ist aber dies hierorts unmöglich, so lange nicht fünf oder sechs Missionäre sich ausschließlich der Seelsorge hingeben können.

In Bagamoyo ist beständig ein Vater auf der Reise, freilich unter dem Vorwande die Kranken ärztlich zu behandeln, denn dort sind die Neger arabisch und infolgedessen unempfänglich für das Christenthum; aber gleichviel, er tauft die sterbenden Kinder, kauft andere frei, hebt die erschöpften Karawanenträger, welche man unbarmherzig auf dem Wege zu Tod verichmachten läßt, auf, verbringt sie in die Mission, wo sie gepflegt und ebenfalls getauft werden, ehe sie sterben.

In den Missionen des Innern läßt sich dies anfangs nicht machen, zum ersten weil das Personal meist zu geringzählig ist, zum andern weil die materiellen Gründungsarbeiten zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Erst wenn diese fertig sind, kann man ernstlich daran denken,

---

<sup>1)</sup> Brief vom 13. Juli 1887.

sein Apostolat auszudehnen. Ich sage nicht, daß man im Anfange gar nichts in diesem Sinne thut, ich meine nur, daß man nicht so viel thun kann, als man möchte.

Das vorzüglichste Mittel, um Erfolge zu erzielen, das erste auch wofür man sorgt, sind die Schulen. Nur ist es außerordentlich schwer dieselben zu rekrutiren, zumal die Neger den praktischen Nutzen einer Schulbildung gar nicht einsehen. Verstehen es ihre Jungen den Boden ein wenig zu bebauen, eine Hütte zu machen und Jägerei zu treiben, dann haben sie nach ihrer Ansicht Kenntnisse übergenug. Aber selbst gesagt, die Eltern wollten ihre Kinder zur Schule schicken, wenn diese nicht miteinander verstanden sind und lieber den ganzen Tag und das ganze Jahr als echte Wildfänge durch Büsch und Busch, über Stock und Stein springen, dann werden sie die Schulbildung wieder nicht genießen; denn die Eltern haben nicht die geringste Autorität über ihre Kinder, die kleinen Trostköpfe machen, was sie wollen. Gehet nun, unter solchen Umständen ernstlich eine Schule rekrutiren! Wir thun unser Mögliches, allein bislang ist das Resultat noch immer kein sehr erfreuliches.

Hier ein Beispiel von den Vorurtheilen, welchen man bisweilen begegnet: Als lezthin der hochw. Herr Bischof da war, kam Kingo, der Bruder der Königin Simba-Muene und Häuptling von Mrogoro, ihm einen Besuch abzustatten. Der Gnädige Herr benutzte diese Gelegenheit, um ihm zuzusprechen, daß er seine Kinder in die Missionschule schicken sollte. Kingo hörte aufmerksam den beredten Worten seiner bischöflichen Gnaden zu, und

als hochdieselben fertig hatten, da brach er in ein gellendes Gelächter aus:

„Nein, nein,“ rief er, „meine Kinder werdet ihr nicht bekommen. Ich kann nicht lesen und wenn meine Kinder lesen lernten, dann würden sie mich verachten und sagen: „Unser Vater ist ein Dummkopf!“

Diese Bemerkung fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf die Beredsamkeit des hochw. Herrn. Räsommiren läßt sich mit solchen Leuten nicht; wenn sie sich einmal eine fixe Idee in den Kopf gesetzt haben, dann wäre es vergebliche Mühe, sie davon abzubringen. Und doch ist Kingo unstreitig der vernünftigste Mensch der ganzen Gegend. Nur allmählig und mit großer Geduld werden wir bessere Erfolge zu verzeichnen haben.“<sup>1)</sup>

An Geduld und Ausdauer ließ P. Gommenginger es nicht fehlen, und die gehofften Erfolge blieben nicht aus. Ein russischer Reisender, der sieben Jahre im Innern Afrika's zugebracht hatte, kam nach Mrogoro.

„Auf meinen Wanderungen,“ sagte er zu P. Gommenginger, „habe ich alle Missionen besucht, die katholischen wie die protestantischen, aber, in aller Aufrichtigkeit gesagt, keine einzige habe ich angetroffen, welche mit der ihrigen könnte verglichen werden.“

Und in Bagamoyo sagte derselbe zu deutschen Offizieren in Gegenwart der Patres:

„Sie geben vor, Afrika civilisiren zu wollen? Nun, so gehen Sie nach Mrogoro, dort werden Sie lernen, wie Sie sich hierbei benehmen müssen.“<sup>2)</sup>

---

1) u. 2) Briefe vom 13. Juli und 6. Februar 1887.

Dr. Karl Peters schreibt in seinem Buche „Die deutsche Emin-Pascha Expedition: „Urogoro ist die schönste aller Stationen, welche ich kennen gelernt habe. Sie ist wirklich ein Muster für das deutsch-ostafrikanische Gebiet.“ <sup>1)</sup>

Ein anderer protestantischer Reisende machte P. Gommenginger ebenfalls die Bemerkung:

„Ich habe alle protestantischen Missionen des ganzen Landes besucht; allein, wenn man Ihre Missionen sieht, so muß man doch eingestehen, daß Sie allein das Fach verstehen. Bei Ihnen ist Alles praktisch und dem Charakter der Völker angepaßt, welche Sie christianisiren wollen.“

„Alle Reisenden sehen das ein, alle sprechen den katholischen Missionen dasselbe Lob und alle verwundern sich in gleichem Maße, daß die katholischen Missionäre mit ihren geringen Mitteln so Großartiges leisten, während die protestantischen, welche Geld im Ueberfluß haben, fast nichts zu Stande bringen. Die meisten aus ihnen verstehen eben nicht, welcher Beweggrund den katholischen Missionär aneifert und welches himmlische Ideal ihm vor Augen schwebt. Sie wissen auch nicht, an welcher geheimnißvollen Quelle er seine Kraft und seinen Opfergeist schöpft. Aber das begreifen und loben alle, daß der katholische Missionär nicht durch die Welt spaziert mit einer Frau an einem Arme und einer Bibel unter dem andern. Diese zwei Dinge passen nun einmal nicht zusammen; entweder muß man die Frau lassen und die Bibel behalten, oder die Bibel wegwerfen und die Frau behalten. Zu diesem letztern entschließen sich denn auch

---

<sup>1)</sup> München und Leipzig, R. Oldenburg, Seite 528.

die meisten Prädicanten; sie verwenden viel mehr Zeit, die Unpäßlichkeiten ihrer Frau zu pflegen, als Seelen für Gott zu gewinnen.“<sup>1)</sup>

\* \* \*

Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es so, inmitten seiner aufreibenden Arbeiten wußte P. Gommenginger noch Zeit zu finden zum Studiren. Diesbezüglich schrieb er an seinen Oheim folgende beherzigenswerthe Zeilen:<sup>2)</sup>

„Unser hochw. Herr Bischof bekommt selbstverständlich sein bischen Geld nicht, um uns Missionären Bibliotheken, auch nicht in bescheidenem Umfange, anzuschaffen. Da habe ich aber ein Mittel gefunden, mir eine solche auf anderm Wege zu erwerben. Hier gibt es seltene und von den Liebhabern sehr gesuchte Insekten, diese fange ich oder lasse sie fangen, wo man sie eben findet, auf Bäumen, Hecken und Blumen, lege sie in Alkohol, dörre sie und schicke sie dann nach Europa. Aus dem Erlöse, der uns frei zur Verfügung steht, lasse ich durch unsern Procurator in Paris Bücher kaufen. Erst kürzlich hat er mir wieder die Kirchengeschichte von Rohrbacher und eine Heiligenlegende gesandt.

Sie werden vielleicht meine Büchersucht etwas absonderlich finden, zumal die anderweitigen Bedürfnisse unserer Mission noch sehr groß sind. Mein erstes Insektengeld habe ich, wie billig, für unsere Kapelle verwendet; diese

---

<sup>1)</sup> Brief vom 6. Februar 1887.

<sup>2)</sup> Brief vom 14. Januar 1888.



hat bereits mehr als das Nothdürftige. Nun aber bin ich der Ansicht, soviel ich mich auf Menschen und Missionen verstehe, daß nach der Kapelle in erster Reihe für eine Bibliothek gesorgt werden muß. Schicken Sie einen jungen Pater in die Missionen, ohne ihm das eine oder andere Buch zur Verfügung zu stellen; nach einigen Jahren wird er zum Erröthen dumm geworden sein. Und bliebe er im Uebrigen ein für Neger noch so tüchtiger Missionär, so wäre das noch lange keine Entschuldigung für ihn, wenn er seine Kenntnisse unter das Niveau, über welchem jedwelcher Priester stehen muß, herabsinken ließe. Zudem gibt es Tage, wo das schlechte Wetter einen auf das Zimmer verweist oder die Last der Einsamkeit einen niederdrückt; kein besseres Mittel dann, um sich zu erholen und aufzumuntern, als eine gute, interessante Lektüre.“

Wir wollen dieses Kapitel nicht schließen, ohne P. Gommenginger's Reise nach Kondoa <sup>1)</sup> noch kurz zu erwähnen.

Es war im December 1885. Da kam plötzlich ein Bote von dort, meldend, daß sein Bruder, P. August, in Todesgefahr schwebte. In der That, P. August — der inzwischen die neue Mission von Kondoa übernommen hatte — war auf einer Pastoralreise von einer giftigen Schlange gebissen worden. Sofort fiel ihn eine Art von Wuth an, welche ihm zwar nicht das ganze

---

<sup>1)</sup> Kondoa (ober Gondos), früher Besitz des Internationalen Afrikavereins, wurde von diesem im Mai 1885 um 4000 M. der Congregation vom hl. Geiste überlassen. Diese Station ist eine Filiale von La-Longa, wovon sie nur 2 Stunden entfernt ist.

Bewußtsein nahm, aber, wie er selbst sagte, ihn in eine solche Aufregung versetzte, daß, würde er eine Waffe bei sich gehabt haben, er den ersten besten Menschen, der ihm begegnet wäre, ermordet hätte. In diesem Zustande kehrte er in die drei Viertelstunden entfernte Mission zurück. Bruder Gaëtan, der ihn begleitet hatte und bewaffnet war, folgte ihm in einem ziemlich weiten Abstände, aus Furcht der arme Pater möchte sich an ihm vergreifen. Daheim nahmen die Wuthanfälle wechselweise ab und zu. Br. Gaëtan braunte dem Kranken die verwundete Stelle mit Pulver aus und gab ihm recht energische Medicamente einzunehmen. Inzwischen suchte er alle Ecken und Winkel aus, um Bretter zum Anfertigen eines Sarges zu sammeln; allein er fand keine, kurz zuvor hatte man alle aufgebraucht, um einen solchen für den verstorbenen P. Riou zu verfertigen. Wäre P. August gestorben, dann hätte Br. Gaëtan keine andere Wahl gehabt, als ihn einfach in ein Tuch einzuhüllen und so in das Grab hinabzusetzen.

„Diese meine Reise nach Rondona,“ schreibt P. Gommenginger, <sup>1)</sup> „gestaltete sich zu einer wahren Marter, denn nicht nur war ich durch den Gedanken an den vielleicht rettungslosen Zustand meines Bruders gequält, es waren auch die Wege und das Wetter mehr als abscheulich; auf der Hin- und der Rückreise ging ich oft im Wasser bis über die Schultern und im Schlamm und Morast immerfort. Auf dem Hinwege hätte mir das Schlimmste passiren können: Während ich mich an einer

---

<sup>1)</sup> Le Messenger de St. Joseph, 1886, S. 247.

gewissen Stelle, in Gedanken vertieft, durch den kniehohen Roth hindurcharbeitete, stieß ich plötzlich auf zwei Löwen, merkte sie aber erst, als ich nur noch einige Schritte von ihnen war. Hätte der Blitz neben mir eingeschlagen, ich wäre nicht mehr vor Schrecken zusammengefahren. Einen Augenblick starrten wir einander an. Werden sie kommen, werden sie mich überfallen? Ich hatte nichts, um mich zu vertheidigen, als meinen Wanderstab. Doch nein! Sie thaten besser; sie kehrten um und jagten davon. Ziemlich lange sah ich sie in mächtigen Sätzen durch das Hochgras eilen; endlich verschwanden sie in der Ferne. Wahrscheinlich waren die Wüstenherrschaften auf einer Jagdpartie begriffen, denn ich gewahrte in nicht weiter Entfernung zwei prächtige Giraffen, welche gemüthlich die Bäume abblättern. Neben einem solchen Leckerbissen, konnte ich, magerer Missionär, natürlich nicht in Betracht kommen, und das war meine Rettung.“

Der gute Vater hatte die Freude seinen Bruder auf dem Wege der Besserung anzutreffen und ihn bald wieder vollkommen genesen zu sehen.

„Daß P. August davon kam,“ bemerkt er, „ist gleichsam ein Wunder, und mehr den Gebeten zuzuschreiben, welche für ihn an den hl. Joseph gerichtet wurden, als den kräftigen Arzneien, welche Br. Gaëtan ihm verabreichte.“

P. Gommenginger machte um jene Zeit noch mehrere andere Reisen, so u. a. nach Tunungo,<sup>1)</sup> nach Va-

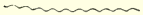
---

<sup>1)</sup> Die Mission von Tunungo, im Ufami, wurde gegründet im Jahre 1884.

Longa,<sup>1)</sup> nach Sima. Wir wollen nicht weiter darüber berichten, nennen sie aber, weil wir darin neue Beweise von seiner wahrhaft außerordentlichen Thätigkeit erblicken.

---

<sup>1)</sup> Die Station La-Longa (am Eingange des La-Longa-Thales) wurde von P. August Gommenginger im Jahre 1887 angelegt.



## 18. Kapitel.

---

### P. Gommenginger und die politischen Vorgänge in Banguebar.

---

Wenige Monate nachdem die deutsche Flagge in Kamerun und Angra Pequena gehißt worden, machten sich als Commissäre der Anfangs 1883 gegründeten „Gesellschaft für deutsche Colonisation“ die Herrn Dr. Karl Peters, Referendar Dr. Zühlke und Joachim Graf Pfeil auf den Weg, um ihr Glück in Ost-Afrika zu versuchen. Von Saadani aus, gegenüber der Insel Zanzibar, wandten sie sich, dem Wamiflusse folgend, dem Nguru-Berglande zu. In unglaublich kurzer Zeit, im November und December 1884, gelang es Dr. Peters mit zehn angeblich unabhängigen Häuptlingen zwölf Verträge abzuschließen und so das ansehnliche Gebiet von etwa 118 Quadratmeilen der deutschen Gesellschaft „für ewige Zeiten“ zu erwerben. Dieses Besitzthum umfaßt die Gebiete von Ufigova, das Bergland Nguru, wo die Missionsstationen Mhonda und Mrogoro liegen, Ujagara und Ukami.



Schon am 27. Februar 1885 wurde das bezeichnete Gebiet durch kaiserlichen Schutzbrief unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches gestellt. Sofort hatte der Generalconsul von Zanzibar, Hofrath Rohlfz, diese kaiserliche Entscheidung den Vertretern der europäischen Mächte mitzutheilen und wurde Dr. Karl Fühlke mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in dem also erworbenen Gebiete betraut. Gleichzeitig bildete die Gesellschaft für deutsche Colonisation eine eigene, völlig selbstständige „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft,“ deren Präsident Dr. Peters wurde.

Neue Erwerbungen folgten dieser ersten in Ostafrika auf dem Fuße, zunächst „Deutsch-Wituland“. Bereits 1867 hatte der Sultan dieses Gebietes, Achmed Zimba, dem Sultan von Zanzibar gegenüber um den Schutz der preussischen Regierung gebeten. Am 8. April 1885 verkaufte er dem Afrikareisenden, Clemens Denhardt, etwa 20—25 deutsche Quadratmeilen seines Landes mit allen ihm zustehenden Hoheitsrechten und erneuerte seinen Wunsch, unter den mächtigen Schutz des deutschen Kaisers zu kommen. Am 27. Mai wurde dieses Anerbieten des Sultans von Witu „vorbehaltlich der Rechte Dritter“ vom auswärtigen Amte angenommen.

Der Sultan von Zanzibar, Seyid Bargajch, sah aber diesen Verträgen über Ländereien, welche er als Theile seines Reiches betrachtete, nicht gleichgiltig zu. Mit Waffengewalt wollte er zunächst den Sultan von Witu zur Verantwortung ziehen. Auch gegen den Ankauf der Ländereien von Usagara, Nguru u. s. w. und gegen das deutsche Protectorat über diese Gebiete, welches der „Reichsanzeiger“ vom 3. März 1885 veröffentlicht

hatte, erhob der Sultan Seyid Bargasch bereits am 27. April Einsprache. Allein der Reichskanzler wies diese Proteste, als einer rechtlichen Grundlage entbehrend, zurück und schickte zur Geltendmachung der deutschen Ansprüche Kriegsschiffe auf den Platz. Am 7. August erschien das deutsche Geschwader, 9 Schiffe stark, vor Zanzibar, und schon am 13. August sah sich der Sultan gezwungen, die Oberhoheit des Deutschen Reiches über das Wituland, sowohl als über die Gebiete von Ujagara, Nguru u. s. w. bedingungslos anzuerkennen.<sup>1)</sup>

„Leider!“ so klagt P. Gommenginger,<sup>2)</sup> „benahm sich unsere deutsche Schiffsmannschaft der Bevölkerung gegenüber derart, daß um ein wenig ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen wäre. Nicht nur nahmen die Matrosen auf dem Markte was ihnen gefiel, ohne zu bezahlen, sondern es erfrechten sich sogar einige, in die Wohnungen einzudringen und den häuslichen Herd zu schänden. Nun sind aber, was diesen letztern Punkt betrifft, die Araber außerordentlich empfindlich. Auf die entrüsteten, von allen Seiten an ihn gerichteten Klagen konnte der Sultan nur antworten: „Was wollt ihr, daß ich thue! Sie sind die stärksten. Haltet eure Häuser geschlossen, verriegelt sie!“

Von Zanzibar segelte das deutsche Geschwader nach Süden und bemächtigte sich des Hafens von Dar-es-Salam. Ein gewisser Leutnant Schmidt hatte daselbst im Namen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die 400—500

---

<sup>1)</sup> Cfr. „Kath. Missionen“ 1889, N. 1 und P. Le Roy, « Sur Terre et sur l'Eau, » S. 102 u. ffg.

<sup>2)</sup> Brief vom 22. November 1885.

Quadratmeilen große Landschaft Ujaramo erworben. Dieses Gebiet wurde aber vorläufig noch nicht unter den Schutz des Deutschen Reiches genommen, weil vorher die Grenzen des Sultanats Zanzibar durch eine internationale Commission, an welcher sich Deutschland, England und Frankreich betheiligten, festgestellt werden sollten.

Während die internationalen Commissäre die Rechte des Sultans untersuchten, fuhren die Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ohne Bedenken fort, immer neue Länderstrecken zu erwerben. Nicht weniger als 18 größere Expeditionen wurden allein in den Jahren 1885 und 1886 unternommen: im Süden bis an die Grenze des portugiesischen Gebietes, im Norden bis an den Nyanza, in das Hochgebirg des Kilima-Ndscharo bis ins Gebiet der Gallas und längs der Somaliküste.

„Wahre Annexionsreisen,“ sagte ein daran betheiligter Deutscher zu P. Gommenginger.<sup>1)</sup> Man besucht die verschiedenen Häuptlinge, gewinnt sie mittelst einiger Geschenke, legt ihnen ein in Bereitschaft gehaltenes Vertragsformular vor, heißt sie ein Kreuzchen als Unterschrift darunter setzen und — Deutschland hat eine neue Provinz erworben! Eine Comödie! Mit unseren Verträgen wird es derart ernst und aufrichtig genommen, daß die Häuptlinge sich nicht einmal getrauen ihren Völkern Kenntniß davon zu geben und das entscheidende Kreuzchen anders als bei verschlossenen Thüren anzusetzen.“

Und so wurden sowohl im Innern als an der Küste eine ganze Reihe größerer und kleinerer Gebiete angekauft.

---

<sup>1)</sup> Brief vom 22. November 1885.

Ende 1886 zählte die Gesellschaft bereits 13 Stationen, von denen wir nur die folgenden nennen: in Zanzipar und in Bagamoyo waren Depots gegründet; in Usagara bestanden die Stationen Simaberg und Kiora; in Usaramo am Ringaniflusse die Stationen Dunda, Madimola und Usaungala; in Usambara am Panganiflusse die Stationen Korogwe und Masi; in Usigova die Station Petershöhe u.

Die meisten dieser Stationen hatten schon bedeutende Grundstücke für Plantagenbau urbar gemacht, so beispielsweise Dunda 170 Morgen, auf denen täglich 50—60 Arbeiter beschäftigt wurden, solide Wohnhäuser, Magazine, Stallungen aufgeführt, einen bedeutenden Viehstand angeschafft. Angebaut wurde namentlich Reis, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak, letzterer gedieh in vorzüglicher Qualität.

Verhehlen dürfen wir indeß nicht, daß es auch bittere Enttäuschungen gab. Die Gesellschaft hatte das Hectar Land in Usagara zu 1 Mark feilgeboten. Es fanden sich Käufer; sie unternahmen die kostspielige Reise nach der besagten Gegend, allein was fanden sie? Boden, freilich, aber durch wen den Boden bebauen lassen? Und, der Boden einmal bebaut, wohin in Ermangelung jeglicher Straße und jeglicher Eisenbahn mit den Erzeugnissen? Das von einigen Gesellschaftsbeamten begonnene System die ersten besten Neger mit der Peitsche zur Arbeit und zum Waarentransport zu zwingen, konnte selbstverständlich auf die Dauer nicht weitergeführt werden.

Ein Berliner hatte für nicht weniger als 16000 Mark Land gekauft.

„Er kam,“ schreibt P. Gommenginger,<sup>1)</sup> „voller Freude bei uns in Mrogoro durch. Zehn Tage später kehrte er wieder bei uns ein:

„Ich bin ruinirt,“ sagte er jetzt verzweifelt, „ich glaubte ein gutes Geschäft gemacht zu haben, nun sehe ich, daß man uns getäuscht hat. Den größten Theil meines Vermögens habe ich schon früher eingebüßt, jetzt ist auch noch der letzte Rest dahin. Beeile ich mich nicht heimzukehren, dann bleibt mir nicht einmal das nöthige Geld für die Rückfahrt übrig.“

Die internationale Commission, d. h. England und Deutschland — Frankreich hatte sich inzwischen zurückgezogen — brachten die Grenzregulirung des Reiches von Zanzibar im Laufe von 1886 zu Ende. Das Protokoll wurde am 29. October vom Grafen Hatzfeldt, am 1. November von Lord Jddesleigh unterzeichnet und am 30. December vom „Reichsanzeiger“ veröffentlicht.

Dieser Vertrag bestätigte dem Sultan von Zanzibar die Souveränität über die Inseln Zanzibar und Pemba und die kleinern Eilande im Umkreise von zwölf Seemeilen von diesen beiden Inseln; ferner über die Inseln Mafia und Lamu. Auf dem Festlande wurde der Besitz des Sultans gewaltig eingeschränkt. Die neue Grenzregulirung gab ihm nur einen Küstenraum von zehn Seemeilen zwischen den Mündungen des Mingani im Süden und des Osi im Norden, nebst Ripini und Rau an der Südgrenze des Witulandes. Nördlich von Wituland gehören dem Sultan nur mehr die Somalischen Küsten-

---

<sup>1)</sup> Brief vom 22. November 1885.



plätze von Kismanu, Barawa, Merka und Mogdishu mit einem Landreise von zehn Seemeilen und der Hafen von Warscheik mit einem Landreise von fünf Seemeilen.

So war nun das ganze ungeheure Gebiet von der also geschaffenen Westgrenze Zanzibars bis an die Ostgrenze des Kongostaates als vom Sultan unabhängig erklärt, und Deutschland und England beeilten sich, dasselbe unter sich zu theilen, beziehungsweise sich für künftige Erwerbungen in demselben freie Hand zuzusichern. Im Artikel 3 des Vertrages wird die Scheidelinie der beiderseitigen Interessensphären bezeichnet: dieselbe geht von Banga aus, durch den Dyipe-See, über den Fluß Lumi, am nördlichen Abhang des Kilima-Ndscharogebirges vorbei, und von da geradewegs an das nördliche Ufer des Victoria-Nyanza-Sees. Das Gebiet nördlich dieser Linie nahmen die Engländer, das südliche Gebiet die Deutschen.

Dabei ließ man es nicht bewenden.

Am 1. November 1886 gründeten englische Staats- und Handelsleute, unter der Leitung Sir W. Mackinnon's, eine Gesellschaft mit fünfzig Millionen Mark Kapital, welche mit allen oberherrschaftlichen Rechten der britischen Regierung versehen, alsbald unter der Firma « Imperial british East African Compagny » die Leitung der Geschäfte übernahm.

Am 24. Mai 1887 traf dieselbe Gesellschaft ein Abkommen mit dem Sultan von Zanzibar, der ihr seinerseits für fünfzig Jahre das Recht übertrug, in seinem Namen und unter seiner Flagge, das ihm in der englischen Zone zuerkannte Küstenland zu verwalten. Seither

hat die nämliche Compagnie auf gleichem Wege auch noch die Insel Samu und alle somalischen Häfen an sich gezogen.

Vertragsmäßig steht ihr das Recht zu, Geld zu schlagen, Gesetze zu machen, Steuern zu erheben, die öffentliche Gewalt zu organisiren, die Schifffahrt zu regeln, die Richter zu ernennen, sowie Verträge mit den Eingeborenen des Inlandes abzuschließen. Desgleichen hat sie die Nugnießung aller öffentlichen Gebäude, der Festungen und des gesammten staatlichen Grundeigenthums. Ferner ist sie befugt, die Häfen zu verwalten und — vorbehaltlich der durch frühere Verträge verbrieften Rechte Dritter — die Zölle festzusetzen und einzuziehen, unter der Bedingung dem Sultan den vollen Ertrag der bisher geltenden Tarife und fünfzig Procent der neuen Tarife abzugeben. Ueberdies hat die Gesellschaft das ausschließliche Privileg Grund und Boden zu verkaufen oder in Pacht zu geben, die Bergwerke und Waldungen auszubeuten, Straßen, Kanäle und Eisenbahnen anzulegen, und behält dieselbe sich vor, den Import verschiedener Waaren, als Waffen, Kriegsmunitionen, Spirituosen und dgl. zu verbieten.

Die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ erwarb sich ungefähr die nämlichen Gerechtsame wie die englische. Der Sultan Seyid-Chalifa übertrug ihr, laut Vertrag vom 28. April 1888, die Verwaltung seines ganzen in deutscher Zone gelegenen Küstengebietes und verpflichtete sich sogar selbst dafür zu sorgen, daß die Verwaltung vom 16. August an wirklich den Angestellten der Gesellschaft übergeben werde.

Nun aber traten beide Gesellschaften ihre Verwaltung auf eine grundverschiedene Art und Weise an.

Der Vertreter der englischen Gesellschaft, Georg Makenzie, ein Mann der fünfzehn Jahre in Persien zugebracht hatte und den Charakter der Orientalen, der sich ja überall gleicht, durch und durch kannte, kam Ende September 1888 nach Zanzibar, ließ sich vom Sultan alle möglichen Empfehlungen ausstellen und durchwanderte dann unter des Sultans Flagge die Küste von Vanga bis Lamu. „Er komme,“ sagte er, „gerufen von seiner Hoheit dem Sultan, um den darniederliegenden Handel wieder in Schwung zu bringen und den geschäftslosen Häfen von Mombasa, Malindi, kurz, dem ganzen Lande und allen seinen Bewohnern aufs neue zum Wohlstand zu verhelfen.“ Von einer neuen Flagge, von Taxen, Verordnungen, Verschiebungen in dem Beamtenpersonal oder sonst einer Neuerung ließ er kein Sterbenswörtchen fallen. Dagegen spendete er Geschenke den Wali (Gouverneuren), Geschenke den obersten Beamten, Geschenke den einflußreichsten Persönlichkeiten, und alles rief: „Es lebe Makenzie!“

Nachdem also die leitenden Kreise gewonnen waren, begann Buchanan, ein alter ebenso taktvoller als erfahrener Afrikaner, in Mombasa die Installationsarbeiten der Gesellschaft, während andere Männer wie Jackson, Pigoth, Smith u. a. m. den Ukamba, sowie die Gegenden am Kavirondo, am Sabaki und am Tana auskundschafteten und mit den Häuptlingen Freundschaftsverträge abschlossen.

Dank diesem klugen Vorgehen und diesem freundlichen Entgegenkommen blieb der Friede in der englischen Zone ungestört und stehen dort die Straßen in das Innere den Trägern der Civilisation allenthalben frei und offen.

Ganz anders benahmen sich unsere Deutschen. Am 16. August, dem zur Uebernahme der Verwaltung festgesetzten Termine, entsandte die deutsche Gesellschaft europäische Beamte nach jedem wichtigen Küstenplatze, nach Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salam, Kiloa-Kivinje, Vindi und Mifindani. Diese forderten die früheren arabischen Beamten auf, die Verwaltungsgebäude zu räumen, kündigten der Landesbevölkerung feierlich und „schneidig“ den neuen Stand der Dinge an, hißten allwärts ihre Fahne an Stelle jener des Sultans, sprachen von ihren Gesetzen, von ihrer Polizei, von ihren Richtern, von ihren Steuern und Zöllen, kurz, von ihrer Absicht alles Bestehende umzustossen und abzuändern.

Die Bevölkerung sah diesen unerwarteten und schroffen Umwälzungen eine Zeit lang verwundert, erstaunt und verblüfft zu. Das „schneidige“ Auftreten der neuen Herrscher ärgerte sie, reizte sie. Als nun noch einige unserer Deutschen, wie Veist, Peters und Consorten, sich bis zu jenen Excessen, zu jenen Schand- und Gewaltthaten verstiegen, deren grauenhaftes Echo bis zu uns herübergedrungen, und welche trotz der Verurtheilung der Verbrecher durch die heimischen Gerichte unsern deutschen Namen in jenem Welttheile verfluchen ließen und vielleicht für immer verhaßt gemacht haben, dann brach die Wuth der Eingeborenen aus. In Tanga, in Pangani, in Kiloa, in Vindi, allüberall wo Deutsche waren, wurden dieselben

angegriffen, niedergemordet oder vertrieben. Bis hinein an die Binnenseen erhob sich Alles zum Widerstande, zum Kampfe.

„Jeder Mensch, jedes Volk,“ bemerkt P. Gommenginger, „mag es noch so verkommen sein, bewahrt einen Rest von Ehr- und Rechtsgefühl in sich, dem man nicht zu nahe treten darf. Es will sogar scheinen, daß, je abgestumpfter dasselbe ist und je mehr es über sich ergehen läßt, bis es sich gekränkt und verletzt findet, um so raser und grausamer es dann Menschen und Völker macht. Dies war hier der Fall. Man mag die ostafrikanischen Neger Auführer und Rebellen heißen, so lange man will, sie waren es nicht. Sie thaten nur, was jedes andere Volk, was wir alle an ihrer Stelle würden gethan haben, sie kämpften für ihre Freiheit, ihre Ehre und ihr Recht!“

„Und doch,“ so schreibt P. Le Roy unter dem 9. Mai 1889 aus Zanzibar, <sup>1)</sup> „hätte, wie man hier meint, dieser bedauerliche Krieg so leicht vermieden werden können! Was verlangen die Häuptlinge? Sie wollen ihre Vorrechte bewahren, einige Durchgangs- und Einfuhrzölle, welche ihnen von den Arabern willig eingeräumt worden waren; sie wollen nach ihren Gebräuchen und Gesetzen leben ohne Steuern und unter der Flagge des Sultans. Konnte man den Leuten von Pangani, Bagamoyo, Kiloa u. s. w. nicht dieselben Zugeständnisse machen, welche die Engländer den Eingeborenen von Mombasa machten? Später, wenn man etwas für das Land gethan hätte,

---

<sup>1)</sup> Kath. Miss. 1889. S. 196.



wenn man Straßen und Brücken gebaut, Brunnen gegraben hätte, wenn man den Handel gehoben und die eingeborenen Häuptlinge nach und nach dem Einflusse des Islams entzogen und so sich eine feste Stellung erobert hätte — dann wäre es an der Zeit gewesen, die Verträge abzuändern, die Sklaverei Schritt für Schritt zu unterdrücken, dem Kindermord und dem Kannibalismus zu steuern. Dann wären auch für das Christenthum die herrlichsten Eroberungen zu hoffen gewesen. . .“

Bezeichnend ist es, daß während der ganzen Dauer des Krieges die Missionäre und ihre Missionen, namentlich die katholischen, mit Ausnahme der bayrischen, deren Schicksal wir später erzählen werden, weder von den Arabern noch von den Negern in irgend einer Weise belästigt oder angefeindet wurden.

„Gleich bei Ausbruch der Feindseligkeiten,“ sagt P. Gommenginger, <sup>1)</sup> „ließen die Anführer der Eingeborenen Weisungen an sämtliche Stämme, ja selbst an die räuberischen Horden des Binnenlandes ergehen mit dem nachdrücklichen Verbote den Missionären, ihren Angehörigen, Schützlingen und Anstalten irgendwelches Leid anzuthun. Einer derselben schrieb uns:

„Seien Sie nur ohne Sorgen! Sollte der Krieg Jahre lang dauern, nie wird Ihnen von unserer Seite etwas Leids zugefügt werden. Sie und Ihre Karawanen werden frei und unbehelligt einherwandern können, wann und wo es Ihnen nur immer beliebt wird.“

---

<sup>1)</sup> Brief vom 30. December 1888.

„Auch Buschiri, der Oberbefehlshaber der Aufständischen, verbot seinen Kriegerern unter Todesstrafe die Missionäre zu fränken. Mehrmals kam es vor, daß Personen, welche sich in die Mission von Bagamoyo geflüchtet hatten, ermordet oder als Kriegsgefangene weggeschleppt wurden, wenn sie sich ins Feld begaben, um zu arbeiten oder Nahrungsmittel zu holen. P. Baur beschwerte sich hierüber bei Buschiri. Dieser sprach ihm sofort sein aufrichtiges Bedauern aus und gab ihm an, er solle künftighin seinen Schülern, wenn sie auf das Feld zu gehen hätten, ein gewisses Zeichen mitgeben, woran man erkennen könne, daß sie zur Mission gehören, und Niemand werde sie mehr belästigen; nur sollten sie sich hüten, Waffen bei sich zu tragen. Von da an brauchten unsere Missionsangehörigen nur noch einen Rosenkranz oder ein Skapulier vorzuweisen und man ließ sie ruhig ein- und ausgehen.“

P. Gommenginger erzählt weiter: <sup>1)</sup>

„P. Horne war vom hochw. Herrn Bischof nach Mrogoro beordert worden. Am vierten Tage lagerte er mit seiner Karawane unter fürchterlichem Regen in einem Walde. Plötzlich wird er von einer Bande Aufständischer überfallen:

„Das ist der dritte Tag, daß wir dich suchen,“ fuhren sie ihn an. „Wer bist du? Wo kommst du her? Bist du ein Deutscher?“

„Nein!“ antwortete P. Horne — er meinte, kein Deutscher in ihrem Sinne, d. h. keiner von jenen, die

---

<sup>1)</sup> Brief vom 30. December 1888.

gekommen waren, um sie zu bekriegen, denn ein geborener Deutscher war er thatsächlich<sup>1)</sup> — „ich bin einer jener Patres aus Bagamoyo, welche den Schwarzen so viel Gutes thun, und gehe zu meinen Brüdern nach Mrogoro.“

„Gut!“ erwiderten sie, „den „Padiri“ thun wir nichts Leids, diese haben wir gerne, ihr seid unsere Freunde. Wärest du ein Deutscher gewesen, dann hätten wir dir den Kopf abgehauen und deine ganze Habe mitgenommen, denn hiezu sind wir von unseren Häuptlingen ausgesandt worden.“

„Ein anderer Pater sollte sich nach La-Vonga begeben, wo P. August todtkrank darniederlag. Jenseits des Kinyani versperrte ihm ein Häuptling den Weg:

„Ich bin,“ sagte er, „ein Freund der Missionäre und als solcher darf ich dich nicht weiter vorrücken lassen, indem ich bestimmt weiß, daß die Wadoë dich ermorden würden, denn die Wadoë haben jetzt allen Weißen ohne Unterschied den Tod geschworen.“

Der Pater kehrte um, schlug einen andern Weg nach La-Vonga ein und der Häuptling gab ihm eine Schutztruppe mit, welche den Leuten sagen sollte, daß der „Weiße Pater“ kein Deutscher wäre.“<sup>2)</sup>

Folgendes charakterisirt die Lage noch deutlicher:

„Ich habe,“ schreibt P. Gommenginger,<sup>3)</sup> „einen Brief des Anführers der Aufständischen am Pangani an den englischen Consul in Zanzibar vor mir liegen; derselbe

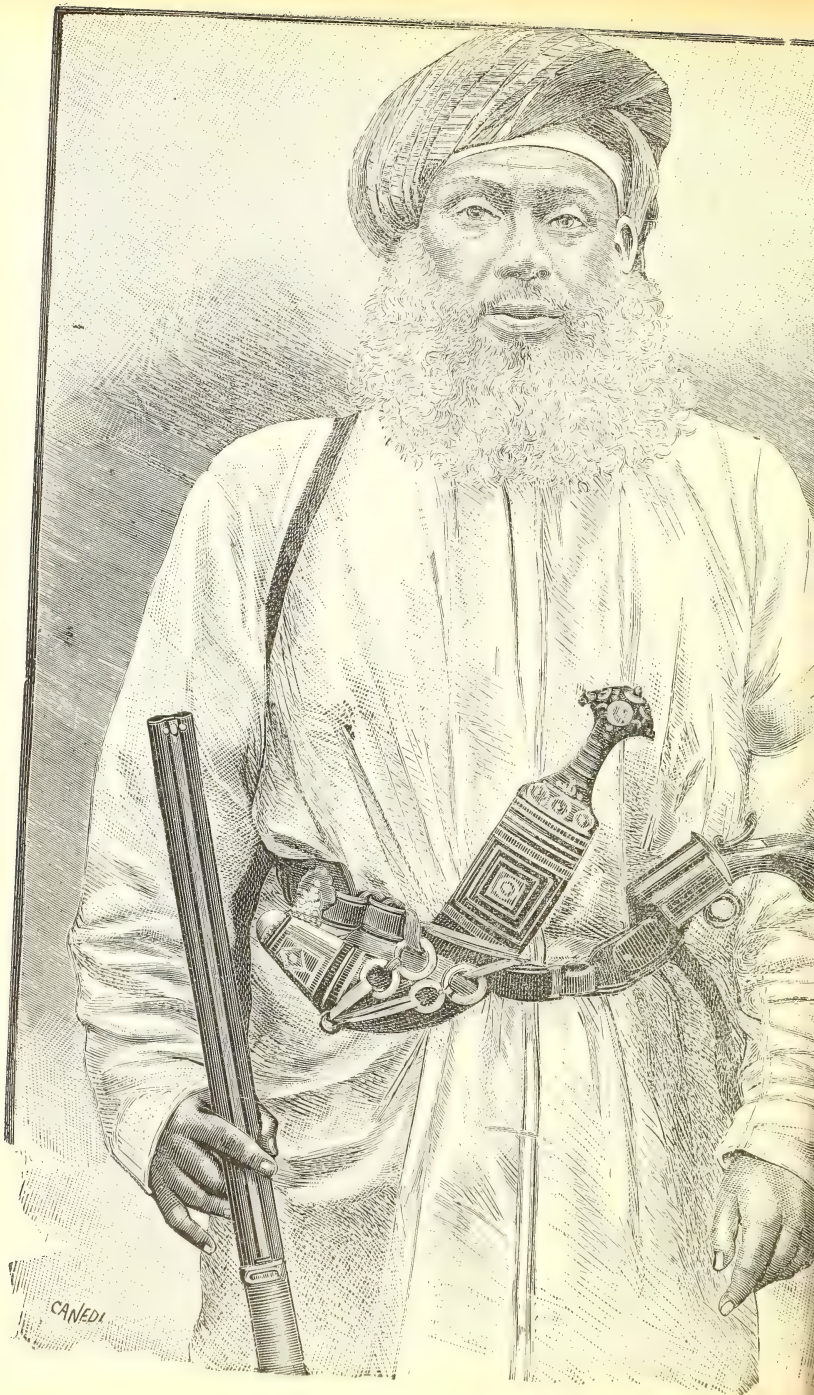
---

1) Er stammte aus Nassau.

2) Brief vom 17. October 1888.

3) Brief vom 30. December 1888.





Der Häuptling Buschiri (Seite 312).



schließt mit den Worten: „Mögen also die britischen Staatsangehörigen, ob aus Europa oder aus Indien, sich nur beruhigen; mit ihnen haben wir nie eine Schwierigkeit gehabt. Nur die Deutschen bekämpfen wir, weil diese unser Land wegrauben wollen.“

Auch Buschiri bezeugte dem P. Baur: „Gegen die Engländer und Franzosen haben wir nichts, nur die Deutschen greifen wir an. Wir wollen nicht, daß sie an dieser Küste bleiben. Mögen sie nach Zanzibar gehen und von dort aus ihre Zollverwaltung ausüben; allein, in den Hafenorten der Küste werden wir nur arabische oder indische Beamte dulden.“

Es ist also klar: die Eingeborenen waren lediglich gegen die Deutschen aufgebracht, nur diese wollten sie aus dem Lande vertrieben wissen.

\* \* \*

Unsere Deutschen, sagten wir oben, waren beim ersten Vorstoß der Aufständischen allüberall niedergemordet oder vertrieben worden. Bloß in Dar-es-Salam und in Bagamoyo konnten sie sich behaupten. An letzterm Orte verschanzten sie sich mit Hilfe der Soldaten des Sultans in dem Gebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und vertheidigten sich tapfer, während die drei vor Anker liegenden Kriegsschiffe Granaten in die Stadt warfen und ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhielten. Eine große Anzahl Hütten gingen in Flammen auf und viele Einwohner wurden getödtet oder verwundet. Nach einem dreistündigen Kampfe mußten die Aufständischen vor zwei oder drei Ab-

theilungen Marinesoldaten, welche die Landung erzwungen hatten, zurückweichen.

Von da an wuchs die Zahl der Aufständischen mit jedem Tage; die Umgegend von Bagamoyo wimmelte von ihnen. Sie zeigten sich bald da, bald dort, wiederholten ihre Angriffe gegen das deutsche Zollgebäude und wichen jedesmal wieder, wenn die Granaten der Kriegsschiffe über sie hereinfielen.

Die Stadt Bagamoyo, sonst so volkreich, sah nun bald ganz verödet aus. Die Indier und Araber waren mit ihren Handelswaaren nach Zanzibar geflohen. kaum ein halbes Hundert armer Leute sah man noch auf den Straßen umherirren. Die meisten hatten sich auf das Missionsterrain geflüchtet und dort Hütten aufgeschlagen. Trotz der Einladung der Deutschen wagten sie es nicht, in die Stadt zurückzukehren; sie fühlten sich unter dem Schutze der „Padiri“ sicherer als unter dem der deutschen Kanonen.

Inzwischen kam Buschiri.

Buschiri war der arabische Wali oder Vorsteher, der den Aufstand in Pangani geleitet hatte. Er wurde die eigentliche Seele des Widerstandes gegen die deutsche Besitzergreifung, welcher Widerstand denn auch erst mit seinem Tode aufhören sollte.

„Buschiri ben Salam,“ sagt P. Baur,<sup>1)</sup> der oft mit ihm verkehrte und gemeiniglich den Vermittler zwischen ihm und den Deutschen machte, „ist ein Araber von nicht ganz reinem Blute; er ist klein, untersezt und weiß den

---

<sup>1)</sup> Rath. Miss. 1889. S. 63.

Ausdruck großer Energie mit einer freundlichen Miene zu verbinden. Als er mich das erste Mal empfing, war er mit einem Revolver und einer schönen Büchse bewaffnet. Sein Anzug war gewählt und ziemlich reich. Nach der Gewohnheit mohammedanischer Führer hatte er seine Frauen in seinem Gefolge; ich sah etwa 30 in dem Vorzimmer des Saales, in welchem ich empfangen wurde.“

Von Pangani war Buschiri längs des Ufers südwärts gezogen und hatte sich unterwegs durch zahlreiche Schaaren von Eingeborenen verstärkt. Am meisten rechnete er auf die Häuptlinge von Bagamoyo, die mit ihren Truppen auf dem linken Ufer des Ringani lagerten. Seine eigenen Streitkräfte bestanden aus 700 Schnellfeuergewehren verschiedener Kalibers mit dazu passenden Patronen, und aus mehreren Kanonen, die er entweder von den Europäern oder vom Sultan erhalten hatte. Alle Neger, die ihm folgten, waren bewaffnet und hatten für 4 bis 5 Jahre Munitionen im Borrath. Dies wäre freilich keine sehr große Macht gewesen; was Buschiri's eigentliche Stärke ausmachte, war der Umstand, daß ganz Ost- und Centralafrika zu ihm hielt und gemeinsame Sache mit ihm machte.

Die Deutschen waren von seinem Marsche unterrichtet und steuerten mit ihren Schiffen längs der Küste, um ihn zu überfallen. Ein Kanonenschuß, der von dem Mangrovenwalde des Ufers aus abgefeuert wurde, verrieth ihnen seine Gegenwart. Sofort beschossen sie den Strand, bewerkstelligten dann eine Landung und streckten eine bedeutende Anzahl Krieger des Buschiri nieder. Dieser

Kampf fand bei Winde statt, einem kleinen Hafen nördlich von Bagamoyo, der schon vorher bombardirt worden war.

Trotzdem gelang es Buschiri, wie schon gesagt, seinen Zug auf Bagamoyo auszuführen. Seine Truppen besetzten die Stadt und plünderten sie. Drei Tage darauf, am 7. December, eröffnete er den Angriff auf die noch immer in ihrem Hause verschanzten Deutschen. Als ihm aber unerwartet eine Abtheilung gelandeter Marinesoldaten in den Rücken fiel und gleichzeitig die Schiffe auf der Rhede Granaten schweren Kalibers gegen seine Truppen schossen, da verließ er den Kampfplatz und flüchtete sich über den Ringani. Dort schlug er, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, sein Hauptquartier auf, während die Häuptlinge von Bagamoyo ihr Lager auf dem linken Ufer beibehielten.

Die Deutschen waren zu schwach, daß sie ihm hätten nachsetzen können. In Ermangelung genügender Mannschaften mußten sie sich einstweilen noch auf die Defensiv beschränken.

Während dieser Zeit verstärkte sich Buschiri mit den Negern der umliegenden Stämme und seine Banden zogen aus, die schutzlosen Uferorte zu plündern, die Felder zu verheeren, die Karawanen zu berauben und Sklaven einzufangen.

Infolgedessen scharten sich immer mehr Flüchtlinge um die Mission von Bagamoyo, da sie dieselbe als ihre einzige Zufluchtsstätte betrachteten.

„Gegenwärtig,“ schreibt P. Gommenginger am 30. December 1888, „lagern über 7000 Menschen, verwundete Soldaten, Neger aus allen Stämmen, Männer,

Weiber und Kinder um unsere Mission herum. Sie liegen gedrängt aufeinander und ihr Elend ist unbeschreiblich. Früher arbeiteten die Leute, welche sich auf unser Gebiet geflüchtet haben, den Tag über auf dem Felde; jetzt aber wagt sich Niemand mehr hinaus, die Felder stehen leer und bleiben brach liegen. Die nächste Folge hievon wird eine grausame Hungersnoth sein. Vorige Woche brannten zum weitem Unglück die Nothhütten, welche unsere Flüchtlinge aus Cocosblättern hergerichtet hatten, allesammt nieder. Noch mehr! Da man sich keine besondere Mühe gegeben, die in den letzten Kämpfen um Bagamoyo Gefallenen zu begraben, da unter den Trümmern der Häuser, welche von Granaten zusammengeschossen wurden, noch eine Anzahl unbestatteter Leichen liegen und bereits von einigen Stellen aus entsetzlicher Modergeruch sich verbreitet, da überdies die Regenzeit bevorsteht, so ist zu befürchten, daß, neben der Hungersnoth, es auch noch ansteckende Krankheiten, vielleicht gar eine Pest geben wird.

Jede Woche geht unser Boot nach Zanzibar, um Nahrungsmittel herbeizuholen. Die europäischen und muslimännischen Handelsleute und die Indier haben auf Anregung des P. Acker bereits eine Subscription eröffnet, um uns zu Hülfe zu kommen; <sup>1)</sup> auch die protestantischen Missionäre von Zanzibar, und die Offiziere sämmtlicher im Hafen stationirenden Schiffe haben uns eine Beisteuer gesandt. Allein, und das muß festgenagelt werden, noch

---

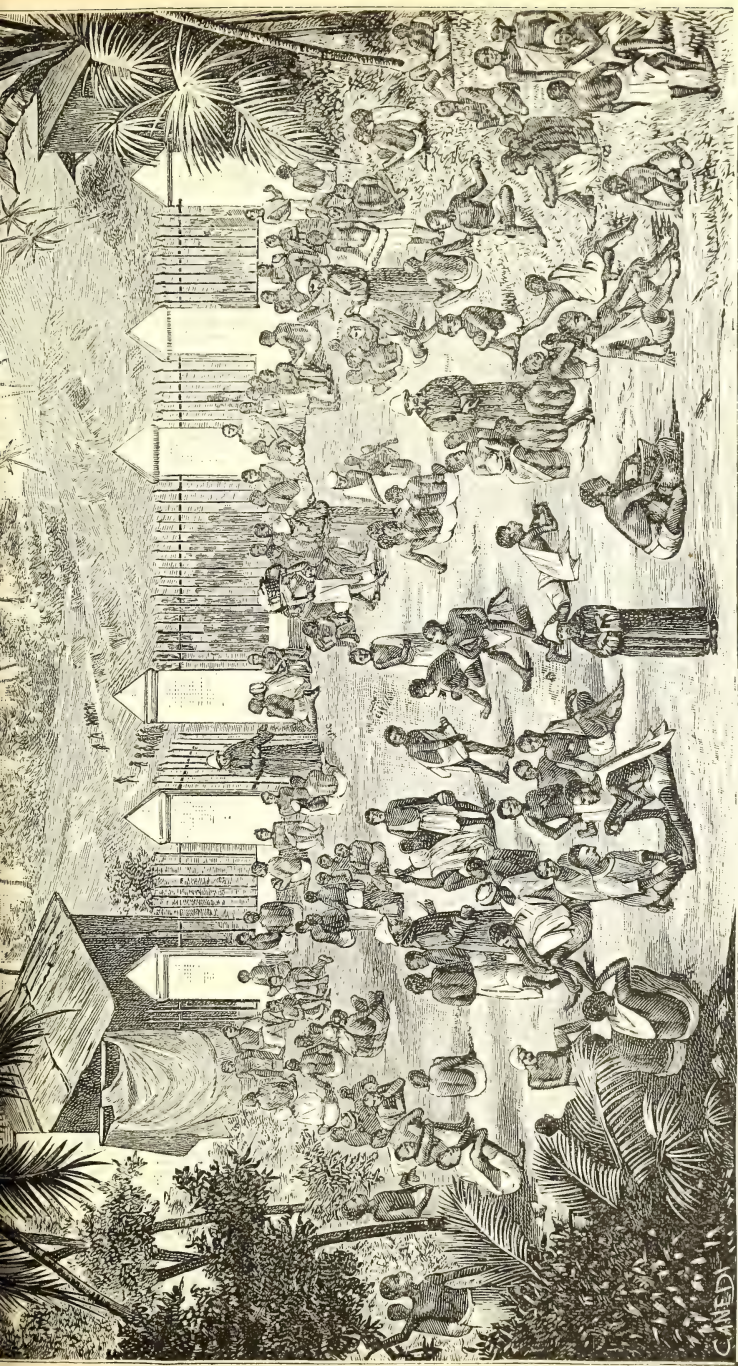
<sup>1)</sup> Der berühmte Inder Sewa Hadjee trug selbst die Subscriptionliste herum, und brachte dem P. Acker 12,000 Rupien. Aber was war diese Summe für so viele Menschen?



kein einziger Consul hat sich bemüht gefunden, uns von seiner Regierung eine Unterstützung zu erbitten. Da sieht man, was die negerfreundlichen Tiraden unserer Politiker für einen Werth haben. Nicht den Negern will man helfen, sondern Länder annectiren und — aussaugen!“

P. Gommenginger schreibt entrüstet weiter :

„Die französische Regierung soll nur nicht von Negrophilismus sprechen, sie, die den armen Missionären, welche ihr Leben hinopfern, um die Neger zu Menschen heranzubilden und die Ketten der unglückseligen Sklaven zu sprengen, die unentgeltliche Fahrt auf ihren Schiffen entzogen hat. Seither verschlingen die Reisekosten einen großen Theil unserer Einkünfte, während wir sonst mit diesem Gelde unsern Wirkungskreis jedes Jahr hätten erweitern können. Wenn gegenwärtig die Todesfälle in unseren Reihen häufiger sind und unsere Missionäre nur ganz erschöpft nach Europa zurückkehren, so liegt die Schuld darin, weil die Reisen zu kostspielig sind. Zur Zeit befinden sich hier Missionäre im kräftigsten Mannesalter, welche nur mehr Schatten von Menschen sind; sie sollten in die liebe Heimath zurück, um sich zu erholen, allein sie können nicht, weil das Reisegeld fehlt. In Europa verfolgt, vertreibt und beraubt man die Klöster, welche sich der Christianisirung der Neger widmen; dort sollte man zuerst Ordnung schaffen, ehe man sich zum Ordnungsmacher in den überseeischen Ländern aufspielen will. Man hindere besonders die Recrutirung der Missionäre nicht, indem man die jungen Aspiranten in die Casernen steckt. Wir verlangen kein Privileg, denn außerhalb Frankreich — und was ich von Frankreich sage,



Vertheilung von Lebensmitteln an die Fiskuffinge in Bagamoyo (Seite 315).



gilt von allen übrigen Ländern — leisten wir unsern Regierungen größere Dienste, als wenn wir Wache am Thore einer Caserne ständen. Und sind wir einmal in den Missionen, dann lasse man uns freie Hand und gewähre uns wenigstens den Schutz, den jeder Staatsangehörige in fremdem Lande zu beanspruchen das Recht hat. Leider wird uns dieser oft versagt; während wir von den Wilden respectirt und beschützt werden, sehen wir uns nur zu oft von unseren eigenen Landsleuten drangsalirt und verfolgt.“

Hier erwähnt P. Gommenginger einen Vorgang, der sich im französischen Kongo zugetragen; wir wollen ebenfalls denselben hier einschalten, wiewohl er uns einen Augenblick von unserm Gegenstande ablenken wird.

„Seit mehreren Jahren besitzen wir eine Mission im obern Ogwe, bei den Adumas, welche uns das größte Vertrauen entgegenbringen; zur Zeit stand dieselbe unter der Leitung des P. Davezac. Unweit davon liegt eine Station des Herrn De Brazza, deren Director einer seiner ersten Leutnante war. Dieser Mensch nun glaubte in der Nähe der Missionäre seinen Ausschweifungen nicht frei genug fröhnen zu können; er beschloß also, sie zu vertreiben. Zuerst verbot er ihnen, auf ihrem eigenen Terrain die nöthigen Baumaterialien auszugraben, sowie auch Wasser an dem nächst der Mission vorbeisfließenden Bache zu holen. Da es ihm nicht gelang, die guten Patres auf diese Weise zu entmuthigen, griff er sie von einer andern Seite an: Die Bevölkerung der Umgegend hatte der Mission ihre Kinder anvertraut; er ging nun, der Nichtswürdige, zu den Häuptlingen und gebot ihnen



unter Drohungen, sämtliche Kinder zurückzunehmen. Die Eltern kamen, und nach wenigen Stunden war kein einziges Kind mehr in der Anstalt. Gleichzeitig verbot er, irgendwelche Lebensmittel an die Missionäre zu verkaufen. Um nicht Hungers zu sterben, gedachte P. Davezac nach Gabon zu fahren und dort Proviant zu holen; zugleich auch den hochw. Herrn Missionsbischof Le Berre von den Vorgängen in Kenntniß zu setzen — sofort ein neues Verbot des Stationsvorstehers an die Eingeborenen, den Missionären ein Fahrzeug zu leihen. Als es trotzdem dem Pater gelang eine Piroge anzukommen, so ließ der Vorsteher dieselbe durch seine Leute besetzen mit der Weisung, den Missionär unter keinen Umständen das Ufer berühren zu lassen, im Widersetzungsfalle ihn zu erschießen. Und so mußte P. Dahin, der die Aufträge in Gabon besorgen sollte, mehrere Tage auf der Piroge bleiben und durfte nicht einmal absteigen, um seiner Nothdurft zu genügen.

Ich befand mich gerade in Paris, als der Abgesandte des hochw. Herrn Le Berre ankam. Unser General-Superior begab sich sofort zu Herrn De Brazza, um Rechenschaft von der Handlungsweise seines Agenten zu fordern. Herr De Brazza schrie laut auf, entschuldigte sich, versprach dies und jenes; allein, ich frage: Hat man den Verbrecher am Ogwe, ich sage nicht aus Afrika vertrieben und in ein Zuchthaus gesperrt, sondern auch nur gemäßregelt oder versetzt? Für meinen Theil würde ich die Geduld und Sanftmuth der hochw. Herrn Le Berre und unseres Superiors nicht gehabt haben. Ich hätte die Sache der Presse übergeben und eine Interpellation in



der Kammer provocirt, damit die ehrlichen Leute doch einmal erfahren, wie es draußen zugeht. Es gibt miserable Beamte, welche die Geduld, ich möchte fast sagen die übergroße Klugheit des Priesters in der schändlichsten Weise mißbrauchen; Laien gegenüber würden sie sich wohl hüten, so schneidig und anmaßend aufzutreten, sie wissen wohl, daß diese bald mit ihnen fertig hätten. Es ist bloß ein Factum, welches ich erzähle, könnte aber viele andere nicht weniger haarsträubende beifügen. Und dies heißt man, Afrika die europäische Civilisation beibringen!“

Rehren wir zum Kriegsschauplatz zurück!

Um die Einfuhr von Kriegsmaterial, Pulver, Flinten und sonstigen Waffen zu verhindern und so den Aufstand lahmzulegen, vorgeblich auch um dem Sklavenhandel Einhalt zu thun, beschloßen England und Deutschland gemeinschaftlich die ganze Zanguebar'sche Küste zu blokiren. Am 2. December wurde die Blokade erklärt und eröffnet. Die Admirale und Consuln waren nicht sehr für diese Maßregel, von welcher sie glaubten, dieselbe würde der europäischen Sache eher schaden als nützen. Sie hatten Recht. Denn die erste Folge davon war eine sehr empfindliche Theuerung der Lebensmittel, die zweite eine größere Wuth der Bevölkerung, welche fortan nicht mehr bloß den Deutschen sondern auch den Engländern den Untergang schwur. Waffen und Kriegsmunitionen wurden so wie so weiter eingeschmuggelt und nicht an letzter Stelle durch die Engländer und Deutschen selbst.<sup>1)</sup> Und

---

<sup>1)</sup> Allein im Hafen von Zanzibar wurden während 3 Jahre für 2,981,600 Mark Gewehre und 906,600 Mark Munitionen, die

was den Sklavenhandel betrifft, so versicherte ein Araber dem P. Gommenginger, daß seit Jahren noch nicht so viel Sklaven nach Zanzibar verbracht worden wären, als gerade seitdem die Blockade besteht.

Bezüglich des Sklavenhandels macht P. Gommenginger folgende beherzigenswerthe Bemerkungen: <sup>1)</sup>

„Will man denselben allen Ernstes und mit Erfolg bekämpfen, dann müssen alle europäischen Staaten sich miteinander verständigen und gemeinschaftlich eingreifen; sie müssen Millionen hinopfern, um Straßen und Eisenbahnen zu bauen; bis in das Herz Afrikas müssen sie vordringen und sich dort festsetzen. So lange dies nicht geschieht, wird der Sklavenhandel fort dauern; jedenfalls werden ihn einige Kriegsschiffe und eine lächerliche Blockade nicht aus der Welt schaffen, ebensowenig als die einigen hundert bewaffneten, im übrigen wahrhaft bewunderungswürdigen Sahara-Brüder des Cardinals Lavignerie dies fertig bringen werden. Man täusche sich nicht! Sklavenhändler gibt es nicht bloß einige Hundert oder Tausend, sondern ganz Afrika wimmelt von ihnen. Sie besitzen ausgezeichnete Waffen und sind den europäischen Soldaten darin über, daß sie das Land perfekt kennen und von Kind auf an das Klima gewöhnt sind. Allein die Völker Europas sind zu egoistisch, um die besagten Opfer zu bringen; sie sind zu eifersüchtig und zu mißtrauisch gegen einander, um sich gegenseitig die Hand zu

---

Gewehre zumeist belgischen und deutschen Fabrikats, verkauft. (Kath. Miss. 1889. S. 6).

<sup>1)</sup> Brief vom 30. December 1888.

reichen und zu unterstützen. Darum wäre es einstweilen das Beste, man würde die Missionen begünstigen und unterstützen. Ohne Kanonen und ohne Waffengeklirr wirken die Missionen langsam aber sicher; sie werden die Sitten der Afrikaner allmählig so umgestalten, daß der Menschenhandel von selbst aufhören wird.

Dann aber, und das besonders möchte ich jetzt betonen, dann müssen die Europäer auch ihrerseits mit einem andern Laster brechen, welches meines Erachtens noch viel abscheulicher und verdammungswürdiger ist als der Sklavenhandel. Die vielen Jahre, die ich bereits an der West- und Ostküste Afrikas zubringe, habe ich Gelegenheit gehabt in allernächster Nähe sowohl die Gräueltaten des Sklavenhandels kennen zu lernen, als auch die Gräueltaten jenes andern Verbrechens, welches darin besteht, daß man mittelst geistiger Getränke ganze Negerstämme verthiert und zu Grunde richtet. Es gibt in unseren Städten Europas Familien, die auf fast königlichem Fuße leben; der Handel hat sie reich gemacht, aber was für ein Handel? Durchsuchet einmal ihre Schiffe, wenn sie nach der Küste Afrikas absegeln, was findet ihr darin? Tausende von Flaschen mit illuminirten Etiketten, aufgeschichtete Fässer — das wird in den Factoreien unter den Namen Rhum, Cognac, Vermuth, Wachholder und dgl. zu Spottpreisen an den armen Neger verkauft werden und der Neger wird seine ganze Reis-, Erd- und Palmmußernte daranfehren. Wäre das Getränk doch wenigstens ein unschädliches, aber nein, Gift ist es! Der Neger trinkt, wird berauscht, und wenn er wieder zu Sinnen kommt, dann hat er nichts mehr zu essen; er muß bis zur nächst-

folgenden Ernte Hunger leiden, nachher kauft und trinkt er wieder, bis er schließlich zum Thiere herabsinkt und das Feuer in seinen Eingeweiden ihn zu Tod brennt. So civilisirt Europa die Neger! Das dulden unsere Regierungen! Und nicht nur dulden sie es, sondern für manche ist es sogar ein Hauptgrund, weshalb sie so gierig nach einem Feggen Afrikas greifen. Nicht die Bildung der armen Neger, nicht die Abschaffung des Sklavenhandels liegen ihnen am Herzen, sondern die Einkünfte, welche das Land ihnen abwerfen wird, die Steuern namentlich, welche sie aus dem besagten teuflischen Schnapshandel zu beziehen hoffen. Weh den Völkern, bei denen ihre Flagge aufgepflanzt wird, sie bringt ihnen in ihren Falten Tod und Vernichtung! Daß die Araber Scheusale von Menschen sind, leugnet Niemand. Wüßten diese aber, was auf der Westgrenze Afrikas vorgeht, was dort die Europäer anrichten, wie würden sie den hingeworfenen Handschuh aufheben und den Europäern zurufen: Ihr seid größere Scheusale als wir!

Herzerreißenden Scenen bin ich auf meinen Afrika-  
wanderungen begegnet; ganze Dorfschaften habe ich betrunken angetroffen. Einst fand ich auf freiem Felde eine junge Negerfrau am Boden liegen, sie war toll und voll; nur am Athem ließ sich vernehmen, daß sie noch lebte. Auf ihr winnerte ein Säugling, der hungernd nach der Brust suchte; neben ihr lag bis auf die Reige geleert die höllische Flasche, welche sie bei der nahen Factorei bezogen hatte; auf der Factorei wehte die Fahne einer großen europäischen Nation. Ich frage: Wer von beiden war der schuldigste, das unselige Weib, das am Boden lag,

oder derjenige, welcher unter der Flagge der Civilisation ihr das giftige Getränk verabreicht hatte? Und was erwartet man unter solchen Verhältnissen von dem Missionär? Soll er schweigen, soll er stumm vor sich hin klagen und seinen Schmerz verbeißen? Nein! laut aufschreien muß er und den Nationen Europas ein entrüstetes „Haltet ein! Haltet ein!“ zurufen. Der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft darf ich nachrühmen, daß sie wenigstens die Einfuhr von Spirituosen in ihre Gebiete verboten wissen will.“

Soweit P. Gommenginger. Leider müssen wir unsererseits gleich bemerken, daß die D. O. A. Gesellschaft ihr Verbot nicht aufrecht hielt; denn nach einem Berichte der deutschen Colonialzeitung liefen in den ersten Monaten des Jahres 1891 zwei deutsche Schiffe mit nicht weniger als 8000 Fässern Hamburger Rhum in Zanzibar ein. Derselben Zeitung zufolge wurden vom 1. Juli bis zum 31. December 1889 allein nach Kamerun eingeführt: 488,095 Liter Rhum und Genever, 9,748 Liter Cognac, Biqueure u. dgl. Ähnlich verhalten sich die Einfuhrsziffern für das Togogebiet (Sclavenküste). Hier wurden vom 1. April bis zum 1. October 1889 eingeführt: 901,095 Liter verschiedenhaltigen Rhum und 7,191 Liter Genever.<sup>1)</sup>

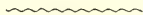
Wie bereits oben angedeutet war die Blokade ein verfehltes Unternehmen; die Deutschen gewannen nichts dabei, und die Engländer, meint mit Recht P. Gommenginger,

---

<sup>1)</sup> Rath. Miss. 1891. S. 68.



würden sich gar nicht daran betheiligt haben, wenn sie nicht gefürchtet hätten, die Deutschen möchten einen Staatsstreich ausführen und sich die Insel Zanzibar aneignen. Erst dann sollten die Dinge eine andere Wendung nehmen, als der Oberst Wißmann mit seinen Sudanesen kam und gegen Buschiri die Offensive ergriff. Diesen Feldzug Wißmann's werden wir später besprechen; vorerst wollen wir P. Gommenginger das Schicksal der Bayerischen Mission erzählen lassen. Sein Bericht scheint uns um so interessanter, als wir Einzelheiten darin finden, welche, unseres Wissens, keiner der bisher veröffentlichten deutschen Berichte mitgetheilt hat.



## 19. Kapitel.

---

### Die bayrische Mission in Pugu.

---

Ein Wort zunächst über diese Gründung:

Einer der ersten Gedanken Bismarcks nach Erwerbung der Deutsch-Ostafrikanischen Colonie war, die dort ansässigen Väter der Congregation vom hl. Geiste zu entfernen.

„Unsere 25 Jahre qualvoller Arbeiten, Leiden und Kämpfe,“ sagt P. Gommenginger, <sup>1)</sup> „die Dienste, welche wir unter diesem Himmelsstriche dem Christenthum und der Civilisation geleistet, die schmeichelhaften Zeugnisse, welche sämmtliche hier durchgereisten Afrikaforscher uns ausgestellt, unser Ruhm, die ersten Pioniere der Kultur auf dem ostafrikanischen Continente gewesen zu sein, all das Gute, welches wir noch zu thun berufen waren, nichts sollte uns bei Bismarck Gnade finden lassen, auch nicht der Umstand, daß die meisten von uns geborene Glässer oder Deutsche waren. In seinen Augen waren

---

<sup>1)</sup> Brief vom 25. März 1889.

wir Franzosen, Papisten und Jesuiten, die nicht länger auf deutscher Erde geduldet werden sollten.

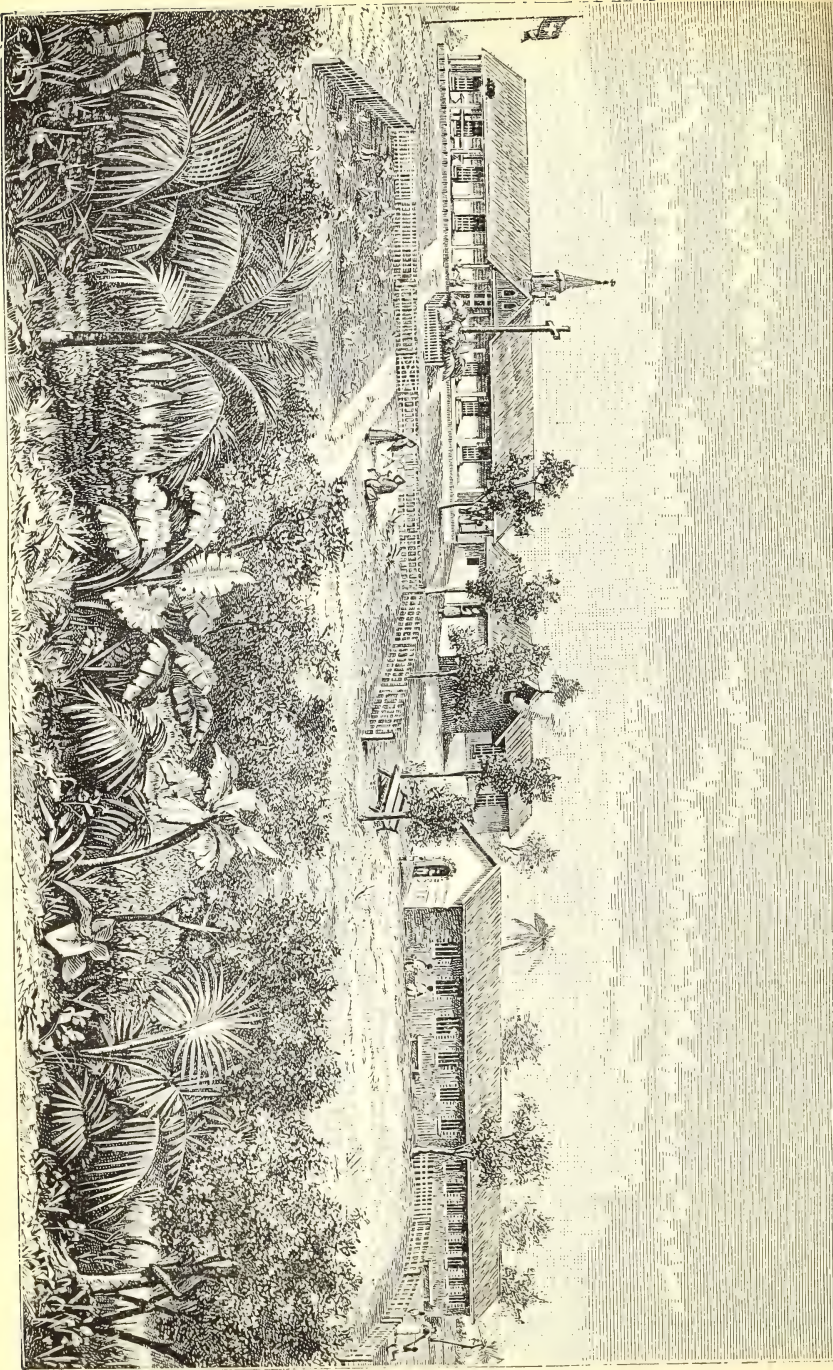
Hätte der Reichskanzler nicht gefürchtet die deutschen Katholiken auf's neue zu empören, er würde uns kurzerhand aus dem Lande verjagt und unsere Missionen den Protestanten übergeben haben.<sup>1)</sup> So schlug er einen Mittelweg ein; er gedachte uns durch eine deutsche Con-

---

<sup>1)</sup> Wie anders als Bismark urtheilte Major von Wischmann über katholische und protestantische Missionen! In einer Unterredung mit einem Mitarbeiter der „Münchener Allg. Ztg.“ verurtheilte er zunächst die unberechtigte und Unheil stiftende politische Rolle, welche sich die englischen, wie auch die deutsch-evangelischen Missionäre anmaßten. Im Gegensatz dazu fühlte er sich gedrungen, den guten Werken, christlichen Einfluß, Cultur und Sittlichkeit fördernden Bemühungen der opferfähigen und unermüdlich wirkenden katholischen Missionäre das höchste Lob zu spenden. Während er die letzteren als Grundpfeiler der Civilisation bezeichnete, sprach er es unverbohlen aus, daß die englischen wie deutschen protestantischen Missionäre sein Werk geradezu erschwerten und hinderten, so daß die großen auf das protestantische Missionswesen verwendeten Summen in der That weggeworfen seien; ja, daß diese Herren, statt zu nützen, durch ihre politische Agitation nichts wie Unheil anrichteten. (Kath. Miss. 1890, S. 180).

Der nämlichen Ansicht war auch Emin Pascha. Er schrieb aus Buingo (Victoria Nyanza) am 21 October 1890: „Es ist ein eigener Gegensatz zwischen den katholischen und protestantischen (englischen) Missionen hier in Ostafrika. Dort Mangel an Mitteln und Leuten, geradezu Noth, hier Fülle an Geld und Menschen, Ueberfluß. Dort harte Arbeit und das ernste Bestreben, aus den Zöglingen etwas fürs Leben Brauchbares zu machen, hier Psalmen-singen und das Augenverbrehen selbstbewußter Genügsamkeit. Es ließe sich darüber viel sagen. Jedenfalls haben wir, wollen wir Resultate erringen, die katholischen Missionen in jeder Weise zu fördern und zu stützen und ihnen die Mittel zu liefern, für uns ein brauchbares Material an Leuten zu erziehen.“ (Aus der Reiser Zeitung, cfr. Kath. Miss. 1891. S. 156. Sieh ähnliche Zeugnisse von Dr. Karl Peters in seinem Buche: „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition,“ München und Leipzig, R. Oldenburg, S. 49, 364—367, 432, 467, 528 u. a. m.)





Die am 13. Januar zerstörte Missionsstation St. Benedict in Puna (Seite 329).



gregation ersetzen zu lassen. Zu diesem Zwecke wandte er sich an die erst vor kurzem gegründete St. Benedictus-Genossenschaft zu St. Ottilien in Bayern. Diese ging — vorbehaltlich der Zustimmung des Papstes — auf den Vorschlag die Missionirung im deutschen Zanguebar zu übernehmen ein. Allein der hl. Vater durchkreuzte Bismark's Pläne dadurch, daß er der bayrischen Genossenschaft die Jurisdiction nicht über das ganze deutsch-ostafrikanische Gebiet gab, sondern bloß über den südlichen Theil desselben, welchen er denn auch, um immer möglichen Mißverständnissen zuvorzukommen, vom apostolischen Vicariate Zanzibar abtrennte und zu einer selbständigen apostolischen Praefectur errichtete.

Anfangs Februar 1888 kamen die bayrischen Missionäre zu uns nach Zanzibar, Pater Bonifacius Fleischütz als Propäfect, 9 Brüder und 4 Schwestern.<sup>1)</sup> Von ihnen erfuhr ich, daß sie auf Verlangen der Regierung einen Vertrag unterschrieben hätten, der ihnen, wie ich sofort bemerkte, im Voraus jedwede freie Missionsthätigkeit unmöglich machte. Nur zu bald sollten sie es selber einsehen und bitter bereuen. Einer der Brüder, die in Pugu ermordet wurden, sagte mir wenige Tage vor seinem Tode:

„Ach! wir hatten keine Erfahrung. Würde unser Stifter gewußt haben, was wir jetzt wissen, nie hätte er einen solchen Vertrag unterschrieben!“

Uns ist inzwischen der nämliche Vertrag zum Unterzeichnen vorgelegt worden, unter der ausdrücklichen Er-

---

<sup>1)</sup> Franziskanessen aus dem Münster'schen Mutterhause auf St. Mauriz.

Klärung sogar, daß wir nur im Falle der Annahme weiter im Zanguebar geduldet werden würden; allein wir haben denselben kurzweg zurückgewiesen. Man jage uns fort, wenn man will, aber Ketten schmieden wir uns nicht selber! Wir verlangen keine Extra-Begünstigungen, aber darauf bestehen wir, daß uns die Freiheit gelassen werde, das Gute zu wirken, ohne Rücksicht auf die Flaggen, die über unserm Haupte wehen. Diese Freiheit genießen wir seit Jahren in den portugiesischen, englischen und französischen Colonien, und noch Niemand hat sich darüber zu beklagen gehabt; vielmehr haben die besagten Colonien nur dabei gewonnen. Auch den deutschen Colonien kann die Freiheit der Missionäre nur zum Wohle gereichen.

Von Zanzibar begaben sich die bayrischen Missionäre nach Dar-es-Salam, um ihre Niederlassung zu beginnen. Den Ort dazu durften sie nicht selber wählen, sondern mußten dorthin gehen, wo die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ sie hinwies — so wollte es der Vertrag! In Pugu also, einem Orte auf waldiger Höhe, fünf Stunden westlich von Dar-es-Salam, dort wurde ihnen erlaubt, sich niederzulassen. Des Verkehrs mit Zanzibar und Europa wegen hätten sie gerne in der Küstenstadt wenigstens ein Absteigequartier gehabt; dieses wurde ihnen aber, unter dem Vorwande, daß dort schon eine deutsch-protestantische Mission bestehe und zwei Missionen am selben Orte nicht zulässig seien, abgeschlagen! So wollte es wieder der leidige Vertrag.

Die bayrischen Missionäre machten sich mit großem Eifer und Geschick ans Werk. Innerhalb elf Monaten bauten sie eine schöne Kapelle, ein geräumiges Wohnhaus

für die Patres und Brüder, ein zweites für die Schwestern, ein großes Waisenhaus für hundert Kinder, eine Schule, ein Gebäude mit Werkstätten und ein anderes für Deconomie, und machten zwanzig Morgen Land urbar, welche sie mit Palmen, Bananen, Gemüse und Getreide anpflanzten. Die Zahl der aufgenommenen Kinder betrug etwa vierzig, im Alter von 6 bis 12 Jahren. Die Eingeborenen der Umgegend zeigten sich ihnen gegenüber recht sympathisch.

An Prüfungen fehlte es indeß auch ihnen nicht. Das Fieber raffte einen Bruder <sup>1)</sup> und eine Schwester <sup>2)</sup> hinweg; zwei andere Schwestern mußten zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit ins Mutterhaus zurückgeschickt werden. Das Peinlichste von allem aber war, daß sie auf Schritt und Tritt von einem Agenten der Gesellschaft controlirt wurden, der sich in Sachen mischte, welche ihn gar nichts angingen. In dem oben besprochenen Vertrage hieß es nämlich, daß jede Mission der Controle eines Laien unterstehen würde — ob eines Juden, eines Protestanten, eines ehrlichen Mannes oder eines Schuftes, das war im Vertrage nicht näher bestimmt.

So standen die Dinge in der Mission von Bugu, als der Krieg ausbrach. Im Vertrauen, daß in Anbetracht ihres Wohlthätigkeitszweckes Niemand ihnen etwas Leids thun würde, arbeiteten die guten Missionäre ruhig weiter. Thatsächlich ließ man sie auch längere Zeit unbehelligt, und man würde sie, nach meinem Dafürhalten,

---

<sup>1)</sup> Bruder Wendelin Schön aus Bayern † 27. April 1888.

<sup>2)</sup> Schwester Lioba Uvanger aus Bayern † 15. August 1888.

niemals angegriffen haben, wenn sie unabhängiger und ihre Verhältnisse mit den Herrn der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft weniger offenkundig gewesen wären. So aber wehte auf ihrem Missionshause die politische Flagge — das war ihr Unglück. Ein weiteres Unglück für sie war, daß sie sich gerade in einer Sphäre befanden, wo fanatische, aus Mascat gekommene Araber operirten.

Anfangs Januar begannen Drohungen gegen die Mission ruchtbar zu werden. In Abwesenheit ihres Superiors, der zur Zeit schwerkrank in unserm Hospital zu Zanzibar darniederlag, beschlossen die Brüder, Pugu zu verlassen, dasjenige, was sie nicht mitnehmen konnten, zu vergraben und sich nach Dar-es-Salam zu flüchten. Der Gedanke war klug; nur hätten sie ihn gleich ausführen sollen, statt noch weiter den Vorstand der Station in Dar-es-Salam um Rath anzugehen. Dieser ließ ihnen sagen, daß nicht die geringste Gefahr bevorstände und sie ruhig in Pugu bleiben sollten, worauf wieder alle vertrauensselig ihre Tagesbeschäftigungen aufnahmen. Indessen rückten die Aufständischen immer näher, und die unerfahrenen Brüder dachten nicht einmal daran, Wachposten aufzustellen, welche sie rechtzeitig von der Ankunft der Feinde benachrichtigt hätten. So kam es, daß sie, ahnungslos wie neugeborene Kinder, am hellen Tage überfallen wurden.

Es war am Sonntag, den 13. Januar. Die Genossenschaft hatte sich gerade vom Mittagstische erhoben und schickte sich an unter dem Gebete des « Miserere » paarweise nach der Kapelle zu ziehen, da frachte ein Schuß aus dem nahen, dichten Buschwald, welcher der Kapelle

und dem Wohnhause gegenüber lag, und Bruder Petrus,<sup>1)</sup> der in der zweiten Reihe ging, stürzte, durch die Brust geschossen, mit einem leisen Aufschrei zu Boden. Ehe noch die andern Brüder sich zu dem Gefallenen beugen konnten, erdröhnten Schüsse um das ganze Kloster. Etwa 150 Araber drangen von allen Seiten hervor unter unausgesetztem Flintenfeuer. Bruder Benedict<sup>2)</sup> eilte nach der Kapelle, um das Allerheiligste zu bergen und sank, von Kugeln durchbohrt, vor dem Tabernakel nieder. Vom gegenüberliegenden Schwesternhause kam auch Schwester Martha,<sup>3)</sup> mit einem Negerkinde auf dem Arme, nach der Kapelle geeilt und fand hier sammt dem Kinde angesichts ihres göttlichen Herrn gleichfalls die Palme und die Lilienkrone des Martertodes. Den Brüdern Joseph<sup>4)</sup> und Fridolin<sup>5)</sup> gelang es mit einigen Negerknaben, durch die feuernden Feinde hindurch den Buschwald zu erreichen. Auch Br. Aldephons<sup>6)</sup> suchte zu entkommen, ward aber eingeholt, durch einen Säbelhieb verwundet und gefangen.

Schwester Benedicta,<sup>7)</sup> die Oberin, welche am Fieber darniederlag, hatte sich rasch von ihrem Krankenlager er-

---

1) Br. Petrus Michel aus Aschaffenburg (Bayern).

2) Br. Benedict Kautwerk aus Schlesien.

3) Schw. Martha Wansing aus Hengelen (Westfalen). Das Kind, welches sie auf dem Arme hatte, war ein durch H. Hermes bei Dunda den Krokodilen des Ringani entrissener und von Freiherrn Albrecht von Bülow der Mission übergebener Knabe.

4) Br. Joseph Irrgang aus Bayern.

5) Br. Fridolin Braun aus Bayern.

6) Br. Aldephons Kauer aus Ostpreußen.

7) Schw. Benedicta Siewering aus Wadersloh (Westfalen).



hoben; aber ehe sie noch vollständig angekleidet war, flog die Thüre ihres Gemaches auf und stürzten die Mörder mit ihren Bajonetten auf sie los; zum Glück wurden nur ihre Kleider durchstoßen und zerrissen. Nun schickte man sich an, sie zu erschießen. Im selben Augenblicke aber kam ein Araber, schob die gespannten Gewehre bei Seite und führte die Schwester auf den Hof, sie der Obhut einiger Soldaten überlassend. Viermal versuchte man es, sie zu erschießen, und jedesmal kam derselbe Araber zur Stelle, um ihr das Leben zu retten — denn unter diesen Wütherichen gab es einige, welche die Gefangenen tödten, andere, welche sie als Geiseln aufbewahren wollten.

Auf dem Zimmer der Oberin befand sich ein Kindlein von einem Jahre, welches die Schwester mit mütterlicher Sorgfalt verpflegte. Beim Einbruch der Räuber gerieth das arme Würmchen in Schrecken und fing an zu weinen. Um es zum Schweigen zu bringen, durchbohrten es die Unmenschen, vor den Augen der Schwester, mit ihren Bajonetten. Einem andern unmündigen Kinde, welches im Hofe auf einem Stuhle saß, wurde dasselbe Loos zu Theil. Die größeren Knaben und Mädchen, welche sich noch vorfinden, wurden gefesselt und nachher weggeführt und als Sklaven verkauft.

Wie die Schwester Oberin, so wurden auch zwei franke Brüder auf ihren Zellen überfallen. Einer derselben, Br. Rupert,<sup>1)</sup> erzählte mir:

„Schlotternd vor Fieber hatte ich mich mit Stiefeln und Hosen auf mein Bett hingelegt. Auf den ersten

---

<sup>1)</sup> Br. Rupert Hochberger aus Bayern.

Flintenschuß sprang ich auf; im selben Augenblicke drangen die Araber in meine Zelle und einer derselben versetzte mir einen Dolchstoß, der mir das Gesicht spaltete und den einen Backen fast wegschnitt“ — (eine entsetzliche Wunde, wovon der arme Bruder noch lange nicht geheilt ist; die Nahrung, welche er zu Munde führt, entweicht ihm jetzt noch theilweise durch dieselbe, und da ihm überdies eine Sehne des Kiefers zerschnitten wurde, so ist er auch kaum im Stande den Mund selbst zu öffnen). „Instinctmäßig warf ich meinen Kopf zurück, was einen zweiten Dolchstoß meines Angreifers fehlschlagen ließ; dagegen wurde ich durch zwei Kugeln am Hinterkopfe verletzt. Nun gelang es mir, Dank der allgemeinen Verwirrung, durch das Fenster zu springen. Wäre mein Sprung weniger unglücklich ausgefallen, ich hätte vielleicht entkommen können; so aber brauchte ich geraume Zeit, um mich wieder aufzurichten, dann floh ich dem Walde zu. Man setzte mir nach, während die Kugeln rechts und links an mir vorbeipfiffen. Allein ich sah bald ein, daß keine Rettung möglich sei; ich wandte mich also um, um wenigstens dem Tode in die Augen zu schauen. Der erste Araber, der mich einholte, gab mir einen so wichtigen Schlag mit dem Flintenkolben auf den Kopf, daß ich ohnmächtig zusammenbrach. Als ich wieder zu Sinnen kam, waren die Schurken beschäftigt, mir die Stiefel und Beinkleider zu entreißen; auch das Hemd suchten sie mir zu entwinden, da dieses aber nur mehr ein Blutklumpen war, der bereits an der Haut festklebte, so ließen sie es mir. Hierauf wurde ich auf eine unmenschliche Weise vorwärts gestoßen, bis an den Ort, wo der Leichnam

des Bruders Petrus lag, der verwundete Br. Ildephons gefangen gehalten ward, und Schwester Benedicta am Fuße des Kreuzes weinend betete.“

Bruder Romuald <sup>1)</sup> wurde am letzten entdeckt. Er hütete schon fünf Wochen das Bett und war vom Fieber ganz erschöpft. Als er die Mordscenen draußen vernahm, setzte er sich an den Rand seines Krankenlagers und bereitete sich betend auf den Tod vor. Ein Neger kam in seine Zelle; flehend streckte ihm der Bruder die Hände entgegen; der Neger verstand ihn und zog sich zurück. Einige Augenblicke später kam er wieder, begleitet von einem Araber. Dieser winkte dem Kranken zu, er solle sich ruhig halten, ging und holte einen Trupp Soldaten herbei, welche ihn zu den andern Gefangenen abführten.

Während dieser Zeit wurde die Kapelle geplündert, der Altar und das Tabernakel zertrümmert, die heiligen Gefäße, Kelch und Ciborium, die Paramente, Bilder, Kreuze und Kirchenwäſche über einen Haufen geworfen. In ihrer Hölle wuth zerstampften die Nichtswürdigen die Crucifixbilder, daß sie in Splitter zerflogen. Das Mobilier der Genossenschaft wurde ebenfalls in Stücke zerſchlagen.

Eine Stunde des Rasens und Tobens hatte die Verfolger scheinbar ermüdet, denn sie wurden allmählig gelassener. Auf die Bitte Schwester Benedicta's, gaben sie dem Bruder, mit dem zerſetzten Geſichte, ein frisches Hemd, ein Paar Hosen und einen Schwesternrock, welcher bei der Plünderung auf dem Hofe verſchleudert worden war.

---

<sup>1)</sup> Br. Romuald Hofmann aus Baden.

Sie erlaubten ihm sogar, unter Bewachung einiger Soldaten, sich in die Kapelle zurückzuziehen, um sich dort umzukleiden.

Welch herzerreißendes Schauspiel bot sich aber nicht seinen Augen, als er da eintrat! Schwester Martha und Bruder Benedictus, von denen er noch nicht wußte, was aus ihnen geworden war, lagen da entseelt in ihrem Blute. Der Bruder war seiner Kleider gänzlich entblößt; die Schwester hingegen war noch unverehrt gekleidet und lag, das Angesicht dem Altare zugewandt, die Hände gefaltet und die Züge ebenso ruhig, als wenn sie im Tode das Gebet fortgesetzt hätte, welches sie im Augenblicke ihrer Ermordung angefangen hatte. Schwester Martha war erst 23 Jahre alt; ich hatte sie in Zanzibar gesehen und den besten Eindruck von ihr bewahrt. Seitdem ich weiß, daß sie ihr Blut für das Heil Afrikas vergossen und der liebe Gott sie mit der Palme der Märtyrer geschmückt hat, ist mir ihr Andenken nur um so theurer.

Bevor die Aufständischen den Rückzug antraten, nahmen sie eine Sortirung und Vertheilung der gemachten Beute vor; was einigen Werth hatte, nahmen sie mit, das übrige sammt der Kapelle und den anderen Gebäulichkeiten steckten sie in Brand. Sodann wurde abmarschirt; die hochauflodernden Flammen der Mission beleuchteten den Weg.

Ein Rest von Mitleid hatte sich im letzten Augenblicke der Barbaren bemächtigt; sie erlaubten den Gefangenen wollene Decken, einige Gebethbücher und ein Fläschchen Chinin mitzunehmen. Allein am andern Tage ging wieder

Alles verloren. Ein Araber, der sich angetragen hatte, das Reisebündel zu tragen, gab es einfach nicht mehr zurück. Von da an mußten die Missionäre auf den nackten Boden liegen, ihre Gebete auswendig verrichten und ohne Chinin fürlieb nehmen. Man nahm ihnen sogar wieder einen Theil der Kleidungsstücke, welche sie an hatten. Bruder Ildephons trug eine rothe Binde um die Lenden.

„Gib mir deine Binde!“ sagte ihm ein Araber.

Der Bruder, der sehr daran hielt, weil sie von einer Kugel durchlöchert war, die ihm um ein wenig den Leib aufgerissen hätte, verweigerte dieselbe.

„Du gibst sie, oder bist des Todes!“ schrie der Araber, indem er ihm die Pistole auf die Brust hielt.

Bruder Ildephons gab ihm also die Binde.

Während es den Missionären an Allem gebrach, paradierten die Araber und Neger mit Meßgewändern, Rauchmänteln, Alben, Bruder- und Schwesternröcken angethan, das Haupt mit Corporalen und dergleichen Feinwand statt des Turbans umwunden, die Füße mit den gestohlenen Schuhen und Stiefeln bekleidet, lachend und scherzend vor ihnen her. Einer der Brüder fand nichts, um sich gegen einen Sonnenstich zu schützen, als einen Lampenschirm; diesen also setzte er in Ermangelung einer andern Kopfbedeckung auf. Später gelang es ihm, denselben gegen den Hut eines der ermordeten Brüder, den ein Neger in der Mission mitgenommen hatte, umzutauschen. Ein anderer Neger überließ ihm ebenfalls seine Schuhe, weil er sich selbst nicht darin zu recht zu finden wußte; und dies war keine geringe Schmerzenslinderung für den armen Bruder, unter dessen Füße der Boden fürchterlich



brannte und die von spitzen Kieseln bereits wund und blutig gerissen waren.

Man ging und ging ununterbrochen den Rest des Tages und die ganze Nacht bis 3 Uhr Morgens, trotz des Hungers, trotz des Durstes, trotz des Fiebers, trotz des Blutverlustes, trotz der gänzlichen Erschöpfung aller Kräfte. So oft man ein Dorf passirte, lief die Einwohnererschaft herbei und schrie:

„Ah! da sind sie, die Deutschen, nieder mit ihnen!“  
— und bewarf die Gefangenen mit Steinen und Roth.

An der ersten Haltestelle gab man ihnen etwas Wasser und Nahrung. Indes, eine neue Qual sollte jetzt die ohnehin schon unerträgliche Lage der drei Brüder noch verschlimmern: man band sie mittelst einer schweren Kette, die man ihnen um den Hals legte, alle drei zusammen. Wer am meisten darunter zu leiden bekam, war Br. Rupert. Das Reiben der Kette an seiner Hals- und Gesichtswunde verursachte ihm die entsetzlichsten Schmerzen und ununterbrochenen Blutverlust. Br. Romuald konnte sich vor lauter Schwäche nicht mehr allein aufrecht halten, geschweige noch die schwere Kette tragen; es mußten ihn seine zwei Mitbrüder auf beiden Seiten unterstützen und gleichsam tragen. Einsmals legten sich alle drei, zu Tod erschöpft, auf den Boden nieder, den Henkern erklärend, daß man sie niedermekeln könne, daß sie aber, ohne vorher ausgeruht zu haben, nicht mehr weiter gehen würden. Man gewährte ihnen eine Viertelstunde Halt, dann mußten sie wieder aufstehen und sich weiter schleppen.

Schwester Benedicta wurde nicht an die Kette gebunden; allein, sie war nicht weniger erschöpft als die Brüder.

Eines Tages brach sie kraftlos zusammen; da kam ein Neger, hob sie auf und setzte sie rittlings auf seine Schultern. In dieser sonderbaren Stellung legte sie den noch übrigen Weg zurück, zum großen Ergötzen der Araber, ja selbst der Brüder, die trotz ihrer Schmerzen sich beim Anblick der so reitenden Schwester eines wehmüthigen Lächelns nicht erwehren konnten.

Am folgenden Haltepunkt wurden die Gefangenen in eine Hütte gesperrt und der Obhut einiger Soldaten überlassen. Die Kette zog man durch ein eigens zu diesem Zwecke in der Mauer gemachtes Loch und befestigte dieselbe draußen an einen Pfahl, zog sie aber so fest an, daß der eine Bruder mit dem Gesichte an die Wand gedrückt wurde und sich nicht mehr regen konnte. Dieser Bruder hat mir selber erzählt, daß er drei Nächte in dieser entsetzlichen Lage zugebracht und vor Fieber und Schmerzen derart geschwitzt habe, daß am Morgen sein Habit mit Schaum bedeckt und die Wand selbst durchfeuchtet war.

Zu diesen körperlichen Qualen kamen dann noch die inneren Qualen, der Schrecken vor dem Tode, über welchen kein Mensch ganz hinwegkommt. Drei, viermal im Tage rückten neue Banden von Aufständischen an, welche mit Gewalt in die Hütte eindringen und die „Deutschen“ ermorden wollten. Die armen Gefangenen hörten alles, verstanden alles. Wiederholt wurden die Thüre geöffnet und die Flinten auf sie angelegt; aber jedesmal kam der schon oben bezeichnete Araber, den Gott gleichsam zu ihrem Schutze bestellt hatte, herbei, und rettete ihnen das Leben.

Am dritten Tage wurden sie endgültig nach Kunduschi, dem Hauptquartier der Aufständischen bei Dar-es-Salam, überführt und allesammt, Missionäre, Kinder und die anderen eingefangenen Neger in eine verpestete Hütte von nur einigen Quadratmetern Raum eingepfercht; an Nahrung bekamen sie gerade genug, daß sie nicht Hungers starben, während sie anderseits vor Gestank und Mangel an Luft fast erstickten. Hier bereitete ihnen der liebe Gott eine weitere, ebenso unerwartete als schmerzliche Prüfung. Schwester Benedicta, sie, die bisher einen bewunderungswürdigen Muth an den Tag gelegt und die Brüder zur Geduld und Ausdauer aufgemuntert hatte, wurde irrjinnig. Eines Tages vernahm sie, daß alle Frauen und Mädchen versteigert werden sollten; zweimal stellte man ihre Zahl fest und beide Male wurde sie mitgezählt. Der Gedanke nun, daß sie, eine Ordensfrau, ihr Leben lang in einem arabischen Harem schmachten sollte, griff sie dermaßen an, daß sie von Sinnen kam — sie ward tobsüchtig. Der Lärm, den sie verführte, störte die Araber in ihrem Schläfe; wiederholt kamen sie in die Hütte, um sie zu ermorden. Dann aber erhoben sich die Brüder und erklärten, sie würden sich in Stücke hauen lassen, eher als zugeben, daß man an die Schwester rühre. Anderntags wurden sämtliche Kinder aus dem Gefängnisse gezogen und eines nach dem andern, unter dem Lärmen und Lachen der Kauf- und Schaulustigen zu Sklaven verkauft. Während dieser Zeit beteten die Brüder für die armen Kleinen und weinten über der Menschen Grausamkeit. Der traurige Zustand der Schwester Benedicta dauerte bloß acht Tage; nachher kam sie wieder

zu sich, ohne daß eine Spur von Irrsinn an ihr zurückblieb.

Sobald die Zerstörung der Mission von Bugu und die Gefangennahme der Schwester und der drei Brüder bekannt wurde, begab sich Mgr. de Courmont eilends nach Bagamoyo, um durch die Vermittlung P. Baur's, der bei den Arabern und namentlich bei Buschiri sehr gut angeschrieben war, die Befreiung der Gefangenen zu erwirken. Buschiri drückte sein Bedauern über den traurigen Vorfall aus und versprach dem P. Baur, seinen ganzen Einfluß bei den Arabern geltend zu machen, um die Gefangenen freizubekommen. Er hielt Wort; denn seinem energischen Eingreifen ist es zu verdanken, daß die Unterhandlungen mit Erfolg gekrönt wurden.

Die Araber waren entschlossen an 40,000 Mark Lösegeld nebst Freiegebung aller in deutscher Gefangenschaft befindlichen Ihrigen zu verlangen. Buschiri brachte ihre Forderungen auf 4000 Mark und Freiegebung von 16 Gefangenen herunter. Vor allem aber verlangte er, daß die gefangenen Missionäre ihm überliefert würden, und als die Araber sich hiergegen sträubten, begab er sich zornernregt mit 70 Mann nach Kundutshi, entriß ihnen die Missionäre mit Gewalt und verbrachte sie in sein Lager; — dies geschah Ende Februar. Den Bruder Romuald entließ er sofort auf Ehrenwort nach Bagamoyo; die übrigen behandelte er recht anständig. Unsererseits konnten wir von da an persönlich mit den Gefangenen verkehren, ihnen kräftige Nahrung, Wein, Arzneien, insbesondere aber andere Kleider verschaffen, denn die ihrigen gingen bereits in Fäulniß über und wimmelten von Ungeziefer.

Buschiri hätte gleich alle vier entlassen; allein er mußte mit dem Einflusse einiger Häuptlinge rechnen, welche von Kundutshi gekommen waren, um den letzten Verhandlungen beizuwohnen und sich furchtbar erbittert zeigten, weil, wie sie behaupteten, die Deutschen wortbrüchig geworden wären, indem Admiral Denhardt statt der versprochenen 16 Gefangenen nur 2 Araber und 2 Sklaven freigab. Einen Augenblick fürchteten wir sogar, daß diese die Unterhandlungen abbrechen würden und Br. Romuald wieder als Gefangener in ihr Lager zurückkehren müßte. Ich war zugegen, als P. Baur ihm den zweifelhaften Ausgang der Dinge ankündigte:

„Ach, machen Sie doch,“ sagte er, „lieber Herr Vater, daß ich nicht mehr nach dorten zurück muß, sonst werde ich in wenigen Tagen todt sein!“ In der That war er nur noch ein lebendes Menschengerippe.

P. Baur kehrte wiederholt in das Lager der Aufständischen zurück, um die Halsstarrigen zum Nachgeben zu bewegen. Stundenlang hat er, räsonnirte er, disputirte er mit ihnen, immer unterstützt von Buschiri.

— „Diese Leute sind doch unschuldig, sie haben ja keinen Antheil an dem Kriege genommen und können nichts für die Ungerechtigkeiten, welche ihr den Deutschen vorwerfet!“

— „Sie sind zahlreicher, die Unschuldigen, welche die Deutschen aufgefangen und eingekerkert haben.“

— „Aber ihr sehet doch, daß sie binnen weniger Tage sterben werden!“

— „Und die Unserigen, sterben sie nicht auch in den Gefängnissen der Deutschen, wo sie mißhandelt werden,



während wir hingegen die Jhren gut halten und verpflegen? — Und die Frauen und Kinder, welche sie ermordet haben, was hatten denn diese verschuldet?“

Buschiri brach endlich den Streit ab, und verlangte nur, daß 6 Araber statt 2 freigegeben würden — was der Admiral auch gewährte.

Sobald diese das deutsche Kriegsschiff verlassen hatten, beeilte sich P. Baur, sie in das Lager der Aufständischen zu führen und am Abend, 9. März, kam er mit Schwester Benedicta und den zwei Brüdern in die Mission zurück.

Beim Abschied drückte Buschiri einem jeden die Hand:

„Nicht wahr, Bibi (Madame)“, sagte er zur Schwester, „jetzt sind Sie froh und glücklich?“

Er hatte sogar die Freundlichkeit, sie bis nach Bagamoyo tragen zu lassen, was er schon auf der Reise von Kundutschi <sup>1)</sup> nach seinem Lager gethan hatte.

Ja, sie waren glücklich, unsere Befreiten, wie arme Seelen, die vom Fegfeuer in den Himmel versetzt werden!“

---

1) Kundutschi wurde am 27. März von den Deutschen bombardirt und in Brand gesteckt.



## 20. Kapitel.

---

### **P. Gommenginger in der Heimath — in Lourdes — in Sansibar. — Reise nach dem Kilima- ndscharo. — Wismann's Feldzug.**

---

Um den Zusammenhang der in den zwei vorigen Abschnitten geschilderten Vorgänge nicht zu unterbrechen, haben wir dem Gang der Ereignisse etwas vorgegriffen. Ehe wir nun weiter gehen, wollen wir das Uebergangene flüchtig nachholen.

Wir haben gesehen, welche harte Prüfungen P. Gommenginger in seiner Mission von Mrogoro zu leiden gehabt, unter welchen Anstrengungen er dieselbe wieder aus den Trümmern erhob und wie er sie, nach dem Zeugnisse vieler Reisenden, zu einem wahren Muster von Missionsniederlassung herrichtete. Man hatte ihm vorausgesagt, daß er seine Gesundheit zu Grunde richten würde — so kam es auch. Nach sechs Jahren war er gänzlich abgearbeitet, erschöpft, gebrochen. Mgr. de Courmont, der einen so treuen, eifrigen Missionär um keinen Preis

hätte verlieren wollen, entjandte ihn in die Heimath, daß er sich dort erhole und wieder kräftige.

Am 21. März 1888 verließ P. Gommenginger, schweren Herzens zwar, aber mit der Hoffnung es wiederzusehen, sein theures Mrogoro. Im Augenblicke, als er weggehen wollte, kam unverhofft sein Bruder, P. August, mit 21 jungen Ehepaaren, welche er von Bagamoyo brachte und in die neugegründete Mission La-Longa führen sollte.

„Wie traurig auch,“ sagt er, „der Gedanke war, uns sofort wieder trennen zu müssen, so konnte ich doch nicht umhin, herzlich aufzulachen, als ich meinen lieben August in solcher Begleitung heranrücken sah. Vor ihm marschirten die 21 jungen Männer, jeder eine Flinte auf der Schulter, dann kam er, gravitatisch wie ein Patriarch aber schmutzig wie ein Jude, nachher, im Gänjemarsch, mit Bündeln auf dem Kopfe, die 21 Ehehälften, die einen hinkend, die anderen das Bein schleppend, aber alle im Gedanken sich freuend, daß ihr strammer Führer ihnen in Mrogoro wenigstens einen Tag Rast gewähren werde.“

Auf dem Schiffe wurde P. Gommenginger von einer schweren Krankheit befallen, so daß er fast sterbend in Paris ankam. Es vergingen mehrere Wochen, ehe er nur seine Anwesenheit in Europa den Familienangehörigen melden konnte. Seine Nerven waren dermaßen zerrüttet, daß er nicht im Stande war, eine Feder zu halten.

Mit der Reise nach dem Elsaß ging es diesmal nicht so leicht; denn es herrschte zur Zeit längs der Vogesen der leidige Paßzwang.





*P. August Gommenginger.*



„Es ist doch eng- und hartherzig,“ schrieb er unter dem 14. Juni 1888 an seine Tanten, „einem halbtodten Missionär das Wiedersehen seiner Geschwister und Verwandten zu erschweren und ihm das bischen Heimathluft, die seine franke Brust heilen soll, vorzuenthalten oder bezahlen zu machen. Umjomehr schmerzt mich dieses, als ich meine Gesundheit gerade in einer deutschen Colonie, also zum Wohle Deutschlands hingeopfert habe. Meine Papiere liegen gegenwärtig bei der deutschen Botschaft in Paris und soviel ich weiß, stellt man Nachforschungen an über mich und über unsere Familie. Von dem günstigen oder ungünstigen Ergebnisse derselben wird es abhängen, ob ich ins Elsaß darf oder nicht.“

P. Gommenginger sah die Dinge zu düster an; denn die Erlaubniß in das Elsaß zu kommen, wurde ihm ohne allen Anstand gewährt.

Zwei Monate brachte er hier zu. Dann kehrte er nach Paris zurück, um sich im Mutterhause an den geistlichen Exercitien zu betheiligen; nachher machte er eine Wallfahrt nach Lourdes. Am 12. September finden wir ihn schon wiederum auf der Reise nach Ostafrika begriffen. Von Marseille aus richtete er an den hochw. Hn. General-Superior folgende Zeilen, die zwar kurz sind, aber zeigen, von welchem Eifer und welcher Selbstentjagung er bejeelt war. <sup>1)</sup>

„Ehe ich an Bord steige, entbiete ich Ihnen, Gnädigster Herr, sowohl in meinem Namen als auch im Namen meiner Confratres, diesen letzten Abschiedsgruß,

---

<sup>1)</sup> Bulletin 1890, S. 847.

mit der Bitte, Sie und die gesammte Congregation mögen unser im Gebete stets eingedenk bleiben, damit wir alle wahre Gottesmänner seien und nichts anderes suchen, als das Heil der Seelen, zu denen wir unsere Schritte lenken.

Großen Trost habe ich in Lourdes empfunden, wo ich auch zu Füßen der himmlischen Mutter das Opfer meines Lebens erneuert habe. Auf der Reise dorthin und in Lourdes selbst litt ich zwar wieder heftige Magenschmerzen, dann aber trank ich an der Wunderquelle und bat die göttliche Mutter, sie möge mich von diesem leidigen Uebel befreien, damit ich in Afrika recht tüchtig arbeiten könne. Ich lebe nun der Hoffnung, daß sie mein Gebet erhört haben wird; denn, wenn ich gesund zu werden wünsche, so ist es nicht meinerwegen, nicht um länger und vergnügter zu leben — nein, Gott weiß, daß ich nicht an das Leben halte! — sondern einzig und allein um fähiger zu sein, an der Verbreitung des Reiches Gottes zu arbeiten.“

Auch an seine Familie schrieb er: <sup>1)</sup>

„Auf Verlangen des hochw. Herrn de Courmont habe ich eine Wallfahrt nach Lourdes gemacht, um unsere Missionen überhaupt und die meine insbesondere der lieben Mutter Gottes zu weihen. An Kraft und Trost hat die göttliche Mutter es mir nicht fehlen lassen. Es befanden sich mehrere Pilgerzüge am heiligen Orte, so daß ich nur mit großer Mühe dazu kommen konnte, die hl. Messe zu lesen. Am ersten Tage las ich sie in der Basilika am Altare des hl. Franziscus Xaverius für alle Lebenden

---

<sup>1)</sup> Brief vom 12. September 1888.

und Verstorbenen unserer Familie; am zweiten Tage, am Altare des hl. Evangelisten Johannes für unsere Missionen. . . . Im Augenblicke, als ich an der Grotte mein letztes Kreuzzeichen machte, um mich dann an den Bahnhof zu begeben, wurde ich sehr angenehm überrascht. An meiner Seite stand einer meiner besten Freunde aus Beauvais, und einige Schritte weiter traf ich drei unserer Patres, die ich ebenfalls seit Jahren bestens kenne. Wir waren alle ebenso verwundert als glücklich, uns zu Füßen der lieben Gottesmutter so unverhofft zusammenzufinden. . . Ich gehe jetzt an Bord. Lebet wohl! Auf Wiedersehen im Himmel droben! Auf Erden sehen wir uns nimmermehr. Es fällt mir diesmal etwas schwerer als sonst die Heimath zu verlassen; aber gilt gleich, der Wille Gottes geschehe! In diesem Worte will ich, daß mein ganzes Leben zusammengefaßt werde.“

Auf Wiedersehen im Himmel droben! Auf Erden sehen wir uns nimmermehr! Das war eine Prophezeiung; sie sollte in Erfüllung gehen.

\*                      \*

In Ostafrika zurückgekehrt verweilte P. Gommenginger einige Zeit bald in Zanzibar, bald in Bagamoyo und war Zeuge der Vorgänge, die wir bereits weiter oben erzählt haben.

Die Leitung von Mrogoro übernahm er nicht mehr; der apostolische Vicar, Mgr. de Courmont, betraute ihn mit einer anderweitigen Aufgabe. <sup>1)</sup> Er sollte nämlich,

---

<sup>1)</sup> P. Gommenginger wurde später (1897) durch einen seiner Vetter, Amand Hilsz, in Mrogoro ersetzt. Leider starb der junge

unter Beihilfe des P. Le Roy, eine Karawane bilden, welche zum Zweck hatte: 1. die Missionsstation Bagamoyo von einem Theile der Flüchtlinge zu befreien; 2. die Stationen im Innern, namentlich Mandera und Mhonda mit Vorräthen zu versehen, und 3. die schon längst geplante Niederlassung am Kilima-Ndscharo zu gründen. Inwiefern ihm die Erreichung dieses dreifachen Zweckes glückte, wollen wir jetzt erzählen.

Wir haben bereits geschildert, wie die Mission von Bagamoyo, infolge des Kampfes zwischen den Deutschen und den aufständischen Häuptlingen an der Küste, die Zufluchtsstätte einer überaus großen Anzahl von Eingeborenen wurde. Dieselbe setzte sich zusammen aus Arabern und Hindu von Bagamoyo, aus Negern von Stadt und Land, endlich aus Fremdlingen aus dem Innern, aus Leuten von Uniamwesi, Ufukuma, Manjuema, welche ihrer Gewohnheit gemäß mit Elfenbein an die Küste gekommen waren und daselbst durch den plötzlichen Ausbruch des Krieges überrascht wurden. Während nun die Araber und Hindu nach und nach als zu Grunde gerichtete Geschäftsleute, aber doch mit heiler Haut, nach Zanzibar übersiedelten, mußte auch daran gedacht werden, die Leute aus dem Innern auf den Weg nach ihrer Heimath zu führen.

Am 10. Januar 1889 war P. Le Roy im Lager Buschiri's. Er erhielt für eine Karawane von 100 Mann die Erlaubniß die Missionsstationen in Ukami, Uruguru

---

Pater schon nach wenigen Monaten, am Charfamstage, nachdem er noch das « Exultet » gesungen hatte (9. April 1898).

und Usagara mit Vorräthen zu versehen; eine andere Karawane, welche aus Wasufuma <sup>1)</sup> bestand, durfte nach Mandera und Mhonda folgen, und endlich willigte man ein, daß auch eine große Anzahl Bewohner von Uniamwesi, welche den Rückweg in ihre Heimath wagen wollten, mitziehe.

Zwei Tage nach diesem einleitenden Schritte brachen P. Gommenginger und P. Le Roy mit dem Theile der Karawane auf, welche die Aufgabe hatte, eine friedliche Bresche in die Reihen des umherliegenden Feindes zu öffnen. Die Träger waren wohl bewaffnet, die beiden Missionäre hingegen, die, der eine an der Spitze, der andere an dem Ende des Zuges sich befanden, trugen diesmal nur einen schlichten Wanderstab, denn ihre Stärke wäre an jenem Tage ihre Schwäche gewesen. Hinter ihnen schritt in langer Reihe eine starke Karawane aus Uniamwesi und am nächsten Tage sollten unter Führung eines zuverlässigen Arabers andere folgen.

„Wir hatten Bagamoyo kaum verlassen,“ schreibt P. Gommenginger, <sup>2)</sup> „als wir schon von einer Bande Aufständischer, deren Führer mir von Mrogoro aus sehr gut bekannt war, angehalten wurden. Dieser trat auf mich zu, drückte mir die Hand und versicherte seinen Mannschaften, ich wäre der «Bwana Mkubwa» (große Herr) von Mrogoro und er mein bester Freund. In meinen Augen war er im Gegentheil ein nichtswürdiger

---

<sup>1)</sup> Wasufuma d. h. Bewohner von Usufuma, einer Landschaft zwischen Uniamwesi und dem Victoria-Nyanza-See.

<sup>2)</sup> Brief vom 25. März 1889; Kath. Miss. 1889, S. 195.



Schuft; allein es war der Augenblick nicht gegen seine vorgebliche Freundschaft zu protestiren. Er ließ sich's nicht nehmen, mir das Ehrengleite zu geben und ging mit bis zu einem Sumpfe, wo ich Halt gebot, bis die Karawane sich eng aneinander geschlossen hätte. Beim Abschiednehmen mahnte ich ihn, er solle recht brav sein, insbesondere nie Unschuldigen etwas Leids thun. Er versprach mir's auf Allah und seinen Propheten. Wir setzten über den Sumpf, ich einer der ersten, dann kamen die Männer, nachher die Frauen mit den Kindern. Auf einmal ertönt ein Schrei, ein gellender Ruf: „Hilfe! Hilfe!“ Was war geschehen? Mein angeblicher Freund war einfach über die letzte Frau und ihr Kind hergefallen und wollte sie wegschleppen, in der Absicht natürlich beide als Sklaven zu verkaufen. In einem Nu aber waren unsere Leute wieder über dem Sumpfe und setzten den Strauchdieben nach; diese ließen nun Frau und Kind zurück, entflohen aber mit ihrem Reisebündel. Merket, daß die betreffende Frau eine Verwandte des besagten Räuberhauptlings war und dieser oft bei ihr die Gastfreundschaft genossen hatte. Aber so ist es leider! und das hat der heillose Krieg mit sich gebracht: die Neger bekämpfen sich jetzt selbst, fangen und verkaufen einander, wie liebes Vieh; keine Verwandt- oder Freundschaft wird mehr berücksichtigt.

Noch zweimal wurden wir von bewaffneten Banden angehalten; allein zwei Männer, welche Buschiri uns mitgegeben hatte, beschützten uns, und so konnten wir glücklich den Ringanfluß zwischen unser Lager und dei gefährlichen Räuber bringen.

Die Karamanen, welche uns folgten, schlugen den geraden Weg über Mrogoro und Mpuapua nach Tabora ein. Wir hingegen mußten beinahe ganz Udoë durchziehen, ein gefährliches Land, da es von unverbesserlichen Cannibalen bewohnt wird.

Die Wadoë<sup>1)</sup> kann ich nicht besser kennzeichnen, als wenn ich folgende zwei Episoden erwähne: Einst verirrten sich drei deutsche Matrosen zu weit landein; sie wurden überfallen, enthauptet und in den Fluß geworfen. Auf der andern Seite standen Wadoë; diese machten sich sofort daran, die Leichen aufzufischen. Da kamen aber auch Krokodile und schnappten danach. Nun entstand ein Kampf; die Krokodile zogen die Leichen an den Beinen, die Wadoë an den Armen, keinerseits wollte man den Leckerbissen fahren lassen. — Ein anderes Mal hatten die Wadoë zuviel Menschenfleisch; da räucherten sie einfach das Uebriggebliebene gleich Speck oder Häringen und sandten es ihren Freunden und Verwandten.

Bei diesen also mußten wir durch. Doch man erschrecke nicht! Von den Missionären haben sie noch keinen verzehrt; sie zählen sogar zu unseren guten Freunden. Seit Jahren reisen wir kreuz und quer durch ihr Land, kehren bei ihnen ein, übernachten in ihren Hütten, und noch nie haben sie uns etwas Leids gethan. Ich glaubte auch diesmal unbehelligt durchziehen zu können.

Mittwoch den 15. Januar lagerten wir nach einem ermüdenden Tagemarsch im ersten Dorfe. Am nächsten Morgen zu früher Stunde, als wir eben unsern Marsch

---

<sup>1)</sup> Siehe Seite 234.

fortsetzen wollten, traten uns drei Häuptlinge in vollem Kriegsschmucke an der Spitze einer zahlreichen Schaar mit Flinten bewaffneter Krieger entgegen. Sie grüßten und drückten uns die Hand, und da sie uns als die wahren Brüder der Missionäre von Bagamoyo und Mandera erkannt hatten, erklärten sie, sie würden von uns „weder ein Haar noch einen Fingernagel“ nehmen. Sehr wohl: aber offenbar wollten sie doch etwas von uns; was also?

„Myama“, sagte endlich einer von ihnen, mit einem Schmunzeln, das nur ein Menschenfresser nachahmen kann, „Fleisch!“

Fleisch, d. h. Menschenfleisch also wollten sie und die Berechtigung dazu lag für sie in dem folgenden Umstande. Die Leute von Udoë, welche von Ismaël, dem Häuptlinge von Windi, zum Kampfe aufgefordert worden waren, hatten wenige Tage vorher in einem Zusammenstoße mit Leuten aus Waniamwesi, welche auf Seite der Deutschen kämpften, einige Mann verloren. Als sie sich dann an Ismaël gewandt hatten, um eine Sühne dafür zu erhalten, gab ihnen dieser zur Antwort:

„Ich habe nichts; aber alle Waniamwesi, die euch in den Weg laufen, übergebe ich eurer Gewalt.“

Nun befanden sich aber bei unserer Karawane 69 Waniamwesi, lauter große, runde, fette Prachteremplare. Man denke sich diesen Festschmaus, 69 Mann und dazu einen Topf voll kleiner Erbsen!

Nach einstündiger Verhandlung glaubten wir die drei Häuptlinge halb und halb gewonnen. Allein, da erhob sich außerhalb des Dorfes ein großer Lärm, der die Ankunft von anderen Leuten aus Udoë verkündete, und diesen

folgten stets neue und zahlreiche Schaaren, welche immer frecher und ungeberdiger auftraten.

„Fleisch wollen wir, Fleisch müssen wir haben!“

Den ganzen Tag unterhandelten wir mit diesen gefräßigen Wilden. Endlich, da alles Bitten und Beten umsonst war, gaben wir folgende feierliche Erklärung ab:

„Diese Leute gehören zu unserer Karawane; wer sich an ihnen vergreift, vergreift sich an uns. Lasset ihr sie nicht ruhig ihren Weg gehen, dann werden die Augen das letzte Wort sprechen.“

Wir waren in der That entschlossen, dieses Mittel anzuwenden, denn niemals hätten wir zugelassen, daß man unter unseren Augen harmlose Leute erwürge, welche sich uns anvertraut hatten. Mit unseren 60 ausgezeichneten Gewehren, worunter einige Modell Gras, würden wir den Angreifern schon recht ordentlich gezündet haben, wenn wir auch schließlich vielleicht ihrer Uebermacht erlegen wären. Doch so weit kam es nicht.

Der Häuptling des Dorfes, wo wir übernachtet hatten, ein halbcivilisirter Neger, der mehrere Jahre in Bagamoho zugebracht und oft mit den Missionären verkehrt hatte, setzte uns in Verbindung mit dem einflußreichsten der Häuptlinge, welcher noch größere Begier nach Geld und Schmeicheleien, als nach Menschenfleisch hegte. An Complimenten ließen wir es nicht ermanqeln; mit dem Gelde waren wir schon etwas sparsamer, doch mit einigen Rupien hatten wir unsern Mann gewonnen. Er trat nun vor seine Leute hin und hielt ihnen beiläufig folgende Anrede:

„Ich, der große Häuptling, spreche jetzt. Ich will, daß die Weißen und ihre Träger und Reisegefährten ruhig ihres Weges gehen. Wer von euch sich unterfängt, auch nur eine Nadelspitze von ihrer Habschast zu entwenden, der wird mit mir zu schaffen bekommen.“ — Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, fuchtelte er mit seiner Mordkeule vor ihren Nasen herum.

Ein Protestationsgeheul war der enttäuschten Menge Antwort. Allein der Riese hatte bald wieder Ruhe geschaffen, denn er ließ keinen Zweifel bestehen, daß er seine Drohung sofort in That übersetzen würde.

„Ich, der große Häuptling, will es so, und was ich will, das wird; verstanden?“

Hierauf hieß er uns weiterziehen und gab uns ein Geleite von 20 seiner Krieger mit, die uns beschützen sollten, bis wir außer Gefahr wären. Dank ihm hätten wir uns beinahe ohne Verlust eines Mannes aus dieser mißlichen Lage gezogen. Leider muß ich sagen „beinahe“! Denn als wir aufbrachen, bemerkten wir, daß einer der Träger fehle. Der Unglückliche scheint in seiner Angst einen Fluchtversuch gemacht zu haben. Wir erfuhren später, daß er nicht weit gekommen sei; er ist verzehrt worden.

Der Abend war hereingebrochen; Todtenstille herrschte. Wir marschirten in sorgfältig geschlossenen Reihen lautlos und rasch durch enge, gewundene Fußpfade. Der Mond schien über uns, und die Vorsehung beschirmte uns. Kurz vor Mitternacht hielten wir und lagerten; denn unsere Leute konnten nicht weiter, und es thut einem in der Seele weh, wenn so ein armer Mensch unter seiner Bürde



hinsinkt und ruft: „Pater, verlaß mich nicht!“ während er umsonst sich Mühe gibt aufzustehen. Wir rasteten also. Aber schon um 3 Uhr morgens streiften Banden von Wadoë, Schakalen ähnlich, rings um unser Lager. Vorwärts wieder! Ueber Berg und Thal, durch Wald und Sumpfgラス, und wieder über Hügel und Niederungen; voran, laufet, rettet euer Leben, ihr 68 Söhne von Uniamwesi! — Es glückt.

Da liegt vor uns der Wamifluß, und am jenseitigen Ufer sind wir schon so nahe an Mandera, daß wir einer freundlich gesinnten Bevölkerung sicher sein können.

Von Mandera nach Mhonda geht der Weg durch ein Land, dessen Leute von der Aufregung des Krieges an der Küste noch wenig berührt wurden und den Missionären wohlgewogen sind. Ueberall wurden wir gut aufgenommen, und so glückte auch unsere zweite Aufgabe, indem wir unsere Mitbrüder mit Vorräthen versehen konnten.

Jetzt galt es die dritte Aufgabe zu lösen, die Mission am Kilima-Ndscharo zu gründen. Daraus wurde nichts. Seit unserer Abreise von Bagamoyo hatte sich die Lage an der Küste wesentlich verschlimmert, der Krieg war in ein neues Stadium getreten. Unter diesen Umständen schrieb uns Mgr. de Courmont, wir sollten unsere Vorräthe in Mhonda lassen und sofort zurückkehren. Nach wenigen Tagen Rast traten wir also traurig den Rückweg nach der Küste an; diesmal ohne das Gefolge der Waniamwesi, welche den Appetit der Wadoë so sehr gereizt hatten; auch hüteten wir uns, den Weg durch ihr Land zu nehmen.“

Inzwischen war der Hauptmann Wißmann mit einem Heere judanesischer Söldlinge angerückt. Am 8. Mai machte er einen Angriff auf Buschiri's Lager bei Bomani und nahm dasselbe im Sturm ein. Dabei fielen der Häuptling von Windé und mehrere andere vornehme Araber. Buschiri schlug sich tapfer, bis eine Kugel den Lauf seines Karabiners zerschmetterte. Als er die Deutschen siegreich eindringen sah, entzog er sich unbemerkt dem Feinde und entfloh zu Fuß, während sein Esel unter Führung eines Schwarzen die 10,000 Rupien, welche er acht Tage vorher als Lösegeld für die anglikanischen Missionäre erhalten hatte, an einen sichern Ort bringen sollte. Allein beim Krachen des Gewehrfeuers verlor der Grauschimmel seine Fassung, entkam seinem Führer, der selbst vor Schrecken kopf- und rathlos geworden, und ließ bei seinen wilden Sprüngen und seinem blinden Umherschweifen seine kostbare Last zur Erde fallen. Das Geld kam in die Hände der Deutschen, sowie auch Buschiri's Frauen und Papiere.

Die Erbitterung über diese Niederlage bewirkte eine Wendung in der sonst freundlichen Stimmung der Araber gegen die katholischen Missionäre. Verschiedene böswillige Gerüchte wurden gegen diese letzteren ausgestreut und fanden nur ein zu williges Ohr. Nach den einen sollten sie am Morgen des Kampftages einen ihrer Knaben ausgesandt haben, damit er die Stellung des Lagers auskundschaftete und den deutschen Truppen als Führer diene. Man behauptete auch, drei Franzosen, nach anderer Weise drei Leute aus der Mission, hätten in den Reihen der Deutschen mitgefochten. Endlich sollen die Frauen

Buschiri's bei den Patres eine Zuflucht gesucht haben, diese aber hätten sie, statt zu schützen, an die Soldaten Wißmann's ausgeliefert.

Was war die Folge dieser falschen Gerüchte? Ein Christ aus Bagamoyo wurde auf seinem Heimwege von Mandera entwaffnet, mit dem Tode bedroht und von den Häuptlingen als Gefangener zurückgehalten. Aus Furcht von den erbitterten Arabern getödtet zu werden, ergriff er während der Nacht die Flucht, gelangte schwimmend über den Kingani und erreichte die Mission in größter Aufregung über sein Abenteuer und noch voll Angst über die Drohworte der Häuptlinge. Er hatte sie sagen hören, alle Weißen, die Deutschen, Engländer und Franzosen, machten gemeinsame Sache, und es sei fürderhin kein Grund, unter ihnen einen Unterschied zu machen.

Wenige Tage später erhielten Mgr. de Courmont und P. Baur, jeder einen Brief von Buschiri. In beiden Briefen verlangte dieser die Herausgabe seiner Frauen, die in der Mission eine Zuflucht gefunden hätten, mit der Drohung, falls sie dieselben, statt sie über Windé zurückzuschicken, den Deutschen auslieferten, werde er sich all der „Bibi“ (Frauen) der Weißen bemächtigen und sie in seinen Harem entführen. Unglücklicherweise blieben alle Bemühungen des apostolischen Vicars und P. Baur's sich mit Buschiri in Verbindung zu setzen, um jene falsche Anschuldigungen aufzuklären, erfolglos.

P. Gommenginger berichtet: <sup>1)</sup>

---

1) Brief vom 28. October 1889.

„Nach seiner Niederlage in Bomani zog Buschiri nach Mpuapua im Usagara, wo er des Nachts die deutsche Station überfiel. Von den zwei Europäern, die sich dort befanden, wurde dem einen durch Buschiri selbst der Hals abgeschnitten, dem andern, Hn. Giese, einem deutschen Leutnant, mit dem ich sehr befreundet bin, gelang es zu entkommen. Tags über hielt er sich im Gebüsch verborgen; Nachts schlich er sich, den gebahnten Wegen ausweichend, durch Wald und Hochgras vorwärts, ohne andern Führer als die Sterne am Himmel. Seine ganze Nahrung bestand aus etwas Mehl, welches er in Wasser auflöste; Feuer durfte er vorsichtshalber keines machen. Einst bei stockfinsterner Nacht klopfte es an unserer Thüre.

„Wer ist draußen?“

„Ein armer Europäer!“ antwortete eine kaum vernehmbare Stimme.

Es war Herr Giese! Wir empfingen ihn mit offenen Armen. Er irrte im Felde umher, nicht wissend, wo er war, als er unser Glöcklein läuten hörte. Er befand sich in der Nähe der Mission — er war gerettet!

„Oh!“ sagte er, „wenn Sie wüßten, was ich empfunden habe, als ich Ihr Glöcklein vernahm!“

Nach diesem Streiche hörte man nichts mehr von Buschiri. Niemand wußte genau, wohin er gezogen wäre; die einen sagten, er habe sich nach Uhehe begeben; andere behaupteten, er halte sich versteckt, weil die Deutschen einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Nur dieses erfuhren wir bestimmt, daß er unsere Patres in Tumbo, Mrogoro und La-Vonga mit Gefangenschaft und Tod bedroht, und daß diese sich mit ihren Kindern und Christen-

familien nach Mhonda geflüchtet hatten, ihre Missionen der Obhut der Landeshäuptlinge, die uns allenthalben treu geblieben sind, überlassend.

Inzwischen schlug Wißmann die Aufständischen, welche dies- und jenseits des Kingani das Feld noch hielten, tüchtig aufs Haupt. Die Wadoë und die Wasaramos baten um Frieden und unterwarfen sich. Um die große Karawanenroute zu säubern, zog Wißmann anfangs September gegen das 80 Stunden landeinwärts gelegene Mpuapua, wo angeblich die Araber ihre Streitkräfte zusammengezogen hatten. Allein er fand nichts, als zwischen Mrogoro und Tunungo einen kleinen Haufen Araber und Neger, welche er ohne Mühe davonjagte, worauf er in Mpuapua einen permanenten Militärposten von 100 Mann errichtete.

Niemand dachte mehr an Buschiri. Wir in Bagamoyo glaubten uns schon vollkommen in Sicherheit, als plötzlich Flüchtlinge aus Usaramo daher kamen, mit der Schreckensbotschaft, Buschiri rücke an der Spitze eines Heeres von Masiti heran, alles sengend und brennend, mordend und frettend. Mit jedem Augenblicke kamen neue Schaaren von Flüchtlingen, ihre Zahl stieg bald in die Tausende. Herzbrechend war es zu sehen, wie diese armen Leute zitterten vor Schrecken und erschöpft waren vor Hunger und Mattigkeit. Indessen rückten die Masiti immer näher. Um einem Handstreich zu zuvorzukommen, ließ der Admiral die Schiffsmannschaft ans Land steigen; eine Abtheilung besetzte die Mission, welche mehr als die ziemlich befestigte Stadt der Gefahr ausgesetzt war, und um eine Belagerung der Stadt selbst zu verhindern, die



wegen der großen Anzahl der Flüchtlinge ebenfalls schwer zu vertheidigen gewesen wäre, zog der Commandant Gravenreuth mit allen verfügbaren Truppen ins Feld den Masiti entgegen.

Unser Missionshaus war in eine wahre Festung umgewandelt; mein Zimmer glich einem Fechtboden, Flinten und Patronen lagen da für den Kampf bereit; Thüren und Thore hatten wir sorgfältig verrammelt. Wir erwarteten nur noch die Ankunft des Feindes, um die Kinder in die inneren Gemächer zu flüchten und dann von den Veranda und Terrassen aus den Kampf aufzunehmen.

Sie können sich nicht denken, wie entnervend eine derartige Lage wirkt und wie unheimlich es einem ist, wenn man sich abends schlafen legt, mit dem Gedanken vielleicht jählings aufspringen zu müssen, um nach der Flinte zu greifen und arme Leute, denen man nur Gutes thun möchte, zu erschießen oder von ihnen erschossen zu werden. Nicht Angst ist Schuld daran, sondern vielmehr ein unsägliches Mitleid, Mitleid gegen den Feind, den man verschonen möchte, Mitleid besonders gegen die armen Kinder, die man aufgenommen, getauft, unterrichtet und gepflegt hat, die man herzlich liebt und deren jammervolles Schicksal im Falle der Gefangennehmung man im Voraus kennt.

Donnerstag Abend den 17. entstand ein panischer Schrecken in der Stadt und sogleich hieß es bei uns: „Die Masiti greifen die Stadt an!“ Schleunigst bergen wir die Kinder, die Frauen und die Schwestern in das Hauptgebäude, und Patres, Brüder, Männer und Jünglinge greifen nach den Gewehren und eilen kampfbereit

an ihre Posten. Doch nach einer halben Stunde stellte sich heraus, daß das Gerücht ein falsches gewesen war.

Mittlerweile hatte das Expeditionscorps vergeblich nach den Masiti gefahndet. Endlich am Samstag den 19. entdeckte es dieselben. Der Commandant hatte seine Truppen in drei Colonnen getheilt, in der Absicht den Feind zu umzingeln und Buschiri sammt den übrigen Häuptlingen gefangen zu nehmen. Allein der Zusammenstoß muß sich an einem Orte vollzogen haben, wo man sich nicht darauf erwartete,<sup>1)</sup> denn die einzige Colonne des Commandanten kam ins Gefecht. Die Masiti, etliche Tausend Mann stark, aber bloß mit Schild und Lanze bewaffnet, kämpften muthiger, als man geahnt hätte. Dreimal wiederholten sie ihren Ansturm auf die Deutschen, und hätten diese nicht über ausgezeichnete Schnellfeuer-  
gewehre verfügt, oder hätten die Masiti ihren Angriff ein viertes Mal erneuert, kein einziger Deutscher wäre davongekommen, denn die Munitionen waren bereits am Ausgehen. Der Commandant kam persönlich ins Handgemenge mit einem Masiti: Ein Revolverchuß verwundet diesen, er stürzt zu Boden, springt aber sofort wieder auf und stoßt mit seiner Lanze zu; im selben Augenblicke zerschmettert ihm eine zweite Kugel des Commandanten den Schädel.

Buschiri entkam auch diesmal wieder. Indes, seine Tage waren gezählt. Erbittert über seine immer zuneh-

---

<sup>1)</sup> Das Gefecht fand bei Myombo statt. Die Masiti verloren 300 Mann; auf Seiten der Deutschen gab es 7 Tödt und 3 Verwundete.

mende Grausamkeit, wandten sich die Aufständischen allmählig von ihm ab; schließlich fiel er den Deutschen in die Hände, wurde gefesselt nach Bagamoyo geführt und — aufgeknüpft. Sein Nachfolger, Bwana Heri, erbat sich einen ehrenvollen Frieden; auch Kilwa und Lindi unterwarfen sich — der Krieg war beendet.

Kurz gesagt, dieser deutsch-ostafrikanische Krieg hat vieles Geld verschlungen, viele Trümmer aufgehäuft und noch mehr böses Blut verursacht; gleichwohl muß dessen Endresultat als ein günstiges bezeichnet werden, insofern dadurch der muslimännische Einfluß, der bis dahin der Ruin aller Moralität, alles Fortschrittes und aller Civilisation in diesem Welttheile gewesen war, endlich einmal gebrochen wurde. Befreit vom Joche der Araber werden die heidnischen Eingeborenen sich leichter und zuversichtlicher den Europäern anschließen, wofern diese sie nur einigermaßen mild und gerecht behandeln. Der Neger stellt sich immer auf die Seite des Stärksten, nur muß dieser gut und vernünftig sein. Leider sind unsere europäischen Colonialbeamten das nicht immer, und weil sie es nicht sind, gerade darum werden sie in Afrika, wie auch anderswo, so oft gehaßt, verfolgt und vertrieben.“

---

## 21. Kapitel.

---

### Mission am Tana: Von Zanzibar bis Lamu.

---

P. Gommenginger befand sich nicht mehr in Bagamoyo, als der Krieg zum Abschluß kam. Mgr. de Courmont hatte schon längst die Gründung einer Missionsstation im englischen Zanguebar geplant und der englische Generalconsul, Oberst Ewan Smith, hatte den Entschluß durch seine Zuvorkommenheit zur Reise gebracht. Sobald die Kriegswirren es erlaubten, wurde Hand ans Werk gelegt. Am 2. November 1889 standen der apostolische Vicar, P. Gommenginger, P. Le Roy und Bruder Acheul mit zehn Jünglingen in Zanzibar reisefertig. Es galt zunächst einen geeigneten Ort für die neue Niederlassung ausfindig zu machen; dann sollten P. Gommenginger mit Br. Acheul und den zehn Jünglingen die Mission einrichten, während Mgr. de Courmont und P. Le Roy behufs Erforschung der Sabaki-Mündung nach Malindi und von da über Pemba nach Zanzibar zurückkehren sollten.

Wir erlauben uns, was wir schon im vorigen Kapitel theilweise gethan haben, auch hier wiederum die

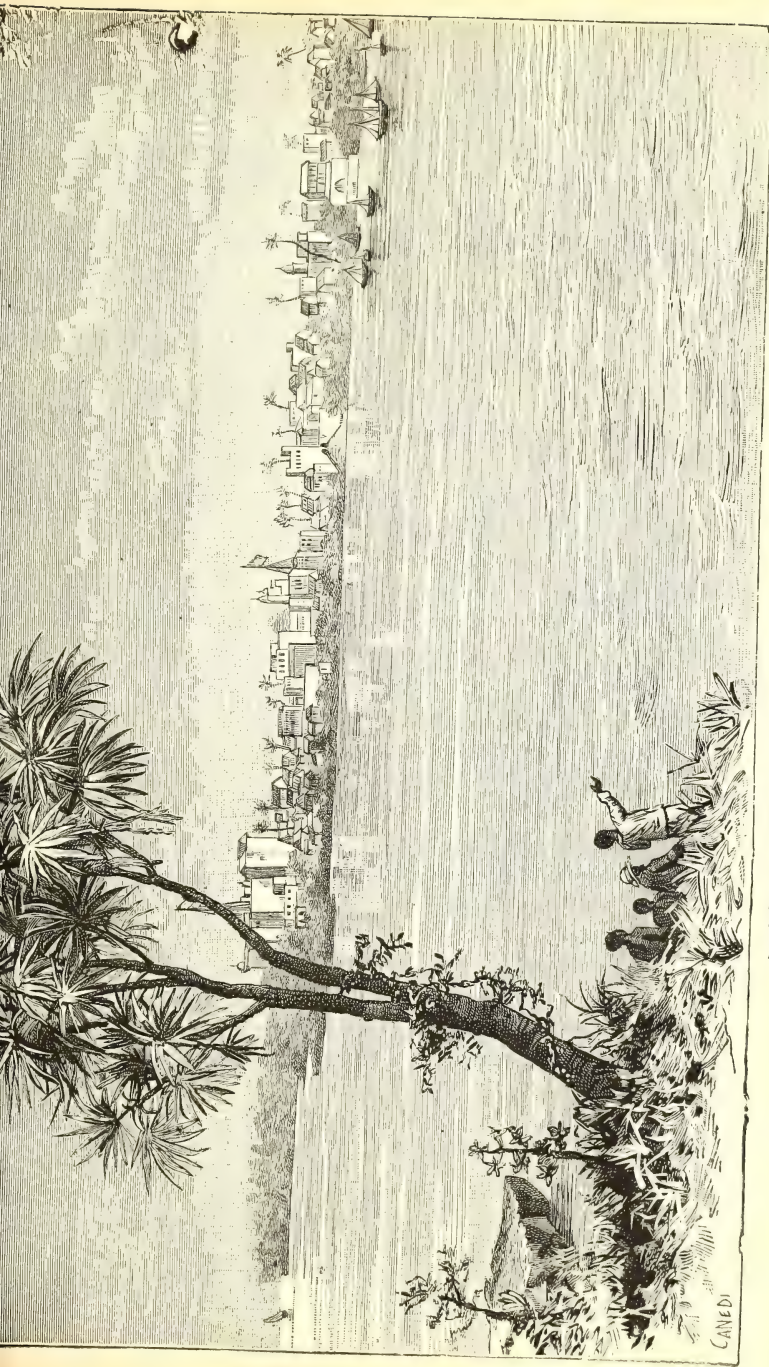
Reiseberichte P. Gommenginger's und P. Le Roy's in einen zusammenzuziehen.<sup>1)</sup>

„Im Hafen liegt das zur Mission gehörige Schiff „St. Joseph“, das Geschenk eines edlen Indiers für die Dienste, welche die Patres im letzten Kriege der Einwohnerschaft von Bagamoyo geleistet haben. Der Capitän ist ein junger Mann, elegant, verständig, beredt, der nur den einen Fehler hat, daß er mit seinen „väterlichen“ Ermahnungen an sein Personal, die er jede Viertelstunde einmal für gut hält, gar nicht zu Ende kommt. Der Koch seiner bischöflichen Gnaden, der alte Seliman ist auch von der Partie; er ist derselbe geblieben, hat noch immer den nämlichen kugelrunden Kopf, den nämlichen winzigen Gesichtsvorsprung als Nase, den nämlichen gewölbten Rücken, die nämlichen langen Arme, den nämlichen Schlendergang, dazu die nämliche unverbrüchliche Treue und — die nämliche Unappetitlichkeit beim Zureichten der Speisen. Vor 50 Jahren diente er auf einem französischen, den Verkehr zwischen Mayotte und Nossi-Bé vermittelnden Schiffe als Küchenjunge. Von Anno dazumal hat er drei Eigenschaften beibehalten: 1. jederzeit angeben zu können, wieviel Uhr es ist; 2. immer etwas sprechen zu wissen; 3. immer um Mitternacht zu erwachen und Punkt 3 ½ Uhr aufzustehen. — Ferner gehört noch ein guter achtzehnjähriger Junge, ein in Zanzibar losgekaufter Slave zum Schiff; sein Name ist Engelbert, oder wie Seliman es nach französischer Art ausspricht « Ange et

---

<sup>1)</sup> Le Roy, « Sur Terre et sur l'Eau, » S. 111 u. ffg. — Briefe P. Gommenginger's vom 1. Mai und vom 18. Dec. 1889.





Ausicht von Mombasa vom Lande aus (Seite 367).

CANADI



bête ». Der brave Engelbert ist indeß weder « ange » noch « bête », aber das Eigenthümliche hat er an sich: wenn er lacht, gleicht sein Gesicht einer aufgesprungenen Cocosnuß.

In den der Abfahrt vorausgehenden Tagen hatten wir Missionäre wie Neger gearbeitet, um alles Reisegepäck in die Kisten zu bringen: Aexte, Sägen, Stricke, Kessel, Pfannen, unzerbrechliche Tassen, Zinnteller und dergleichen. Ferner durften die nöthigen Tauschartikel nicht vergessen bleiben: viererlei Leinwand, drei Sorten Baumwollenzeug, Rattum, Taschentücher, Glasperlen, darunter sogenannte Asmani, Dudyo, Wadriyo, Guhabyo, Semsem und Bubu-Bubu; dann Eisen-, Kupfer-, und Messingdraht, Feldhacken, Messer, Lanzenspitzen, Schellen, Spiegel, Ketten, Sackpfeifen, Sonnenschirme, dreizehnhundert vierzig sortirte Angelhacken und sechzig Pfund rothen Ockers, einer Waare, die, wie man uns versicherte, bei den Damen in der Tanagegend sehr beliebt wird. Endlich hatte P. Sacleur einen Vorrath von Medicinen bereitet und Seliman hurtig noch drei Kilo Knoblauch unter den Arm genommen, mit der Bemerkung, derselbe werde seine „Saucen“ noch viel schmackhafter machen.

Damit konnte die Ausrüstung für genügend gelten. Wir begeben uns noch einmal in die Kapelle, um den lieben Gott zu bitten, er möge uns beschützen, die liebe Gottesmutter, sie möge uns einen günstigen Ort finden lassen, und den hl. Joseph, er möge gütigst die Pathenstelle bei der neuen Mission annehmen — alsdann lichten wir die Anker.

Noch am Abend des 2. November liefen wir nach einer ruhigen Fahrt an der Küste hin nördlich von Zanzibar in eine hübsche, grüne, ruhige Bucht ein, in der die Scheibenquallen zu Tausenden herumschwimmen. Unter einem leichten Zeltdach auf dem Hinterschiff breiteten wir Decken zur Nachtruhe aus. Drei Wochen lang werden wir hier die Nacht zubringen, während einförmig die Wellen an die Seitenwände schlagen, die Cocospäume am Ufer sich scharf am Horizonte abheben, der Wind saufend durch das Tackelwerk fährt, die Matrosen um die Wette schnarchen, die Ratten wie zu Hause herumspazieren und oben der große afrikanische Himmel seine reichen Sternbilder über uns kreisen läßt.

Am folgenden Tage verließ das Schiff die Insel Zanzibar; am 5. November erreichten wir Mombasa.

Mombasa oder Mombas liegt auf einer etwa eine Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Koralleninsel mitten in einer fast geschlossenen Bucht. Man hat sie durch einen Damm mit dem Festlande verbunden; so entstanden zwei Häfen, ausgezeichnet wegen ihrer Tiefe, ihres vortrefflichen Untergrundes und ihrer gegen alle Winde geschützten Lage; doch ist die Einfahrt für große Schiffe unregelmäßiger Strömungen wegen nicht ganz gefahrlos. Reisende beschreiben den Hafen mit seinem Kranze schön bewaldeter, stark abfallender Höhen und den im saftigsten Grün prangenden Ufern als ein wahres Schmuckkästchen der Natur. Als Vasco de Gama am 7. April 1498 in den Hafen einlief, konnte er nicht genug staunen ob der Schönheit der Stadt und ihrer Gärten, in denen Granatäpfel, zweierlei Arten Orangen,

indische Feigen, Citronen, Gewürznelken gediehen; auch hatte die Stadt vortreffliches Trinkwasser. Der Hafen wimmelte von Schiffen, welche Honig, Wachs, Weizen, Ambra und vor allem Elfenbein und edle Metalle ausführten. Die Portugiesen beschloßen daher auch, diesen wichtigen Hafen zu besetzen.

Im Jahre 1505 erschien der Admiral Don Francisco d'Almeida mit 11 großen Schiffen und 3 Barken vor Mombas und forderte den Scheik oder König, welcher sich gegen Vasco da Gama verrätherisch benommen hatte, zur Uebergabe auf. Im Vertrauen auf die Festigkeit des Platzes wurde diese verweigert; aber Almeida erstürmte die Stadt und brannte sie nieder. Die Portugiesen befestigten den Platz und legten eine Garnison von 100 Mann hinein. Es fehlte aber in der Folge nicht an Versuchen, das portugiesische Joch abzuschütteln. 1528 mußte die Stadt zum zweiten, 1585 zum dritten Male erobert werden. Bei der letzten Gelegenheit hatte sie der Türke Ali Bei im Einverständniß mit der mohammedanischen Bevölkerung durch einen Handstreich überrumpelt. Um einem ähnlichen Falle vorzubeugen, erhielt nun Mombas 1594 das heute noch stehende Fort, welches als ein Meisterwerk damaliger Befestigungskunst gilt. Trotzdem gelang 1631 abermals eine Ueberrumpelung der portugiesischen Besatzung. Unter Anführung eines eingeborenen Prinzen Namens Jusuff, dem man in Goa vergeblich eine katholische Erziehung hatte geben wollen, drangen 300 Neger in die Citadelle und erschlugen den Befehlshaber, dessen Frau und Tochter und einen Priester am Altare. Die Garnison und die ansässigen portugie-



fischen Familien hatten sich in das Augustinerkloster geflüchtet; aber auch sie erlagen nach 7tägiger Belagerung unter den Mordstreichen der Empörer. Bald eroberten die Portugiesen Mombas zurück und verstärkten seine Befestigungen, verloren es aber am 4. December 1698 endgiltig an den Sultan von Maskat. Die Ruinen des großen Augustinerklosters, vieler Kirchen und Kapellen, Brunnen und Batterien erinnern auch heute noch an die Zeit, da Portugal diese Insel dem Christenthum erobert hatte. Auch die Reste alter portugiesischer Plantagen sind noch kenntlich. Burton hat auf dem Festlande ganze Alleen regelmäßig gepflanzter Fruchtbäume, namentlich Mangobäume gesehen, welche die alten Portugiesen angelegt hatten. Unter der arabischen Herrschaft hat sich seitdem Mombas in eine Trümmerstadt verwandelt. Heute zählt es nur wenige arabische Häuser von Bedeutung auf dem Schutte früherer Größe. Ein hundertjähriger Kampf zwischen seinem Fürstenhause der Mjara und den Said, dem Fürstenhause von Zanzibar, hat es verwüstet. Erst im Jahre 1839 kam die Insel durch blutigen Verrath, dem nach echt mohammedanischer Politik 26 Prinzen des Geschlechts der Mjara zum Opfer fielen, in die Gewalt des Sultans von Zanzibar.

Der Fremde darf nur bis an die Hauptpforte des eigentlichen Fort vordringen. Auf demselben ragt noch ein mächtiges Kreuz empor, worunter das Monogramm unseres Erlösers mit seinem von drei Nägeln überhöhten Herzen, die portugiesische Krone und eine große lateinische Inschrift angebracht sind. Ein erschütternder Anblick! Ach, hätte Portugal seine Mission besser verstanden,

Afrika wäre jetzt nicht so tief gesunken und — Portugal auch nicht!

Der Sultan hatte uns ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur mitgegeben; dieser empfing uns mit nicht endenwollenden Höflichkeitsbezeugungen; er führte uns in einen großen Saal und ließ sofort den Thee serviren, welcher in Schalen aus chinesischem Porzellan mit silbernen Unterfüßen credenzt wurde; auf den Thee folgte noch ein Gläschen Rosenwasser-Sorbet.

Im Saale befanden sich einige sehr werthvolle Möbel, nur standen sie bunt durcheinander und verschwanden gleichsam unter dem Staube, der sie bedeckte. Neben chinesischem Porzellan lag ein alter Kochtopf; goldumrahmte Spiegel hingen unregelmäßig und mit breitköpfigen rostigen Nägeln befestigt an den vor Schmutz glitzernden Wänden; die Teppiche am Fußboden würde man bewundert haben, wenn sie weniger von Ratten und Mäusen zernagt gewesen wären; in einer Ecke des Saales stand ein Bett, das gewiß auch nicht dorthin paßte, und was für ein Bett? — der letzte Slave hat kein armeligeres; nebenbei wies dasselbe jenen eigenthümlichen Farbenschmuck auf, welchen Regionen von Flöhen und Wanzen gewöhnlich zurücklassen; darunter stand eine blecherne Pfanne und fuhr allerlei Kauderwerk herum, das sonst zum Mattenflechten dient. Bloß der Seidestoff an Kissen und Matraze schien zu sagen: hier pflegt zu schlafen der Herr Gouverneur von Mombas. Dieser merkwürdige Salon ist ein treues Bild der arabischen Cultur: ein Gemisch von Civilisation und Barbarei, von materiellem Fortschritt

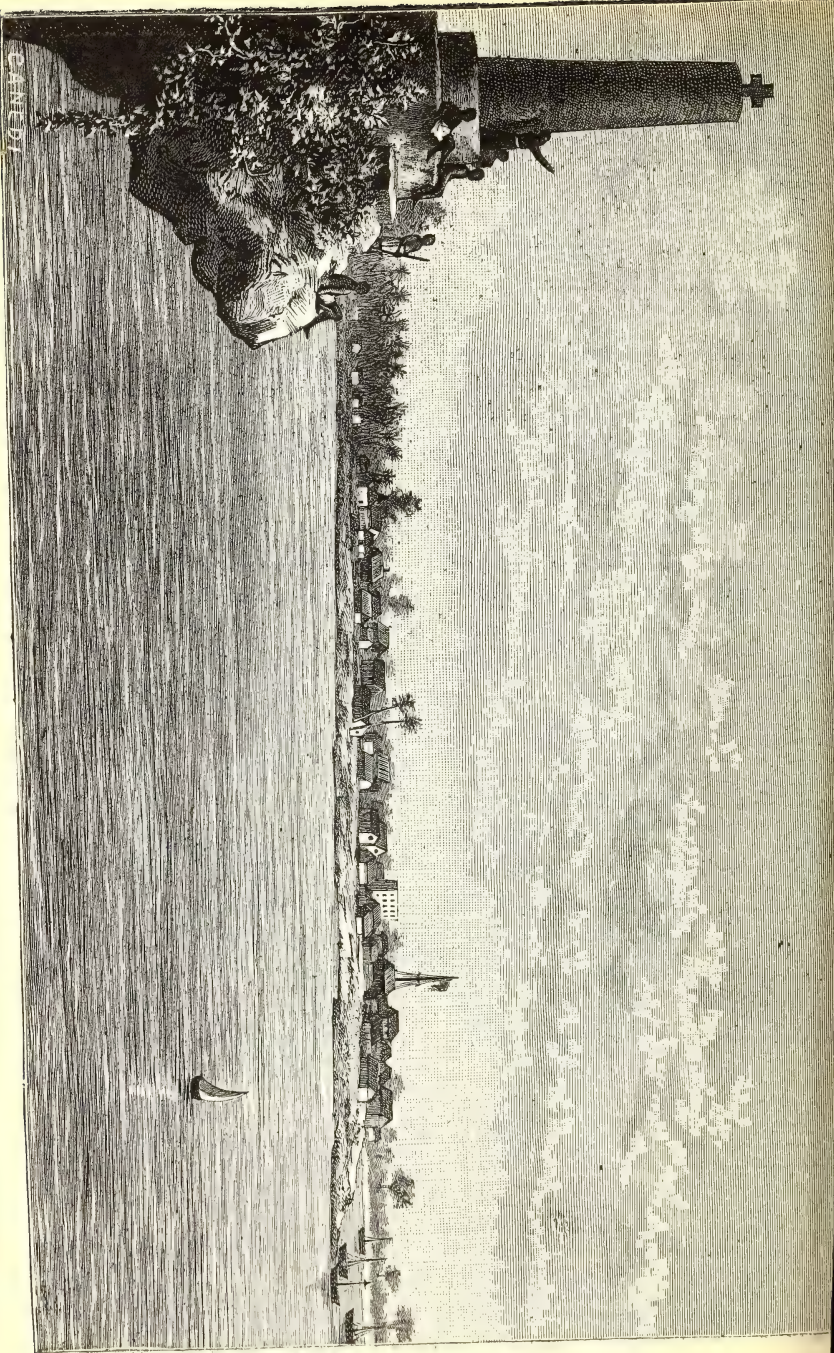
und sittlicher Versumpfung — weiter werden die Araber es nie bringen.

Andern Tags kamen wir gegen Abend in Sicht von Malindi. Beim Anblicke dieser Hafenstadt erinnerten wir uns an den großen hl. Franz Xaver, der vor beinahe 350 Jahren vom Verdecke des Schiffes aus, das ihn nach Indien trug, das heilige Kreuz begrüßte, welches er hier am Strande aufgepflanzt sah. Noch heute strahlt das Kreuz, welches das Herz des hl. Franz Xaver mit Freuden erfüllte, von der Säule herab, die der Ueberlieferung zufolge Vasco da Gama errichtet haben soll. Aber der Segen, dessen Zeichen das Kreuz ist, stieg noch immer nicht auf die Küste nieder und seitdem die Portugiesen dieselbe verlassen haben, beugt sich wohl kaum mehr ein Knie vor dem Zeichen unserer Erlösung. So galt unser erster Besuch wenigstens diesem Denkmal. O heiliger Franz Xaver, auch wir kommen, um an dieser Stelle, an welcher du gebetet hast, nach deinem Beispiele zu beten. Auch wir berühren Malindi, wie du, nur im Vorübergehen; erbitte uns die Gnade, dereinst Missionäre reich an Tugenden hierher zu führen, denen sich endlich das ungeheure Gebiet von Malindi erschließe und aus deren Mund es die Predigt der frohen Botschaft aufnehme!

Es wird ein schweres Stück Arbeit kosten aus den Arabern dieses Landstriches Christen zu machen. Der hl. Franz Xaver erzählt in einem seiner Briefe, welche Mühe er sich einst gegeben, um einen der vornehmsten Einwohner Malindi's von der Falschheit des Mohammedismus zu überzeugen und wie wenig Erfolg er dabei gehabt hat. Seither haben sich die Gesinnungen dieser Küstenbewohner







Die Denksäule Vasco da Gama's bei Melinde (Seite 370).



nicht geändert, ihre Verstocktheit ist heute noch dieselbe wie vor drei Jahrhunderten.

Mohammed hat bekanntlich als Befehrungsmittel den Säbel angepriesen und angewandt; soll darum der Mohammedismus dereinst wieder von der Erdofläche verschwinden, so dürfte es eine gerechte Strafe Gottes sein, daß er nicht durch das Licht des Glaubens, sondern ebenfalls durch den Säbel verdrängt und vertilgt werde, wie dies bereits in Spanien geschehen ist. Man täusche sich nicht! Der Grundsatz des Säbels steckt in jedem Mohammedaner, und wenn sie denselben nicht in einemfort und blindlings anwenden, so geschieht es nur, weil sie günstigere Zeiten abwarten.

„Zeit drei Wochen, die ich in Kau bin, „schrieb P. Gommenginger einige Zeit später, <sup>1)</sup> „wo meist ächte, in Arabien selbst geborene Araber wohnen, und von denen jeder wenigstens einmal im Leben die Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, bekomme ich ganz absonderliche Dinge zu hören. Eines Tages lenkte sich das Gespräch auf den Mahdi vom Sudan.

„Dieser ist der wahre Mahdi nicht!“ sagten die Araber verächtlich.

„Warum nicht?“

„Weil nach unseren Büchern der wahre Mahdi aus Arabien stammen und in Mekka geboren werden soll.“

„Wann wird er kommen?“

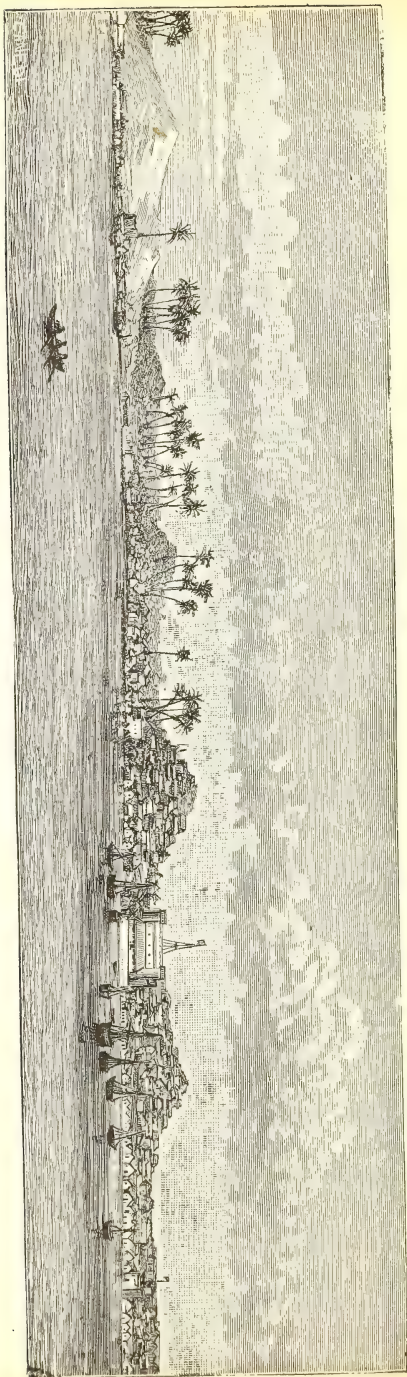
„Lange wird er nicht mehr säumen. Dann werden alle Mohammedaner aus allen Weltgegenden sich um ihn

---

<sup>1)</sup> Brief vom 18. December 1889.

schaaren. Von Mekka werden wir nach Constantinopel, von da nach Rom ziehen und dann die ganze Welt erobern. Die, welche sich zum Islam bekehren, werden mit uns halten und das Heer Gottes verstärken; alle übrigen werden erdroffelt werden. Wir werden keine andere Waffe führen als den Säbel; was die Waffen der Christen betrifft, davor brauchen wir uns nicht zu fürchten; denn ihre Kanonen und Flinten werden nicht mehr losgehen und ihre Schiffe nicht mehr vorwärts können. Ist der Unglaube einmal besiegt, dann wird das Ende der Welt hereinbrechen. Die Sonne und der Mond werden von ihrer Bahn abweichen, die Sterne am Himmel tanzen, das Meer wird sich über das Festland ausgießen und Alles vernichten, bloß die Moscheen nicht, diese werden sich von der Erde abheben und auf den Wassern schwimmen. Hiernach wird der Ocean in sein Bett zurückkehren, und die Menschen werden wie Pilzen wieder aus der Erde hervorsprossen, um endgültig von Gott gerichtet zu werden. Eine Hölle gleich einem ungeheuren Feuerofen wird sich in der Tiefe aufthun und darüber eine Brücke gespannt werden dünn wie ein Faden und scharf wie ein Rasiermesser. Die Muselmänner, welche ganz rein sind, werden wie ein Blitz hinüberfahren und in das Paradies eingehen, wo der Prophet schon bei Lebzeiten hinversetzt worden ist und Millionen von „Suri“ der Gläubigen harren; die nicht ganz Reinen werden zwar in den Feuerofen hinabfallen, aber Mohammed wird ihnen sofort den Zipfel seines Mantels hinwerfen und sie werden sich daran wieder emporwinden und ebenfalls gerettet werden. Die Ungläubigen hingegen werden beim





Die Insel und Stadt Samu (Seite 377).

ersten Schritt in den brennenden Schlund hinabstürzen und nimmermehr herauskommen.“

Dies also sind die Ansichten, welche den Arabern im Kopfe stecken. Der Mahdi vom Sudan zählt wenig Anhänger, weil er die von der mohammedanischen Ueberslieferung geforderten Eigenschaften nicht besitzt; allein man denke sich einen Mahdi aus Mekka, wer kann sagen, was dann geschehen wird? Unsere Politiker in Europa mögen hierüber die Achseln zucken, soviel sie wollen; ich behaupte, daß sie Millionen von fanatisirten Mohammedanern nicht mit einem Achselzucken von sich schütteln werden.

Ein Araber erklärte mir einst die Art und Weise, wie Mohammed die Leute bekehrte:

„Soviel Köpfe von Ungläubigen,“ sagte er, „hat er bei der Einnahme von Mekka abgeschlagen, weil sie sich weigerten, den Islam anzunehmen, daß das Blut floß, wie das Wasser im Fluße da.“

Alsdam hob der Araber seine Augen gen Himmel und rief:

„O welch ein Mann unser Mohammed war! Und ihr, ihr weigert euch noch, ihn für den Propheten Gottes anzuerkennen?“

Die Klugheit gebot mir, den Merger, der mich bei diesen Worten ergriff, hinabzuwürgen; an jedem andern Orte würde ich den Menschen, der eine solche Sprache vor mir führte, zehn Schritte weit von mir geschleudert haben.“

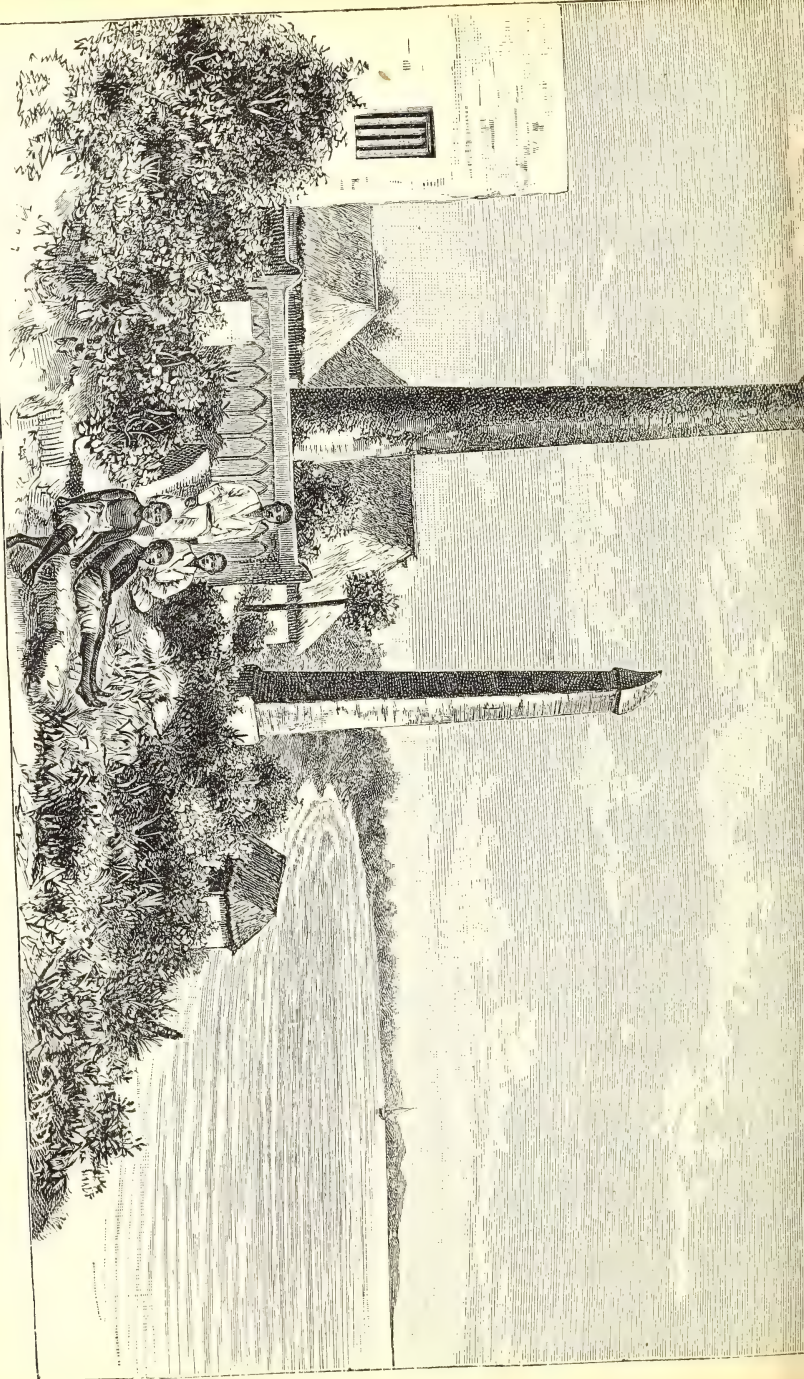
Malindi oder Melinde bedeutet in der Suahelisprache Meeresstelle mit tiefem Wasser. Vielleicht hat sich die



Küste geändert; jedenfalls ist heute der Hafen von Malindi lange nicht so tief, als sein Name es andeutet. Die Rhede erstreckt sich in weitem Halbkreise nach Norden, und Woge auf Woge ergießt sich, so weit das Auge schaut, in endloser Reihenfolge und stolzer Pracht auf den sandigen, glänzenden Strand. Man kann sich an dem Schauspiele nicht satt sehen. Im Süden ragt auf einem von den Wellen unterwaschenen Korallenriff die Säule Vasco da Gama's. Buschwerk umgibt sie, und darin finden sich Trümmer, vielleicht von den Grabsteinen der Portugiesen, die der hl. Franz Xaver erwähnt. Rechts davon liegen Felder, und etwas weiter weg erhebt sich die Stadt mit ihren Steinhäusern, deren Dach Palmblätter bilden. Die Gebäude gleichen sich alle; hin und wieder trifft man einen Ziehbrunnen, eine Moschee, Ruinen und am andern Ende der Stadt einige Grabdenkmäler, Säulen, die nicht ohne Interesse sind. Die Bevölkerung setzt sich auch hier aus Arabern, Suaheli, Belutschis, indischen Mohammedanern, Hindufaufleuten und Negern zusammen. Die Leute machten auf uns einen ruhigen, wohlwollenden Eindruck. Das Land um Malindi ist sehr fruchtbar, wohl bebaut und namentlich reich an Sorghofeldern; von ihrem Ertragniß wird viel ausgeführt. Die Araber und Suaheli, welche hier Landbesitz haben, scheinen sehr reich. Man zeigte uns Leute, welche 500, 800, ja 1000 Sklaven besitzen. Doch hat sich seit einigen Jahren die Lage verschlimmert. Bei der geringsten Mißhandlung pflegen nämlich die Sklaven nach einem Ort im Innern zu entfliehen, der Makongeni heißt. Sie haben dort Dörfer gebaut, sich ihre eigenen



Aussicht von Zetelinde (Seite 374).



Häuptlinge erwählt und sind immer bereit, den Arabern an der Küste eins mitzuspielen. Man sagt, die Zahl dieser entlaufenen Sklaven betrage, Männer, Weiber und Kinder zusammen, wohl 6000.

Malindi ist noch mehr von seiner alten Bedeutung herabgesunken als Mombas, dem es zur Zeit der ersten Indienfahrten der Portugiesen an Macht und Pracht gleichkam.

Am 9. November fuhren wir an den Trümmern des verfallenen Mambui an der Mündung des Sabafi vorbei und erreichten am selben Tage noch Schela. Am 10. langten wir bei der dem Sultanat Zanzibar zugehörigen Insel Lamu an. Zwischen Malindi und Lamu bildet die Küste eine schöne, malerische Bucht, welche nicht umsonst den Namen „Formosa-Bai“ trägt. Die Eingeborenen nennen sie „Ungami-Bai“ und erzählen, Gott habe an dieser Stelle zur Strafe für die Frevel der Bewohner eine weite Uferstrecke vom Meere verschlingen lassen.

Es war ein Sonntag als wir Lamu erreichten. Mgr. de Courmont celebrierte an Bord eine feierliche Pontificalmesse und am Mittag fuhren wir in den Hafen der gleichnamigen Stadt ein, um ihn gegen alles Erwarten bis zum 27. November nicht mehr zu verlassen.

Dies kam so:

Kurz vor Beginn der Reise war Herr Kurt Töppen, seiner Zeit Agent des Hamburger Handelshauses Mayer für den Elfenbeinhandel, gegenwärtig Ministerialrath des Sultans von Witu und deutscher Postdirector und Consularagent, nach Zanzibar gekommen und hatte sich freundschaftlich erboten, uns von der Küste zum Tana zu bringen



und uns alle Hilfe, soweit es in seinen Kräften stehe, angedeihen zu lassen. Bei unserer Ankunft in Lamu erfuhren wir, er sei eben in dringenden Amtsgeschäften zu seinem Sultan nach Witu abgerufen worden.

Unsere Lage war nichts weniger als rosig. Erst vor kurzem hatten die Kriegsunruhen in Bagamoyo ein Ende genommen; hier in Lamu drohten sie eben wieder auszubrechen infolge der scharfen Zollgesetze, die der Sultan von Witu erlassen. Auf dem Weg ins Innere mußte man durch ein Gebiet reisen, um das sich derselbe Sultan und die englische Gesellschaft stritten. Endlich traf auch noch die beunruhigende Nachricht ein, Dr. Peters habe sich mit den Eingeborenen überworfen und sei sammt seiner Karawane in der Umgegend von Koroforo ermordet worden. Herr Töppen schickte von Witu aus, wo er mit seinem Sultan, seinen Zöllern, Kriegen, seinem Handel und einer zur Auffuchung des Dr. Peters geplanten Expedition vollauf beschäftigt war, den guten Rath, etwas zu warten.

Wir warten also und suchen die Zeit so gut als möglich anzuwenden. Wir besichtigen die Stadt und das Ufer, empfangen und erwidern Besuche, kundschaften die angrenzenden Eilande aus, sammeln Auster, Insekten, Blumen, Samenkörner und Steckreife, erzählen, beten und am Abend ist der Schlaf einem jeden von uns herzlich willkommen.

Die Matrosen beschäftigen sich auf ihre Art. Gestern z. B. hielten sie eine Treibjagd auf die Ratten. Die Nagethiere waren bereits tüchtig hergenommen worden und der Capitän, mit einem langen Stab in der Hand,



betrachtete vergnügt die gefallenen Opfer, als auf einmal unter einer alten Plaque sich etwas regt.

„Noch eine!“ denkt er; sachte, sanft, leise tritt er hinzu und . . . patſch!

Holla! la! Nicht eine Ratte war's, sondern die große Behe Seliman's, der sich zu einem Schläfchen niedergelegt und seine Füße unter die Plaque gesteckt hatte.

Was sollen wir von Samu sagen?

Samu, wie die Europäer es bezeichnen, Amu sagen die Suaheli, ist eine flache Insel, vom Festland durch einen etwa eine Meile breiten Meeresarm getrennt. Die Dünen von feinem Flugsand geben ihm ein ödes Aussehen. Steht man aber auf solch einem Hügel, so ist das Auge überrascht, in der Ferne einen weit ausgedehnten, hochstämmigen Cocoswald <sup>1)</sup> zu erblicken, der alles mit seinem Grün bedeckt. Da und dort ragen mächtige Mangobäume empor; zahlreiche Magahoni bieten dem Wanderer ihre Früchte an, die man aussaugt, und ihre Nüsse, die man röstet. Zwar ist der Boden sandig; aber in geringer Tiefe stößt man auf Wasser. Mehrere Araber waren daher im Stande, durch Anlegung von Brunnen und Wasserkanälen sich herrliche Gärten und Parke zu schaffen.

Auf der Insel liegt die Hauptstadt gleichen Namens und die unbedeutenderen Ortschaften Shela, Kipungani und Matondoni.

---

<sup>1)</sup> Der Cocosbaum liefert eine Art Wein, Tombo genannt, den man vor der Gährung trinkt. Derselbe wird dreimal im Tage gesammelt, morgens, mittags und abends. Das Ergebniß vom Mittag kommt den Sklaven zu, die ihren Lebensunterhalt damit bestreiten sollen; das vom Morgen und vom Abend gehört der Herrschaft.

Die Stadt Lamu zählt 15,000 Einwohner, welche aus Arabern von Mascat und Hadramant, Belutſchi, Suaheli, Somali, Negerſclaven, Indern und 5—6 Europäern zuſammengeſetzt ſind. Die Hauptreligion iſt der Iſlam.

Wir wünſchten hier mit Rückſicht auf die zu gründende Miſſion am Tana ein Haus zu beſitzen, das als Abſteigequartier und Procura diente. Die Vorſehung kam unſeren Wünſchen entgegen. Ein alter Methodiſtenprediger hatte ſich eben mit ſeiner Miſſionsgeſellſchaft überworfen und wollte Lamu verlaſſen. Derſelbe, ein Schwarzer von Sierra-Leone, voll Verſtand und Energie, voll Hochachtung gegen ſeine katholiſchen „Amtsbrüder“ und Gründer der Station Golbanti am Tana, bot uns unter billigen Bedingungen ſein Haus an. Der Kauf war bald geſchloſſen, und ſo war der erſte Erfolg unſeres apoſtoliſchen Ausfluges die — Befehrung eines Hauſes.

---

## 22. Kapitel.

---

### Mission am Tana: Von Lamu nach Kosi.

---

Trotzdem sich während der nächsten Tage die Aussichten nur noch trüber gestalteten und Herr Töppen endlich von Witu zurück, wegen des zwischen Lamu und Witu drohenden Krieges von unserm Unternehmen abrieth, entschlossen wir uns dennoch zur Abfahrt.

Der Tana ist einer der größten Flüsse dieser Küste und gleichzeitig einer der am wenigsten bekannten. Die Brüder Denhardt fuhren ihn 1878 bis nach Massa hinauf; man weiß aber, daß er bis zu einem Orte schiffbar ist, der Samewe heißt und den noch kein Europäer gesehen hat. Dort fließen der Kiluluma und Mumoni zusammen, und zwischen diesen beiden Flüssen erhebt etwa 1 Grad südlich vom Aequator der Kenia sein schneebedecktes Haupt 6000 Meter über die Meeresfläche. Nach vielen Windungen in fruchtbarer Thalebene theilt sich der Tana bei Engatana in zwei Hauptarme. Der eine, welcher den Namen Tana beibehält, wendet sich geraden Weges dem Meere zu; der andere welcher Pokomo heißt, nimmt eine

mehr östliche Richtung. Die beiden Arme bilden die Insel oder das Deltaland Dji, welches die Grenze des Küstengebietes von Zanzibar ist. An der Mündung des eigentlichen Tana befinden sich indeß soviel Riffe und Sandbänke, daß es unmöglich ist selbst mit kleinern Fahrzeugen hier einzulanden. Man benützt deßhalb den etliche Stunden weiter nördlich gelegenen, bei Ripini mündenden Dji, fährt etwa zehn Stunden landeinwärts, bis an einen Kanal, Belezoni genannt, welcher den Dji mit dem Tana verbindet. Aber auch hier ist der Paß so eng und der Wasserstand so niedrig, daß man nur mit ganz kleinen Pirogen hindurchkam. Unser Schiff war unbedingt zu groß, selbst für die Einfahrt in den Dji; wir miethen daher ein anderes kleineres, laden unser Gepäck um, und am 27. November früh 8 Uhr verlassen wir die Rhede von Lamu.

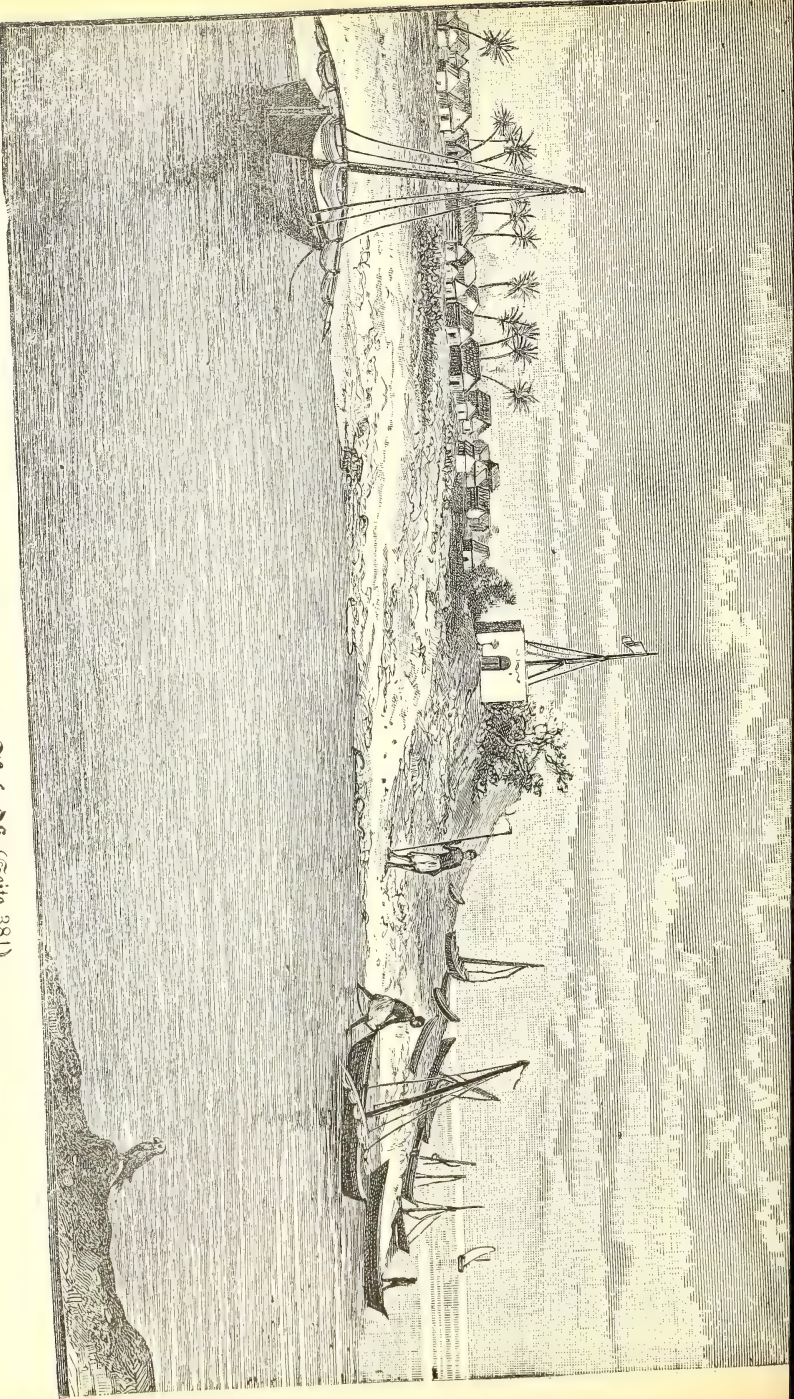
Außer zwei neuen Ruderknechten, Omari und Dhyuma, begleiten uns Herr Töppen, nebst seinem liebenswürdigen jungen Freund Herrn Velskow, einem geborenen Deutschen, der vor kurzem zum «Doctor philosophiæ» promovirt hatte und hierher gekommen war, um, statt die Schleiermacher, Feuerbach und Schopenhauer, jetzt die Krokodileier zu studiren: also eine ganz vornehme Reisegeellschaft.

Wie in der Arche Noe's waren Sem, Cham und Japhet in ihren Nachkommen vertreten. Und fragt man nach der Religion, so hatten wir einen ungläubigen Philosophen und mehrere Heiden, weiterhin einige Mohamedaner, einen Juden, einen Protestanten und 15 Katholiken; unter letzteren 11 einfache Gläubige, 1 Ordensbruder, 2 Priester und 1 Bischof, kurz die ganze kirch-





Aussicht von Sipont am Stuf Öst (Seite 381).



liche Hierarchie mit Ausnahme des Papstes. Unser Schiff stellte ein kleines Bild der großen Welt vor, wo, leider! die Körper so nahe beisammen, die Seelen hingegen so weit von einander sind.

So segeln wir südwärts an Schela und dem fahlen Uferrand von Witu vorbei. Abends 5 Uhr halten wir in Kipini, einem schlechten, von unfruchtbaren Sandhügeln umgebenen Hafenplatz, unsern bescheidenen Einzug. Eine Sandbank, ein unbedeutendes Fort, arme Lehmhütten, wenige Cocosbäume zwischen dürrer Gestrüpp, da und dort eine Ziegen- oder Schafherde, am Meere etliche Fischerbarken, in den Gassen viele, recht schmutzige Muselmänner: das gibt einen Begriff von Kipini.

Nachdem wir in einem Hause des Herrn Töppen einen Imbiß genommen, kehren wir auf unser Boot zurück. Um 2 Uhr morgens benützen wir die steigende Fluth und lenken in den Dji ein. Ein jeder macht sich zwischen den Kisten ein Ruheplätzchen zurecht, die Augenlider werden schwer, die Köpfe neigen sich, wir schlafen ein, während die Ruder im Tact das Wasser schlagen und am Ufer die Vögel erschreckt auf und davon fliegen.

Schon bleicht der Tag, als wir wieder erwachen; mit einem gegenseitigen „Guten Morgen“ erheben wir uns, verrichten unsere Gebete und machen eine Betrachtung. Doch es bleibt noch eine bedeutende Strecke zurückzulegen und die Hochflut beginnt schwächer zu werden. Der Capitän befiehlt den Gang des Schiffes zu beschleunigen: die Ruderer schlagen schneller und kräftiger, gebärden sich wie Beseßene, werfen ihre langen Körper hin und zurück, als müßten die Köpfe vom Rumpfe fahren,

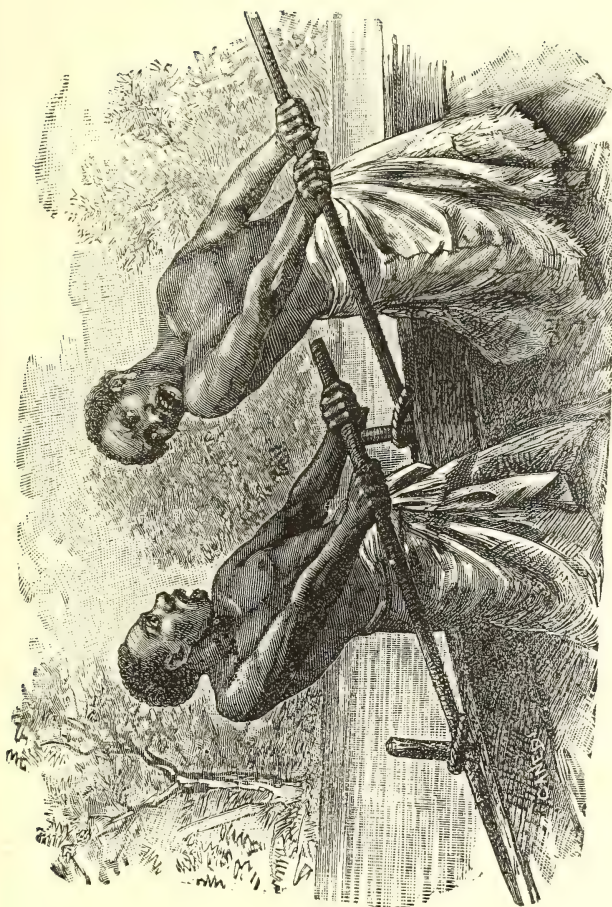
verdrehen die Augen, sperren fürchterlich den Mund auf und feuchen aus ihrer Brust eine Barcarolle, wovor auch den kühnsten Wasserbewohnern bange werden muß.

Um 8 Uhr erreichen wir Kau. Auf dem Papier würde sich Kau gar nicht übel ausnehmen: vier Wasserarme, welche hier zusammenfließen, ein Fort, das an hundert gelbe, nach Del duftende arabische Soldaten birgt, eine Gruppe ländlicher Hütten, im Hintergrunde ein schlanker Cocosbaum, der sich einsam und stolz über die ganze Landschaft erhebt, auf dem Dorfplatze ein beslaggter Mast, im Vordergrund eine Reihe von Pirogen am Ufer befestigt, auf dem Gestade eine Anzahl Gallas, die mit ihren Milchstöpfen der Ueberfahrt harren, dann einige Fische, die leise über das Wasser gleiten, der eine den Rahn lenkend, der andere eine lange Pike vor sich haltend, bereit den ersten Fisch, der sich blicken läßt, anzuspießen — das Bild, wie gesagt, wäre gar nicht übel. Indeß, wir haben heute dringendere Geschäfte zu besorgen, als Landschaften zu skizziren und Kunst zu treiben.

Herr Töppen hatte uns gesagt, wir würden hier den Bezier des Sultans von Witu treffen, Shahib-Shab, dem die Fahrt auf dem Tana unterstellt ist. Wir brauchen Pirogen und Ruderer; die werden wir bei ihm finden.

Wir steigen also ab. Allein, o Mißgeschick! Shahib-Shab ist nicht zur Stelle, und die Ruderer fliehen vor den Europäern und verstecken ihre Fahrzeuge, und der Gouverneur schnauzt uns an, und die Kauer machen uns lange Gesichter, und die Nahrungsmittel sind rar, und der Regen fällt in Strömen, und ein Theil unserer





Auf dem Ost. — Unsere Anderer.

Bagagen wird durchnäßt und geht zu Grunde, und die Nacht bricht herein. . . .

Unser lieber Herr Töppen läßt den Muth nicht sinken; er setzt sich hin, schreibt einen Brief an den Bezier und bittet ihn, er möge uns gütigst Pirogen und Ruderer in Bereitschaft halten: Pirogen und Ruderer werden wir also am Belezoni finden — legen wir uns einstweilen schlafen!

Früh morgens 3 Uhr sind wir wiederum auf der Reise und fahren jetzt den Mto-mkuu (d. h. den „Großen oder Schwarzen Fluß“) hinauf, eine der drei Wasseradern, die zusammen den Osi bilden. Die Landschaft ist reizend: links und rechts zwei weite Ebenen, die von Kalindi und die von Kitumbi, welche bewohnt und bebaut außerordentlich ergiebig wären, aber leider die ganze Regenzeit hindurch unter Wasser stehen; das Ufer schmücken in vollem Flor stehende Pianengeschlinge und Dattelpalmen, worauf der afrikaniſche Storch sein großes Nest baut, welches er, wie die Naturkundigen behaupten, mit seltenem Geschick in drei Abtheilungen, ein Vor-, ein Wohn-, und ein Schlafzimmer einzurichten weiß; weiter zurück heben sich weißgraue Bäume aus einem dunkelgrünen Hintergrund hervor, während seitwärts verschiedene Palmenarten an die Wüste von Aethiopien erinnern; im Graze waten hochbeinige Strandläufer; hin und wieder schleicht sich ein gestörtes Krokodil vom Ufer ins Wasser; vor uns tummelt sich munter eine Familie Flußpferde und auf einem Bäumchen am Ufer sitzen dicht nebeneinander zwei junge Affen und schauen uns an, gleichgültig wie heute,



die soeben aus dem Schlafe erwachen und noch zu träge sind, um aufzustehen.

Um 10 Uhr gelangen wir an den Belezoni. Es ist dies ein anderthalb Meter breiter, vielfach gekrümmter Wassergraben, durch den der Tana einen Theil seines Wassers in den Schwarzen Fluß ableitet. Hier also sollen wir Pirogen und Ruderer finden. Eigentlich finden wir gar nichts, als niederes Buschwerk und dazwischen einsam einen hohen Dattelbaum mit der roth-weißen Flagge des Sultans von Witu geschmückt; dies ist offenbar zu wenig, um uns zu trösten.

Sollten sich die Fahrzeuge etwa bei der Zollstation in Bomani befinden? Der Ort liegt eine Stunde weiter. P. Le Roy und die Herrn Töppen und Velskow begeben sich dorthin; aber auch hier ist alles Forschen nach Booten und Ruderern vergeblich; man erzählt ihnen vielmehr: „Datshi“ (die Karawane von Dr. Peters) wären durchgereist, hätten die Leute mißhandelt, diese hätten aus Schrecken die Dörfer verlassen und sich in den Wald geflüchtet; der Anblick neuer Europäer werde die Leute nur noch mehr ängstigen und aufregen. . . Schluß: wir thäten gut daran, anderswohin zu ziehen.

Indeß, wir waren fest entschlossen nicht nachzugeben; doch hielten wir angesichts der großen Schwierigkeiten für gerathen, die ganze Missionseinrichtung wieder nach Kau zurückzutransportiren und sie der Obhut des P. Gommenginger und einiger Christenknaben zu überlassen, während Mgr. de Courmont, P. Le Roy und Br. Acheul mit den übrigen Kindern weiterzukommen versuchen würden, um sich mit den Eingeborenen zu verständigen, deren

unbegründete Furcht zu verscheuchen, das Flußgebiet zu erforschen und einen passenden Platz für die Gründung einer Mission zu wählen.

Der Tag ging zur Neige; wir schlagen unser Lager auf, essen zu Nacht, zünden Feuer an und legen uns schlafen. Aber schon nach einer halben Stunde werden wir allesammt wieder geweckt. Ein eigenthümliches Getöse, als concertirten in der Ferne Millionen von Stimmen, Trompeten und Trommeln, Geigen und Hörnern, schlug an unsere Ohren. Was ist es? Legionen von Moskitos sind aus dem Hochgrase gestiegen; sie gehen und kommen, steigen auf und ab, summen, schwirren, schnurren, ziehen sich zusammen gleich lebendigen Wolken, und als es dunkler geworden, ordnen sie sich in Schwadronen und Bataillone und stürzen mit einem Male unter fürchterlichem Gebrause auf den Feind los. Ach, der Feind, auf den sie es abgesehen haben, das sind wir selbst! Ein entsetzlicher, blutiger Kampf! Wir wehren uns tapfer. Jeder Handstreich über das Gesicht oder die Arme zer-malmt Hunderte dieser Menschenfresser. Allein, die Todten werden drauf und drauf durch ebensoviel Lebende ersetzt. Wir haben wohl Schutzvorhänge, sie nutzen aber nichts; denn durch jeden Spalt dringen die blutgierigen Bestien schwarmweise und werden, weil sie nicht mehr wissen wo hinaus, nur um so rasender. Jeder schreit, klagt, lärmt, steht auf, geht hin und her, macht Feuer, setzt sich, kracht, wird ungeduldig, springt auf, redet mit sich selbst, lacht, singt, pfeift, legt sich wieder, pitscht und patischt, und nachdem wir diese verschiedenen Rollen, ich weiß nicht wie vielmal, wiederholt haben, kommt der Morgen, bleicht

der Tag und zieht sich das Ungeziefer zurück; wir aber sind matt, erschöpft, lahm und ganz blutig.

Die Herrn Töppen und Velskow hatten genug. Früh morgens besteigen sie das Boot, welches sie abends zuvor von Bomani mitgebracht hatten, wünschen uns guten Erfolg und kehren zurück nach Kau, Witu und Vamu. Wir unsererseits ordnen das Gepäck, laden, was für die Forschungsreise nicht unentbehrlich ist, wieder auf das Boot, und um 10 Uhr kehrt P. Gommenginger mit Sack und Pack nach Kau zurück.

Diesmal zeigte sich der Adida (Militärgouverneur) etwas anständiger; er stellte sogar dem zurückbleibenden Vater und seinen jungen Leuten eines der besten Häuser zur Verfügung, in welchem sie die Rückkehr Mgr. de Courmont's und seiner Reisegefährten ruhig abwarten konnten.

Eines der besten Häuser, sagen wir; man vergesse aber nicht, daß wir uns in Afrika befinden!

„Das betreffende Haus,“ sagt P. Gommenginger, <sup>1)</sup> „hat zwar eine Thüre und eine Decke, ist aber im Uebrigen nichts mehr und nichts weniger als eine entsetzliche Bude, finster wie ein Sack, feucht wie ein Kerker, wimmelt von Ungeziefer und stinkt wie die Pest. Da es nur in einem einzigen Raum besteht und ich genöthigt bin darin zu kochen — draußen würde ich mich der Gefahr aussetzen die Hütten in Brand zu stecken — so werde ich noch obendrein vom Rauch, der nirgendwo hinaus kann, zum Ersticken und Blindwerden gequält.

---

<sup>1)</sup> Brief vom 18. December 1889.

Hier also wohne, esse und schlafe ich; kein Zucht-häusler ist schlechter logirt. Was Wunder, wenn mir die Zeit lang wird! Könnte ich doch wenigstens von Zeit zu Zeit einen Ausflug machen! Aber unmöglich hinaus-zugehen, die ganze Gegend ist ein einziger Morast, der sich je nach der Ebbe und Flut des Meeres füllt oder leert. Unstreitig ist dies der ungesundeste Ort, den ich jemals angetroffen habe. Zum Glück, daß ich ein alter, vortrefflich acclimatisirter Afrikaner bin, sonst weiß ich nicht, wie mir ergehen würde.

Meine größte Qual anfangs war der Mangel an Trinkwasser; hier ist das Wasser salzig, moorig, ungenieß-bar. Die ersten Tage habe ich mich gezwungen davon zu trinken, aber bald danach verspürte ich wiederum meine früheren Diarrhöeanfälle. Später konnte ich eine Schachtel Thee aus Lamu kommen lassen und das Wasser damit vermengen; aber ich gäbe weiß nicht was für ein Glas helles, frisches Brunnenwasser; man muß es, wie ich, wochenlang entbehren, um zu begreifen, was ein solches werth ist. Die Nahrungsmittel sind rar und theuer; für ein halbgewachsenes Huhn werden zwei bis drei Mark verlangt. Da ich ein armer Missionär bin, so kann ich mir eine solche Geldverschwendung nicht gestatten und lebe halt, wie ich kann, arm, sehr arm, und leide oftmals Hunger.

Mein einziger Zeitvertreib sind die Bücher, welche ich mitgenommen habe. Wirklich lese ich die Geschichte des Jesuiten-Ordens von Crétineau-Joly; dabei sitze ich am Eingange meines „Palastes“ und während ich mit der einen Hand die Blätter umwende, vertheidige ich

nich mit dem Taschentuch in der andern gegen die Fliegen und dergleichen blutgierige Insekten.

Keine Zerstreuung, aber eine weitere Qual ist eine in der Nähe funktionirende Oelmühle. Dieselbe ist höchst primitiv, wie die arabischen Mühlen es überhaupt alle sind; ein Kameel setzt sie in Bewegung; sie knurrt, jurrt, ächzt, stockt, brummt und krächzt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Ach, sie wissen nicht, das Kameel und die Räder, wie schrecklich sie den Fremdling martern, der hier verweilt!

Einige Meter von meiner Behausung ist der Marktplatz: ein Dutzend Weiber stehen da und bieten ihre Waaren feil. Es ist aber weniger ein Markt, als vielmehr ein öffentliches Prostitutionsgeschäft, denn . . . doch schweigen wir von dieser ekeligen Sache!

Ich freue mich auf die Nacht und danke unserm lieben Herrgott, wenn sie anbricht. Nur habe ich vergessen, daß ich in Afrika bin; der Tam-Tam erinnert mich daran. Mit dem Dunkel geht der Spectakel los, und da man hier, unter arabischer Bildung, in der Tonkunst schon weiter voran ist, als bei den Urnegern, so kommen zur Begleitung des Tam-Tam noch andere Instrumente, deren eigentliche Namen mir nicht bekannt sind, die aber gewaltig an Gießkannen, Kochhöfen und Pfannendeckel erinnern — dazu der Tanz und das damit verbundene Schreien, Brüllen, Jauchzen, Rasen und Toben, wohl zehnmal ärger als alles, was ich in dieser Beziehung bei den eigentlichen Negern je vernommen habe. Schlaf da, wer schlafen kann, mir will es nicht gelingen. Hingestreckt auf mein Feldbett, drehe ich mich



um und um, setze mich aufrecht, ändere wohl hundertmal meine Lage, der Kopf will mir zerpringen, hilft nichts, bis Mitternacht muß ich die Folter aushalten.

Die Neger dichten und reimen ihre Lieder aus dem Stegreif, singen nach einer stets gleichen Melodie, klatschen dazu mit den Händen, hüpfen und springen im Takt, schlagen den Tam-Tam oder sonst schallende Gegenstände, und je größer der Lärm ist, umsomehr gefällt's. Der Vorsinger dichtet eine Strophe, die anderen wiederholen dieselbe im Chor, und wenn sie anspricht, wird sie wohl tausendmal gesungen. Hier z. B. eine Strophe, womit man mir eine ganze Halbstunde die Ohren zerrissen hat:

„Wir haben gegessen, wir sind satt; unser Bauch gleicht jetzt einem vollen Schlauch.“

Und als der Vorsinger zu etwas anderm übergehen wollte, da schrie Alles: Singe das Essen!

Es sind dies Zustände, die man nicht für möglich hielte, wenn man sie nicht miterlebt hätte. Und man vergesse nicht, daß die Leute, von welchen ich spreche, Araber oder muslimännische Neger sind, Leute also, die mit Verachtung auf uns Christen herniederblicken, als auf Finsterlinge, denen das „Licht von oben“ fehlt!

Wochen vergingen und von Mgr. de Courmont und seinen Reisegefährten kam mir nicht die geringste Nachricht. Es wird Weihnachten — das zweite Mal ist es, daß ich dieselbe unter so traurigen Umständen zubringe. Zum Glück habe ich diesmal einen Tragaltar bei mir, so daß ich wenigstens die hl. Messe lesen kann. Sonst darf ich sie, leider, nur noch an den Sonntagen

lesen, indem der hochw. Herr Bischof mir nur sehr wenige Hostien zurückgelassen hat.

Endlich am 4. Januar kamen Mgr. de Courmont und P. Le Roy zurück. Ich stand am Fluße, um sie zu empfangen; sie saßen in einer winzigen Piroge, d. h. in einem ausgehöhlten Baumstamme, der eine hinten, der andere vornen, strack und steif wie Kerzen, um das Fahrzeug im Gleichgewicht zu halten; der Tragaltar, das Zelt und einige Bananenweige vervollständigten die Ladung. Das sah recht apostolisch aus, aber gar nicht bischöflich. Br. Acheul und die vier Knaben waren in Kosi zurückgeblieben, wo sie meine Ankunft erwarteten.

Der gnädige Herr war auf seiner Forschungsreise bis Kone in Zubaki vorgedrungen. Von allen Punkten, welche er besichtigte, gefiel ihm die Gegend von Udera, deren Hauptstadt Kosi ist, zur Anlegung einer Mission am besten.

P. Le Roy erzählt ihre Reise dorthin, wie folgt: <sup>1)</sup>

\* \* \*

„Drei Tage mußten wir am Ufer des Tana warten. Am dritten Tag kamen einige Pirogen, mit Wapokomo bemannt und mit Brennholz befrachtet. Wir nahmen sogleich zwei der Gelandeten bei Seite und verhandelten mit ihnen; freilich verriethen die Angeredeten große Furcht und versicherten, um keinen Preis uns weiter geleiten zu wollen als zwei Tagereisen. Wir gaben uns vorläufig mit diesem Erfolg zufrieden.

---

<sup>1)</sup> Sur Terre et sur l'eau, S. 166 u. ff.

Am 4. December, 6 Uhr Morgens, begann die Weiterfahrt. Aber schon am ersten Abend, der uns nach Mrambani brachte, schwuren die Neger, welche das größere Schiff geleitet hatten, hoch und theuer, nie mehr dieses Hundefahrzeug zu besteigen, das für eine Flußfahrt gar nicht tauge. Zum Glück trafen wir hier einen Zauberer von Udera, der heruntergekommen war, um seine Reisfelder zu besichtigen. Da dieser einigermaßen zwischen Weißen und Weißen zu unterscheiden mußte, hatte er sich bald das Urtheil gefällig, er habe es mit „guten Weißen“ zu thun, und es dürfte für ihn so ehren- wie vortheilhaft sein, uns selber in sein Land einzuführen. Wir kamen bezüglich des Fahrpreises überein, und des folgenden Tages fuhren wir mit ihm und seinen zwei Söhnen weiter.

Der Anblick von der Piroge aus, ist stets derselbe; nur sind auch hier die letzten Cocos- und Mangobäume verschwunden, und nach beiden Seiten hin verliert sich das Auge in eine unabsehbare Ebene. Zu der Jahreszeit, in der wir stehen, arbeitet alles in den Reisfeldern. Wo wir vorüberkommen, unterbricht man die Arbeit und begast uns, die Hacke in der Hand. Welchen Eindruck wir drei blaßgesichter auf die Leute machen, weiß ich nicht. Sie erinnern mich unwillkürlich an jenen Tag, da Adam und Eva zum erstenmal, mit Baumbllättern bekleidet, im Schweiße des Angesichtes den Boden bebauten; denn trockene Bananenblätter sind das Arbeitercostüm auch am Tana. Auf's freundlichste grüßen wir alle in der Landessprache, um womöglichst die von manchen Reisenden in schlechten Ruf gebrachte Ehre der Europäer wiederherzustellen.

Das erste eigentliche Watopomodorf, dem wir begegneten, war Simikaro mit etwa 40 runden, niedrigen, nahe zusammengedrängten Hütten, über die das Banner des Sultans von Witu hinweht. Dann folgte Tschajoro, bedeutender, aber im selben Stil gehalten. Weiterhin liegt eine ausgedehnte, unangebaute, gegenwärtig überjchwennte Grassteppe, in deren Einförmigkeit nur einige Gesträuche Wechsel bringen.

Es war Mittag und bei der herrschenden Windstille eine unerträgliche Hitze; auch der Gesang unserer Ruderer und das Gespräch verstummten von selber. Da erdröhnt unerwartet ein heftiger, lange hingezogener Donner Schlag, das Gesträuch bewegt sich, ein starker Wind beginnt zu blasen, der Spiegel des Stromes geräth in Wallung, alles zittert. Bald vernimmt man aus der Ferne ein Geräusch gleich dem Anmarsch einer Abtheilung Reiter, immer näher und näher, bis sich, eine Stunde lang, ein dichter Gewitterregen über uns ergießt. Nirgends ist ein zum Anlegen der Boote geeigneter Platz zu erspähen; dieselben füllen sich mit Wasser. Durchnäßt und von Fieberfroßt geschüttelt, gelangten wir gegen 4½ Uhr an eine Stelle, bei der wir links ein europäisches, weißgetünchtes und mit Blech gedecktes Haus gewahrten. Wir waren in der englischen Mission von Golbanti oder Bora-Bini. In der Abwesenheit des Directors dieser Station, H. Howe, empfing uns der Katechist Tschakalla aufs vornehmendste. Wir schlugen unsere Zelte nahe beim Dorfe auf und hängten folgenden Tages die durchnäßten, vom Sturm geschädigten Tuchstoffe zum Trocknen auf; in 2—3 Stunden hatte die Gluth der afrikanischen

Sonne den Schaden zum Theil wieder gut gemacht. Nachdem wir in Golbanti das Fest der unbefleckten Empfängniß gefeiert, bestiegen wir wiederum unsere Kähne. Ganze Wolkenberge hingen über uns, eilten aber glücklich vorüber. Das Dorf Ngao, welches der Sitz einer deutsch-lutherischen Mission ist, ließen wir rechts liegen.

Oberhalb Ngao herrscht die nämliche Vegetation, die wir von Golbanti an beobachteten: Maulbeerbäume und Akazien, wo die Natur allein schafft, Zuckerrohr und Bananen, wo die Menschenhand im Spiel war. Einen prächtigen Anblick bot der Einfluß des Tana in den Schaka-Babu-See. Weiterhin folgte eine Reihe von echt afrikanischen Landschaftsbildern, die man allenfalls im Vorbeifahren zu skizziren versucht, deren wilde Größe sich aber doch nicht wiedergeben läßt. Es war keine Spur von Einwohnern zu entdecken; was dem forschenden Auge begegnete, war nur überfluthetes Land, Gesträuch, Palmbäume, Vögel, wilde Büffel. Aus dem grünen Gebüsch hob sich insbesondere der Borassus mit seinem weißen Blütenstand malerisch ab und rauschte geheimnißvoll, wenn der Wind in das gewaltige Blätterwerk fuhr. Hinter dem Dorfe Marfano, wo wir übernachteten, dehnt sich wieder eine endlose Steppe hin, welche wilde Thiere, sowie einige Nomaden und beutegierige Somal, Gallas und Waboni durchstreifen.

Wir kamen jetzt nach Mitoheni, dem ersten Dorfe des gut bebauten und stark bevölkerten Landstriches Engatana. Es dürfte kaum etwas so Interessantes geben als jene niedlichen Dörfer Ostafrika's, die sich im Schatten von Maulbeer- und Bananenbäumen bilden. Wie einfach,



schlicht, gut, von allem entnervenden Beiwerk übertriebener Civilisation ledig erscheint hier das Leben! Hier nimmt sich nie einer das Leben, niemand wird irrsinnig, keiner stirbt Hungers oder leidet an delirium tremens. Nur eines, freilich das Nothwendigste, fehlt: die wahre Religion; im übrigen lasse man den guten Leuten ihre Lebensweise, sie sind glücklich. Was will man mehr als so freudig strahlende Gesichter, denen leicht anzusehen ist, daß sie die sociale Frage noch nicht beschäftigt? Am Tage unserer Vorbeifahrt war alles im Fest Schmuck, reich mit Kostbarkeiten behangen und vom Kopf bis zu den Füßen roth bemalt. Auf unsere Frage: warum? antwortete ein altes Mütterchen entzückt vor Freude: „Weil heute mein Jüngster Hochzeit hält.“ Wie in allen vier übrigen Welttheilen, ist auch in Afrika keine Heirath ohne festlichen Tanz; während die Männer hinter einem Chorführer im Kreise herumtanzen, stehen dahinter die Weiber in einem großen Haufen beisammen, erheben die Hände und klatschen zum Trommelschlag unter Absingung eines Liedes; Greise und Kinder sitzen am Boden und schauen zu.

Wir brauchten einen ganzen Tag, um durch Engatana zu fahren. Es ist dies die letzte Landschaft, welche früher die Flagge von Zanzibar, jetzt die von Witu angenommen hat. Weiter oben, d. h. von Muina an, sind die Eingeborenen unabhängig und schauen geringschätzig auf die „Malatini“ (Niederländer) herab. Hier sind die Ufer höher, aber auch kahler und weniger bewohnt. In der Hauptstadt Mamjuni nahm uns der Häuptling, ein anspruchloser Mann, den wir eben damit beschäftigt fanden, im Schatten eines Baumes einen zum Fischfang

bestimmten Korb zu verfertigen, wohlwollend auf. Verdankten wir das Entgegenkommen der Neger einerseits dem Umstand, daß wir, anstatt, wie andere Reisende es machten und wie man es uns an der Küste rieth, mit groben Worten, Fußritten, Stockschlägen und mit dem Revolver zwischen den Fingern aufzutreten, vielmehr bei jedermann mit einem wohlmeinenden Lächeln, einem freundschaftlichen Handschlag und herzlicher Begrüßung zur Hand waren, so müssen wir andererseits auch anerkennen, daß wir unter unseren Reisebegleitern gute Advokaten hatten, besonders den alten Zauberer Babuja, seinen Onkel und seine beiden Buben.

Anderswo stellte sich uns ein Mann zur Verfügung, Namens Zribai. Muina ist sein Vaterland. Sobald seine Ankunft ruckbar wurde, eilten seine Eltern herbei nebst einem ältern Bruder, jüngern Schwestern, Onkeln und Tanten und einer zahlreichen Verwandtschaft, endlich auch seine Gemahlin. Dieser letztern quollen, als sie ihn in unserer Gesellschaft sah, dicke Thränen über die Wangen herab.

„O armer Zribai, wohin bist du gerathen!“ stöhnte sie.

Diesem kläglichen Ausruf erwiderte aus unseren fünf Pirogen einhellig schallendes Gelächter, und nachdem die Ruhe etwas wiederhergestellt war, erklärten unsere Ruderer, man müsse stockdumm sein, um noch nicht zu wissen, daß Europa ein großes Dorf sei, in dessen verschiedenen Vierteln verschiedene Stämme von Weißen leben, gute und böse, gerade so wie es hierzulande Somal gebe, welche Diebsgesindel seien, und Wapokomo, redliche Leute.



bestimmten Korb zu verfertigen, wohlwollend auf. Verdankten wir das Entgegenkommen der Neger einerseits dem Umstand, daß wir, anstatt, wie andere Reisende es machten und wie man es uns an der Küste rieth, mit groben Worten, Fußtritten, Stockschlägen und mit dem Revolver zwischen den Fingern aufzutreten, vielmehr bei jedermann mit einem wohlmeinenden Lächeln, einem freundschaftlichen Handschlag und herzlicher Begrüßung zur Hand waren, so müssen wir andererseits auch anerkennen, daß wir unter unseren Reisebegleitern gute Advokaten hatten, besonders den alten Zauberer Babuja, seinen Onkel und seine beiden Buben.

Anderswo stellte sich uns ein Mann zur Verfügung, Namens Fribai. Muina ist sein Vaterland. Sobald seine Ankunft ruckbar wurde, eilten seine Eltern herbei nebst einem ältern Bruder, jüngern Schwestern, Onkeln und Tanten und einer zahlreichen Verwandtschaft, endlich auch seine Gemahlin. Dieser letztern quollen, als sie ihn in unserer Gesellschaft sah, dicke Thränen über die Wangen herab.

„O armer Fribai, wohin bist du gerathen!“ stöhnte sie.

Diesem kläglichen Ausruf erwiderte aus unseren fünf Pirogen einhellig schallendes Gelächter, und nachdem die Ruhe etwas wiederhergestellt war, erklärten unsere Ruderer, man müsse stockdumm sein, um noch nicht zu wissen, daß Europa ein großes Dorf sei, in dessen verschiedenen Vierteln verschiedene Stämme von Weißen leben, gute und böse, gerade so wie es hierzulande Somal gebe, welche Diebsgesindel seien, und Wapokomo, redliche Leute.









„Was nun meine Reisegefährten hier anbelangt,“ fügte Zauberer Babuja mit einem väterlichen Blick auf uns bei, „so sollte man, wenn man von der weißen Haut, welche sich recht schön ausnimmt, von den Pinnenkleidern, welche viel zu lang sind und von ihrem ganz lächerlichen Haarwuchs absieht, meinen, echte Wapokomo vor sich zu haben.

Samstag den 14. December sollten wir Mdera, Babuja's Heimath, erreichen. Um unsere Ankunft beiden Häuptlingen zu melden, ihnen zu sagen, wer wir seien, und „in ihre Köpfe gute Gedanken zu setzen,“ bat er, vorausfahren zu dürfen, was wir ihm bereitwilligst gewährten.

Das uns schon vielgenannte und empfohlene Mdera bietet einen wohlthuenden Anblick. Es ist fruchtbarer, sorgsamer angebaut und dichter bevölkert als andere Landstriche. Die Einwohnererschaft erscheint arbeitsam, wird leicht vertraulich, hat sichtbar eine hohe Idee von sich selbst, nennt sich unabhängig und behauptet, weder Somal, noch Suaheli, noch Araber zu fürchten. Männer und Weiber sind ganz gut gekleidet und färben sich wenig, ihre Zierraten bekunden Geschmack, man gewahrt einen gewissen Zug von Behäbigkeit. Auf ihren Feldern ziehen sie Mais, Bohnen, Pataten, Kürbisse, auch etwas Reis; Sorgho und Manioc dagegen fast gar nicht; außerdem findet man Tabak und den Ricinusbaum, aus dem Del gewonnen wird.

Im Dorfe Toloni (zu den Sträuchern“) sind wir gelandet. Wir hatten uns vorgenommen, die Geduld den neugierigen Besuchen gegenüber bis aufs äußerste zu

treiben, und nie war ein Voratz besser angebracht gewesen. Man denke sich eine ganze Proceßion kleiner Kinder, von denen eines nach dem andern einen Knix vor uns macht, uns beim Bart nimmt und das wohlgelehrte Sprüchlein aufzagt:

„Mein Alter, ich sage dir dieses: ich möchte gern ein Ketten, ein Glöcklein und einen Spiegel haben.“

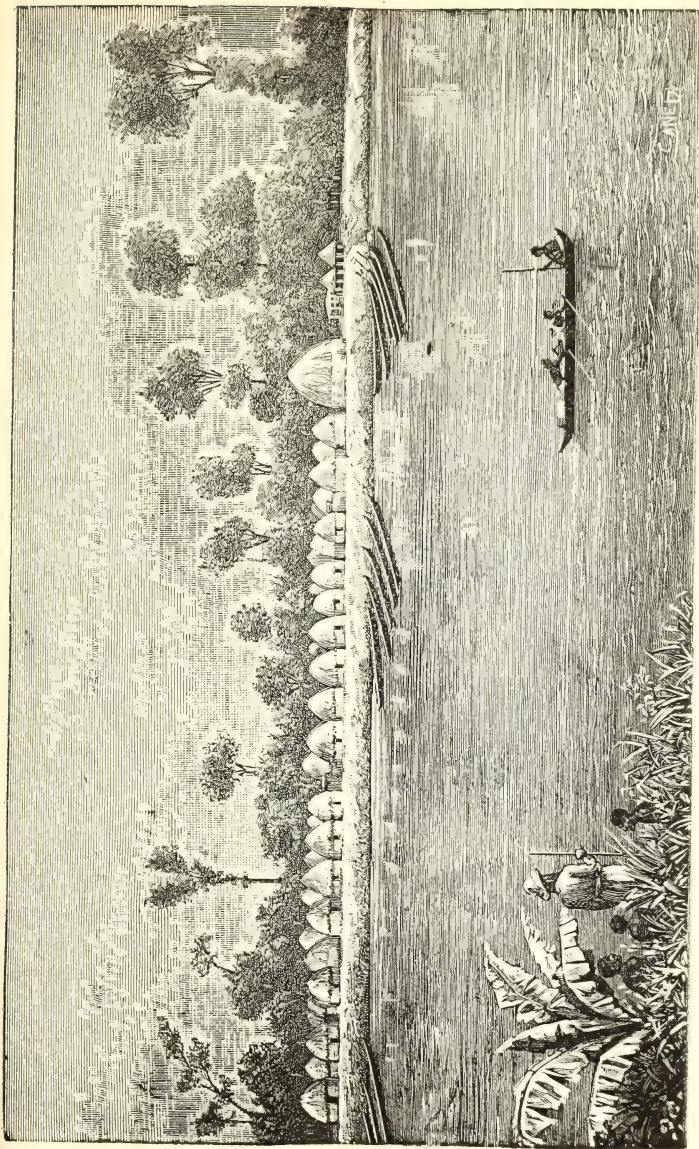
Frech wie Späßen, aber viel dürstiger gekleidet, springen sie den ganzen Tag um uns, indeß die Gruppe der Jünglinge, Verheiratheten und alten Leute sich stets erneuert. In der sehr lichten Waldung erjagte Br. Acheul zwei Antilopen, vier Pelikane und einige Enten, die alsbald als Geschenke ans Dorf vertheilt wurden.

Wie wir hörten, war der Oberhäuptling von Ndera, Nise, eben auf unbestimmte Zeit außer Landes, um Elfenbein zu holen. An seiner Statt hatten wir uns mit Balisa=wa=Didida zu verständigen, der sich, anspruchslos in ein schmutziges Tuch gehüllt, ein Lächeln auf den Lippen, den rechten Mundwinkel nach dem Ohr gezogen und eine Dosis Kautabak auf dem letzten Backenzahn, in unserm Zelte zur Begrüßung einstellte. Als wir aber von unserer Ansiedlung im Lande zu sprechen anfangen, schnitt er die Unterhandlung ab mit den Worten:

„Man redet von ernstern Dingen nicht im Freien; kommet erst in die Hauptstadt Kosi, dort wollen wir uns besprechen.“

Wir begaben uns dahin, theils zu Fuß, theils im Rahn.

Kosi ist ein Dorf von 150—200 Hütten bei einem Wald, gegen feindlichen Ueberfall mit einem soliden Pfahl-



Stadt Kofi am Tana.



werk umgeben. Babuja's Einfluß wie auch unsere Geschenke haben das Volk günstig gestimmt. Untertags empfangen wir Besuche, Einladungen und Gegengeschenke. Jeden Morgen und Abend kommen Kinder und führen uns bei den Kranken im Dorfe herum. Die jungen Männer sind stets um Br. Acheul, den sie zur Antilopenjagd drängen. Mir ward eine Ehre zugedacht, auf die ich in meinem Vaterlande keinerlei Aussicht gehabt hätte, nämlich mit den Ältesten an einer Senatsitzung theilzunehmen. Den Mgr. de Courmont, welchen man als den Vornehmsten aller Vornehmen ansieht, umgibt den ganzen Tag eine auserlesene Gesellschaft. Ihm wurde vertraulich mitgetheilt: „Zu Mdera darf sich nach Landesgesetz kein Fremdling niederlassen. Es kamen schon Araber, um ihre Flagge aufzuhissen, ein andermal Suaheli, selbst Europäer: niemand wurde zugelassen. Nun da ihr bei uns erscheint, denken plötzlich alle anders; bleibet bei uns!“

Am ersten Abend holte mich Unterhauptling Balija in seine Hütte ab, stellte mir seine Gemahlin vor, und nachdem sein Vertrauter Komoro eingetreten, hieß er mich sitzen, nimmt eine Chique, hustet, speit, kratzt sich an der Nase und beginnt die Unterhaltung:

„Hier,“ sagt er, „ist die große Stadt Kosi.“

Ich antworte, daß ich derselben Meinung bin.

„Und ich,“ fährt er fort, „bin jetzt der Hhauptling, weil der andere abwesend ist. Alles, was du wünschest, mußt du von mir begehren, und Alles, was du denkst, mußt du mir sagen. Aus welchem Stamme bist du?“

„Wir sind Franzosen.“



„Faranza?“ Bisher haben wir nur zwei „Datschi“ (Deutsche) gesehen, die mit Pistolen auf uns geschossen haben, welche sich herumdrehen, und einen „Ngreza“ (Engländer), der uns Geld gegeben hat. Du aber, was bringst du uns?“

„Wir, wir sind Reisende. Denke nur, die Wapokomo kommen zu uns, um uns zu sehen, und bringen mit, was sie nur immer Gutes haben, z. B. Bananen; nun so kommen auch wir zu den Wapokomo.“

„Bist du von deiner Regierung gesandt?“

„Nein, wir sind aus uns selbst gekommen. Wir haben gelesen, daß an den Ufern eines Flusses dieser Gegend brave Leute wohnen, und da haben wir unter uns gesagt: Laßt uns zu ihnen gehen, und wenn sie wollen, werden wir bei ihnen bleiben und sie alles lehren, was wir selbst können.“

„Hast du eine Flagge?“

„Gewiß hat unser Volk eine Flagge und als Flagge ist es eine schöne Flagge. Doch, es ist unsere Sache nicht, Flaggen in der Welt herumzutragen.“

„Horch! Jeden Tag erfahren wir etwas neues: einmal heißt es, der Fluß da gehöre den Arabern, ein andermal, er gehöre den Suaheli; lezthin hieß es, er sei den „Datschi,“ nachher wieder, er sei den „Ngreza.“ Ihr, was jaget ihr dazu, denn wir arme Wapokomo wissen gar nicht mehr, woran wir sind, umsoweniger als auch die Gallas und die Somal behaupten, der Fluß gehöre ihnen?“

„Wir, wir halten dafür, daß dieser Fluß ein Weg ist, den Gott gemacht hat, und daß alle seine Kinder das Gommenginger.

Recht haben, ihn zu benützen. Was den angrenzenden Boden betrifft, so gehört er dem, der ihn anpflanzt.“

„Und wenn ich in dein Land käme?“

„Ach, wenn du kämest, da würde meine Mutter das schönste Kind schlachten und dir ein Fricassée zubereiten, groß wie deine Hütte!“

„Kaufst du Elfenbein?“

„Nein.“

„Ach so! du hast die Mittel nicht dazu, nicht wahr?“

„Sage vielmehr, daß dies unser Geschäft nicht ist. Unser Geschäft — höre wohl, Balija! denn ich bin weder Araber, noch Suaheli, noch Somal; was ich sage, ist ganz so, wie ich es denke; mein Herz steht weit offen, und ich will, daß du bis auf den Grund desselben sehest — unser Geschäft ist folgendes: Es gibt Weiße und Weiße; die einen reisen, um zu sehen und nachher ihren Brüdern zu erzählen, was sie gesehen haben, das macht ihnen Vergnügen; andere reisen, um der Jagd zu fröhnen, das zerstreut sie; wieder andere reisen, um Handel zu treiben, das bereichert sie; es gibt aber noch andere, welche reisen, um die Schwarzen zu unterrichten und ihnen Gutes zu thun, und das, Balija, ist unser Geschäft. Die Wapokomo sind brav und verständig, gleichwohl gibt es noch vieles, das sie nicht wissen, und wüßten sie es, sie wären noch viel besser, als sie sind. Dieses also möchten wir sie lehren. Wollen sie, so bleiben wir bei ihnen; wollen sie nicht, dann gehen wir weiter und überlassen sie ihrer Unwissenheit, mag dann aus ihrem Lande werden, was kann. Schaue nach Süden! Alle Stämme dort kennen uns; bei vielen haben wir uns bereits heimisch nieder-

gelassen, und die uns noch nicht besitzen, bitten uns inständig, wir mögen auch zu ihnen kommen. Wir pflegen ihre Kranken, lehren sie ihre Gedanken niederzuschreiben und die Gedanken anderer lesen, unterweisen sie in allerhand nützlichen und kunstvollen Arbeiten; vor allen Dingen aber lehren wir sie, wie man auf Erden glücklich leben und dereinst in den Himmel gelangen kann. Siehst du, das ist unser Geschäft. Jetzt hast du bis auf den Grund meines Herzens gesehen.“

„Was du mir sagst,“ erwiderte Balija, „habe ich schon durch andere erfahren. Deine Rede hängt gut zusammen, du widersprichst dir nicht, zögerst nicht, sagst nicht einmal so, das andere Mal anders, ein Beweis, daß du denkst, wie du redest. Nun gut, so höre jetzt auch mich an! denn ich bin weder Araber, noch Suaheli, noch Somal, was ich sage, das denke ich; mein Herz steht weit offen, bis auf den Grund desselben sollst du sehen; wir Wapokomo sind alle aufrichtig; also: Bleibe bei uns und pflanze Bananen; baue dir eine Hütte, wir werden dich in unsern Rath aufnehmen; hilf uns die Somal zurückdrängen; laß schöne Leinwand aus deinem Lande kommen und wenn du auf der Jagd eine Antilope erlegest, dann gib mir die Hälfte davon. Und so wird alles gut sein. Denn hast du noch nie bemerkt, daß die Fische nur im Wasser leben; daß die Vögel ihre Nahrung im Felde suchen; daß die Affen überall stehlen; daß die Suaheli Handel treiben, die Gallas Herden besitzen, und die Waboni sich der Jagd ergeben? So hat es Gott gewollt. Uns Wapokomo hat er zum Ackerbau bestimmt; euch, hast du soeben gesagt, hat er fürs Rejen erschaffen, recht so; aber

was mich betrifft, so werde ich niemals lesen lernen, Gott will es nicht, nein, nie! nie!“

Da lag des Pudels Kern! das war es, was Balisa eigentlich das Herz beschwerte, das Lesen! Auch, als er seine dauernde Unfähigkeit dazu ausgesprochen hatte, wusch er sich mit der Hand den Schweiß ab der Stirne und spie seiner Frau, welche am Eingang der Hütte gemüthlich ihren Jüngstgeborenen pflegte, über die Achsel.

Sofort ergreife ich das Wort und wende meine ganze Beredsamkeit auf, um den „Alten“ zu überzeugen, daß es sich in Betreff des Lesens durchaus nicht um einen Zwang handle, sondern, daß es jedem Wapokomo, Groß wie Klein, freistehen werde, zu uns zu kommen, um nach Belieben zu erzählen, zu lachen, zu spielen oder Handarbeiten und lesen zu lernen, und eben so frei uns wieder zu verlassen oder auch ganz wegzubleiben. Balisa zernagt krampfhaft seine Chicke und murmelt vor sich hin:

„Nie werde ich es zum Lesen bringen.“

Dann fuhr er fort:

„Die Bewohner von Ndera würden trauern, wenn ihr uns verlassen und anderswohin fahren wolltet. Ihr werdet auch niemand bekommen, der euch weiter rudert. Bleibet hier! Grund und Boden sollt ihr erhalten, Bauholz möget ihr im Walde fällen, Lebensmittel findet ihr auf unseren Aekern. Nur bin ich eben Balisa, und Nise ist Nise, und Nise ist nicht hier. Einer von euch soll also hier bleiben, als Unterpfand, daß ihr uns nicht verlassen wollet, jemand anders fortgehen und Nise auffuchen. Findet man ihn, gut; wo nicht, auch recht. Der Rath der Alten ist ja hier, wir können dann allein das Geschäft

erledigen. So, jetzt habe ich ausgeredet. Ueberbringe, was ich gesagt habe, deinem Vorgesetzten und vergiß nur nicht hinzuzufügen, daß ich nie werde lesen können, nie!“

Fünf Tage weilten wir in Mdera. Dann ließen wir Br. Acheul mit den Kindern zurück, und begaben uns, Mgr. de Courmont und ich, auf die Weiterreise, um den Oberhäuptling Nise aufzusuchen. Da wir ihn nirgends fanden und Niemand uns sagen konnte, wohin er gegangen sei, kehrten wir nach Verlauf der Weihnachtsfeiertage wieder nach Kosi zurück. Die Stimmung der Einwohner hatte sich nicht geändert.

„Wir geben nicht zu,“ wiederholte Balisa, „daß ihr von uns scheidet, bleibet bei uns! Was das Lesen betrifft, . . . darüber werden wir schon einig werden. Einstweilen muß ich euch doch zwei Bedingungen stellen, bloß zwei; aber dieselben sind so gewichtig, daß, falls ihr sie nicht annehmen wolltet, ihr dennoch nicht bleiben könntet.“

„Und die wären?“

„Gerade um dir dieselben mitzutheilen, habe ich dich zu mir gebeten. Ich werde dir also die zwei großen Dinge offenbaren; ich werde dir sagen, was bei den Wapokomo verboten ist, und so wie wir uns davon enthalten, so wirst auch du dich davon enthalten müssen.“

„Nenne einmal diese großen Dinge!“

„Und nicht nur du, sondern auch dein Vorgesetzter, dein Bruder, deine Anaben und alle deine übrigen Leute müssen versprechen, daß sie sich davon enthalten werden.“

„Gut! sage nur immer, was für Bedingungen es sind!“



„Also,“ hub Baliſa zögernd an, indem er mir ſcharf in die Augen ſchaute und beide Hände erfaßte, „kannſt du mir verſprechen erſtens, daß du nie mit Gewalt den Platz, der dem Ngadzi gehört, betreten wiſſſt, bevor du in ſeinen Bund wirſt aufgenommen ſein?“

„Rede weiter!“ ſagte ich beruhigt.

„Zweitens . . . o, das iſt wichtig, außerordentlich wichtig, daß du nie in die Hütte einer Wöchnerin eindringen wiſſt?“

Ich mußte lachen. „Baliſa,“ antwortete ich, „was uns betrifft, kannſt du verſichert ſein, daß wir dieſen zwei Bedingungen in Ewigkeit nicht zuwiderhandeln werden.“

Nachdem Mgr. de Courmont und Br. Scheul dasſelbe Gelöbniß abgelegt hatten, ſtrahlte der Häuptling vor Freude. Wir wünſchten uns gegenseitig Glück, nahmen Abſchied von einander, die ganze Einwohnerschaft von Roſi begleitet uns bis an den Tanafluß, wir aber treten die Rückreiſe an, — das Land von Ndera ſteht uns offen!

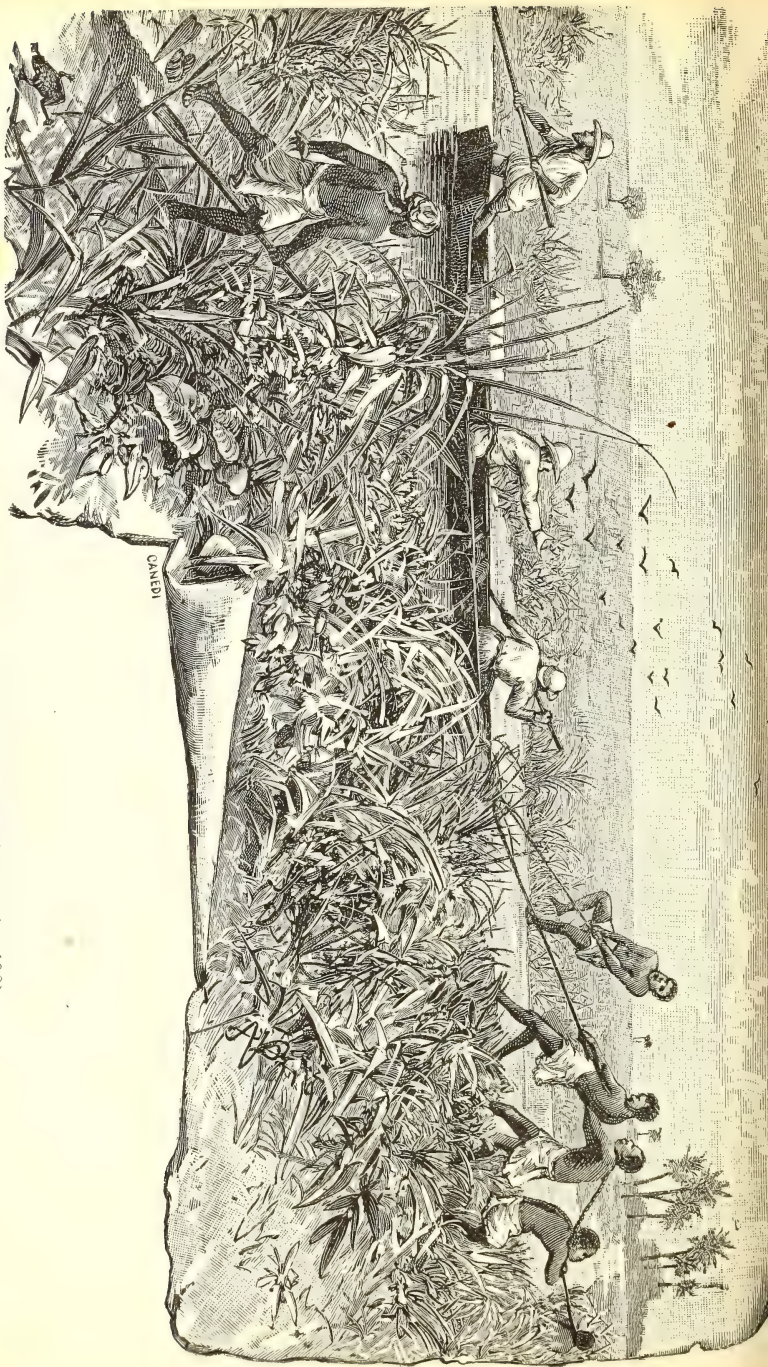
Dort alſo ſollte P. Gommenginger die neue Miſſion anlegen.

„Am 8. Januar trennten wir uns,“ ſchreibt er.<sup>1)</sup> „Mgr. de Courmont und P. Le Roy kehrten nach Zanzibar zurück; ich meinerſeits begeben ſich nach Ndera. Vier Pirogen ſtehen mir dieſmal zu Gebote; ich lade meine Kiſten darauf und nehme ſelbſt Platz auf einer derſelben.“

---

<sup>1)</sup> Brief vom 23. Februar 1890.





Erastung eines Kanals im Englisch-Sanghaebat (Seite 406).

Welch eine Folter so eine Piroge! Da sitze ich in mich selbst zusammengekauert, bin nicht im Stande die Arme zu mir zu nehmen, so eng ist das Fahrzeug, darf den Kopf nicht verwenden, ohne daß dasselbe, weil es sich kaum anderthalb Zoll über den Wasserpiegel erhebt, nach links oder rechts schwankt und zu kentern droht. Die Flüsse kann ich vor lauter Bagagen nicht strecken und von oben her brennt die Sonne zum Sieden und Braten. Ich habe wohl einen Schirm, aber will ich denselben aufspannen, dann ruft der Ruderer hinter mir: er sehe nicht genug; will ich meine Hände im Wasser abfühlen, dann heißt es wieder: „Zurück mit den Händen, Krokodile sind da!“ Und übermannt mich der Schlaf und mache ich den geringsten Nick, so ist es wieder nicht recht, indem dann die Piroge wieder umschlagen will.

So sitze ich, steif und unbeweglich, wie ein chinesischer Sträfling im Halseisen, von 5 Uhr morgens bis abends spät, mitunter, wenn es regnet oder die Piroge trotz aller Vorsicht dennoch etwas Wasser fängt, auch im Wasser. Steige ich am Abend an das Land, dann bin ich wie gerädert, die Glieder sind eingeschrumpft und es dauert eine geraume Zeit bis mir das Blut wieder seinen regulären Lauf hat. Gerne würde ich statt am Tage des Nachts gereist sein; dies ist aber hier angesichts der Myriaden von Stechmücken schlechterdings unmöglich.

Fünf Tage dauerte die Marterreise; am 14. Januar gelangte ich in Kosi an. Br. Acheul und die Knaben bewillkommten mich mit einer Salve Flintenschüsse. Ohne viel Zeit zu verlieren, begannen wir die Installationsarbeiten.“

---





Eine Galla-Frau mit Kind.



## 23. Kapitel.

---

### Am Tana: Die Gallas. — Die Waboni. — Die Wapokomo.

---

Bevor wir das Schickjal der Mission von Mdera weiter erzählen, wollen wir zuerst die umliegenden Volksstämme kennzeichnen: es sind die Gallas, die Waboni und die Wapokomo.

Die Gallas stammen von den Borana ab, einem mächtigen Volke, welches in Shoa unweit der Sudolf- und Stefanienseen ansäßig ist. Von da verbreiteten sie sich in den Thälern des Djuba, des Tana, des Osi, des Sabaki, des Muoe und des Kuvu. Hochmüthig, händelsüchtig, habgierig, wie sie sind, griffen sie öfters ihre Nachbarn an und plünderten sie aus. Noch vor kurzem zahlte ihnen der Sultan von Zanzibar 400 Piafter jährlich, daß sie seine Unterthanen an der Küste ruhig lassen sollten. Schließlich wurden aber auch sie von allen Seiten angegriffen, von den Somalis, den Massai, den Wapokomo, den Arabern, den Suaheli, und fast gänzlich vernichtet. Jetzt findet man sie nur noch in der Gegend des

Sabaki und des Tana. Sie irren umher muthlos, arm, traurig, „wie die Affen im Walde“ sagte einer von ihnen. Eine fixe Residenz haben sie nicht mehr; ihre Dörfer sind derweise angelegt, daß sie dieselben ebenso leicht verlassen als wieder aufbauen können; eine Hütte macht sich der Galla in weniger als einem Tage zurecht.

Die Gallas sind heidnisch. „Aber bei ihrem Anblick,“ sagt P. Le Roy, „empfindet der Missionär ein eigenthümliches Gefühl von Sympathie und Mitleid, und unwillkürlich wiederholt er das Wort des Papstes Gregor des Großen beim Anblick der englischen Sklaven auf dem Markte zu Rom:

„Schade, daß so schöne Männer keine Christen sind!“<sup>1)</sup>

Der Typus der Gallas ist in der That ein recht schöner: hoher, schlanker Wuchs, ebenmäßige Gliedmassen, längliches Gesicht, die Züge fein, die Rippen dünn, die Nase etwas gebogen, die Haare lockig ohne wollig zu sein, der Blick stolz, die Haltung gebieterisch, das ist der Galla. Als Kleidung trägt er ein langes, faltenreiches Stück weißer Leinwand, Halsbänder aus Kupfer und Korallen, Armbänder aus Elfenbein, am kleinen Finger einen breiten metallenen Ring, der ihm gelegentlich auch als Waffe dient; eine Lanze, von der er sich niemals trennt, ergänzt seine Montur.

Nebenbei ist der Galla sehr intelligent und hinsichtlich der Geistesbegabung den übrigen Negern weit über. Leider, entspricht sein Charakter weder seinen körperlichen, noch seinen geistigen Vorzügen. Wie schon gesagt, ist er

---

<sup>1)</sup> Sur Terre et sur l'eau, S. 287.

händelsüchtig, habgierig, hochmüthig, eingebildet und recht faul dazu. Er würde es unter seiner Würde halten, zu arbeiten; dagegen schämt er sich keineswegs zu betteln und zu stehlen; mitunter verlegt er sich auch auf Viehzucht, nur ausnahmsweise treibt er ein wenig Ackerbau.

Im übrigen werden die Gallas über kurz oder lang verschwinden, theils weil die Massai und Somalis ihnen beständig nachsetzen, theils weil ihre Familien sich nicht naturgemäß vermehren. Es besteht nämlich bei ihnen das widerliche Gesetz, daß der Familienälteste männlichen Geschlechtes sein muß. Ist daher das erste Kind ein Mädchen, so wird es unmachtsichtlich getödtet; ist das zweite, dritte . . . zehnte Kind wieder ein Mädchen, so werden alle zehn getödtet; erst dann sind die Mädchen lebensberechtigt, wenn ihnen ein Knabe vorausgegangen ist.

Die Staatsform der Gallas ist eine Art von Republik, deren Präsident für acht oder zehn Jahre gewählt wird, aber wenig Autorität besitzt. Der Krieg wird durch einen Sachkundigen geleitet, die Justiz liegt in Händen des Hohenpriesters, und die Zauberer sorgen für den Regen und das gute Wetter, für die Heilung der Kranken, das Wiederauffinden der verlorenen Gegenstände, das Gegenwärtige und das Zukünftige, kurz, für eine Menge von schwierigen Dingen. Zu ihrem Lobe muß gesagt werden, daß sie recht pflffige Leute sind, die sich immer herauszuhelfen wissen.

Es finden sich bei den Gallas sehr viele semitische Gebräuche, so die Beschneidung und die vierzig tägige Absonderung der Neugeborenen, das Recht der Erstgeburt, die gesetliche Annahme an Kindesstatt, die große und

halbreligiöse Autorität des Familienhauptes und a. m. Auffallend ist, daß die Eltern ihrem Namen den Namen ihres Erstgeborenen beifügen: Daddi abba Dadda, Daddi Vater des Dadda, im Gegensatz zu den Arabern, welche dem Namen ihrer Kinder den ihres Vaters folgen lassen: Seliman ben Daud, Salomon Sohn des David.

\* \* \*

Die Waboni. Sie tragen verschiedene Namen: Manypole nennen sie sich am obern Tana, Wajanye am Sabaki, Walangulo bei den Wanyika, Wadahalo oder Watwa an der Küste nördlich von Lamu. Nirgend sind sie zahlreich; und weil sie nicht stehlen, niemanden angreifen, nicht auf Eroberungen ausgehen und gerne von dem ihrigen mittheilen, so sind sie von ihren Nachbarn recht gut gelitten. Woher sie stammen, wissen sie selbst nicht; nur meinen sie in ihrer Bescheidenheit, Gott habe die Wälder und Fluren, die Flüsse und Seen, die Früchte und Thiere ihretwegen und für sie erschaffen.

Die Waboni ergeben sich meistens der Jagd; mit Bogen und vergifteten Pfeilen versehen greifen sie Elephanten, Büffel, Flusspferde, Löwen, Tiger, Leoparden, Wildschweine und anderes großes Wild an. Vögel verschmähen sie und würden es für eine Schande halten, wenn einer von ihnen ein Huhn aße. Bringt ihnen die Jagd nicht genug ein, dann gehen sie ungeniert bei ihren Nachbarn Mehl, Mais, Sorgho, Bananen und dergleichen Gewaaren betteln; wonicht, so suchen sie wilden Honig, Waldfrüchte, Sagumehl oder essen einfach die Blätter der Bäume und Gras. Dieser letzte Speisezettel scheint ihnen



Ein Boni-Jäger.



jedoch nicht mehr recht zu munden, und so beginnen auch sie allgemach das Feld zu bebauen und anzupflanzen. An Hausthieren besitzen sie bloß Hunde, welche sie zur Jagd abrichten.

Der Typus der Waboni ist jener der Vanturasse, nur etwas feiner und korrekter; ihr Temperament ist sanft und gelassen; ihre Geistesanlagen entwickelt, und die Meinung, welche sie von ihrer Armiseligkeit haben, ganz verschieden von der, welche andere davon haben. P. Le Roy erzählt folgenderweise eine Unterhaltung, die er einst mit einem alten Boni gehabt. <sup>1)</sup> Nachdem er ihm eine Bemerkung bezüglich der Trägheit seiner Stammesgenossen gemacht hatte, erwiederte dieser:

„Warum arbeiten? Gibt uns die Erde nicht genug zum Lebensunterhalt, daß wir es noch nöthig hätten, sie aufzureißen und zu quälen?“

„Wenn dem so ist, warum dann bettelt ihr Mehl bei euren Nachbarn und heischet ihr Tuchstoffe von den Reisenden?“

„Das ist unser gutes Recht. Wer arbeitet, nimmt ein Stück Boden, oder haut ein Stück Wald ab, oder legt einen Teich trocken. Wem aber gehören Boden, Wälder und Teiche? Uns. Und du, wenn du reiseest, benützeest einen Pfad; wem aber ist der Pfad? Uns, wir haben ihn gebahnt.“

„Ach so!“

„Ja.“

---

<sup>1)</sup> P. Le Roy, « Sur Terre et sur l'eau, » S. 296 u. ffg.

„Wenn aber niemand durch eure Pfade ginge und niemand arbeitete, von was würdet ihr dann leben?“

„Von was leben die Affen? Wenn du einmal einen Affen Hungers sterben siehst, dann magst du denken, jetzt werden auch die Waboni Hungers sterben.“

„Ah, die Waboni sind Affen?“

„Habe nichts dagegen, wenn du uns für solche halten willst. Uebrigens und ohne zu arbeiten, haben wir das Fleisch der Thiere, den Honig der Bienen, die Früchte des Waldes, die Blätter und das Gras.“

„O, die Blätter, das Gras . . .!“

„Ja, wir Waboni wissen eben, was sich essen und nicht essen läßt.“

„Und die Tuche?“

„Wenn wir Tuch haben, machen wir uns Kleider aus Tuch; haben wir keines, dann kleiden wir uns mit Thierfellen.“

„Ich habe,“ bemerkte ich weiter, „noch nie einen Boni als Slave bei den Muselmännern an der Küste gesehen.“

„Richtig! Die Muselmänner wissen, daß wir nicht arbeiten, folglich, daß sie uns nicht brauchen könnten, deßhalb nehmen sie uns nicht. Zudem werden wir uns nie dazu entschließen, eines unserer Kinder als Slave zu verkaufen; lieber wollten wir alle miteinander sterben.“

„Das ist schön gesprochen; wir sagen auch so. Aber erkläre mir doch, warum eure Dörfer so klein und eure Hütten so armüelig sind? Fürchtet ihr euch nicht vor einem Kriege, einem Ueberfall, einer Ausplünderung?“

„Eben um allem diesem vorzubeugen, haben wir unsere Dörfchen und Hütten so angelegt. Wir besitzen nichts, und wer nichts hat, dem nimmt man nichts. Große Dörfer, Viehherden, schöne Felder, das ist es gerade, was den Feind reizt und anlockt. Zudem, wenn so viele Häuser beisammen stehen, gut gebaut und wohlangefüllt sind, dann sind Mißgunst, Reibereien, Beschimpfungen und Haß unausbleiblich; ein elendes Huhn genügt manchmal, um zwei Nachbarn auf zwanzig Jahre hinaus zu verfeinden.“

„Und ihr, habt ihr nie Händel unter einander?“

„Wir, wir sind nach Familien getrennt; jedes Dörfchen hat sein Oberhaupt, es ist der Vater sämmtlicher Einwohner; er befiehlt und man gehorcht ihm. Außer den Kindern wohnt niemand im Dorfe. Will sich ein Sohn verheirathen, dann sucht er sich ein Weib in weiter Ferne; für einen Elephanten, einen Büffel oder sonst ein bedeutendes Rothwild bekommt er eine; alsdann geht er und legt sich irgendwo ein neues Dörfchen an.“

„Sonderbare staats- und socialöconomische Theorien! Aber gleichviel, von seinem Standpunkte aus hatte der gute Alte Recht, und ich wüßte wahrhaft nicht, was man Leuten, welche fast keine materiellen Bedürfnisse haben und durch keine Ueberbevölkerung in ihrem Lande beengt sind, besseres anrathen könnte. Unsere „Gelehrten“ mögen andere Theorien aufstellen, aber ich verbiete ihnen meinem Boni den klaren, gesunden Menschenverstand abzuprechen. Man redet so oft und so verächtlich von den „Wilden“, wie wenn es in der That Wilde gäbe! Daß sich die Regier die Freiheit nehmen, die Civilisation anders auf-

zufassen als wir, berechtigt uns bei weitem noch nicht, sie als Wilde hinzustellen.

Die Unterhaltung war noch nicht zu Ende. Da ich bemerkt hatte, daß niemand im Dorfe Amulette trug, frug ich, warum?

„An derartige Dinge halten wir nicht,“ erwiderte der Greis.

„Habt ihr denn keine Zauberer bei euch?“

„Nein, wenn wir einen solchen zu Rathe ziehen wollen, gehen wir zu den Wanyifa oder zu den Küstenbewohnern.“

„Dann habt ihr auch keine Opfer?“

„Opfer? Freilich bringen wir unserm Waka (Gott) Opfer dar. Ich tödte z. B. einen Büffel; da nehme ich das beste davon, lege einen Theil auf das Feuer zum Verbrennen, den andern Theil esse ich mit meinen Kindern, das ist mein Opfer. Ich pflücke wilden Honig; einen Theil davon werfe ich in den Wald oder gen Himmel, das ist mein Opfer. Oder ich gewinne Palmwein; wiederum gieße ich die Hälfte auf den Boden, das ist mein Opfer, das Opfer für Waka; ich sage es ihm und er hört mich.“

„Diese schlichten, erhabenen, der Religion der Urzeit so treu entsprechenden Erklärungen überzeugten mich, daß mein „Wilder“ es auch im Religionsfache mit manchem „Civilisirten“ aufnehmen könnte. Wo hatte er nur seine Kenntnisse her?“

„Von meinen Ahnen,“ sagte er; „so haben sie es gemacht, ich ahne ihr Beispiel nach und lehre meine Kinder, das Gleiche thun.“

„Wozu aber diese Opfer? Was ist Waka?“

„Waka ist der große Herr über Alles, derjenige, den die Suaheli und du „Mungu“ heißen. Er hat uns diese Felder, diese Waldungen, diese Flüsse, diese Berge, diese Fluren, . . . . . Alles hat er uns gegeben. Wir genießen es. Allein er ist streng und eifersüchtig, er will auch seinen Antheil davon haben; wir geben ihm denselben gerne. Bisweilen steigt er zu uns hernieder und macht den einen oder andern sterben. Wir begraben alsdann den Todten tief in die Erde, ziehen von dannen und schlagen unsere Hütten anderswo auf; denn es ist gefährlich unter dem Auge Waka's zu bleiben.“

So redete ein vermeintlicher Wilder, ein alter Neger, ein Nomade aus Afrika, ein armer Boni!

Auffallender noch als das Vorhergehende ist folgendes: Die Missionäre fanden bei den Waboni das Kreuz; im Dorfe Kiaponi im Kina-Kombaland trugen die Frauen Kleider, welche über und über mit schönen, aus rothen und weißen Perlen gestickten Kreuzen geschmückt waren. Die Bedeutung davon wußten sie nicht:

„Es ist ein Zeichen,“ sagten sie, „welches unsere Vorfahren getragen haben und wir beibehalten.“

Von ungefähr ist das Kreuzesbild bei diesen Völkern gewiß nicht aufgetaucht; man muß annehmen, daß sie ehemals entweder selbst schon einmal Christen gewesen sind oder wenigstens mit Christen häufig verkehrt haben.

\* \* \*

Wir kommen an die Wapokomo — ebenfalls ein schöner Bantustamm und sehr interessant.





Cine Boni-Fran.

Die Wapokomo sind groß, breitshulterig, stark gegliedert, haben einen schönen Kopf, dickes, krauses Haar, hell-schwarze Haut, freundlichen Blick und gutes Herz. Ihre Beschäftigung ist der Ackerbau. Früh morgens sieht man die Männer mit Hacke, Karst, Lanze und Ruder aus den Hütten hervorkriechen; die Frauen folgen nach mit etwas Feuer auf einem Tost, die Kinder watscheln hintendrein, man besteigt eine Piroge und hinaus geht's aufs Feld. Vor Abend wird die Familie nicht wieder zurückkehren, wenn sie nicht gar, was mitunter geschieht, mehrere Tage und Nächte draußen bleibt.

Der Pokomo hat keine Sklaven; in seinen Augen ist die Arbeit nicht entehrend; der Häuptling bestellt seinen Acker eigenhändig, wie der schlichteste Dorfbürger, und der sechsjährige Junge macht sich groß damit, wenn er auch mithelfen darf. Indessen sind die Feldarbeiten nicht immer so dringend und aufreibend, daß man nicht auch Zeit zu etwas anderm fände. Die Frauen verfertigen mit Lehm ihre Kochtöpfe und sonstigen Küchengeräthe, die sie recht schön zu formen und zu verzieren wissen, machen Kleider, Stickereien mit farbigen Perlen, geschmackvolle Hals- und Armbänder und dergleichen Schmuck-sachen. Die Männer flechten Matten, Körbe, Bienenstöcke, schmieden allerhand kupferne, eiserne und zinnene Gegenstände und zimmern Ruder und Pirogen. Zwischendurch kommen die Frau Basen zusammen und plaudern, besuchen sich die Freunde, werden Ausflüge gemacht, Jagd- und Fischereipartien unternommen und Tanzbelustigungen veranstaltet. So verstehen und lösen die Wapokomo das sociale Räthsel: sie arbeiten, träumen sich keine Genüsse,



Sapokomo-Frau am Tana im Festschmuck.



welche sie nicht befriedigen können, geben sich mit wenigem zufrieden und sind froh und lustig dabei.

Im großen Ganzen ist bei den Wapokomo die Monogamie vorherrschend; Vielweiberei findet man nur bei solchen, welche mit den Arabern und Suaheli verkehren. Infolgedessen herrscht überhaupt Friede in den Familien, sind die Kinder zahlreich, gesund und bis zu einem gewissen Grade wohlerzogen. Hier in kurzen Zügen die Lebensgeschichte eines Pokomo:

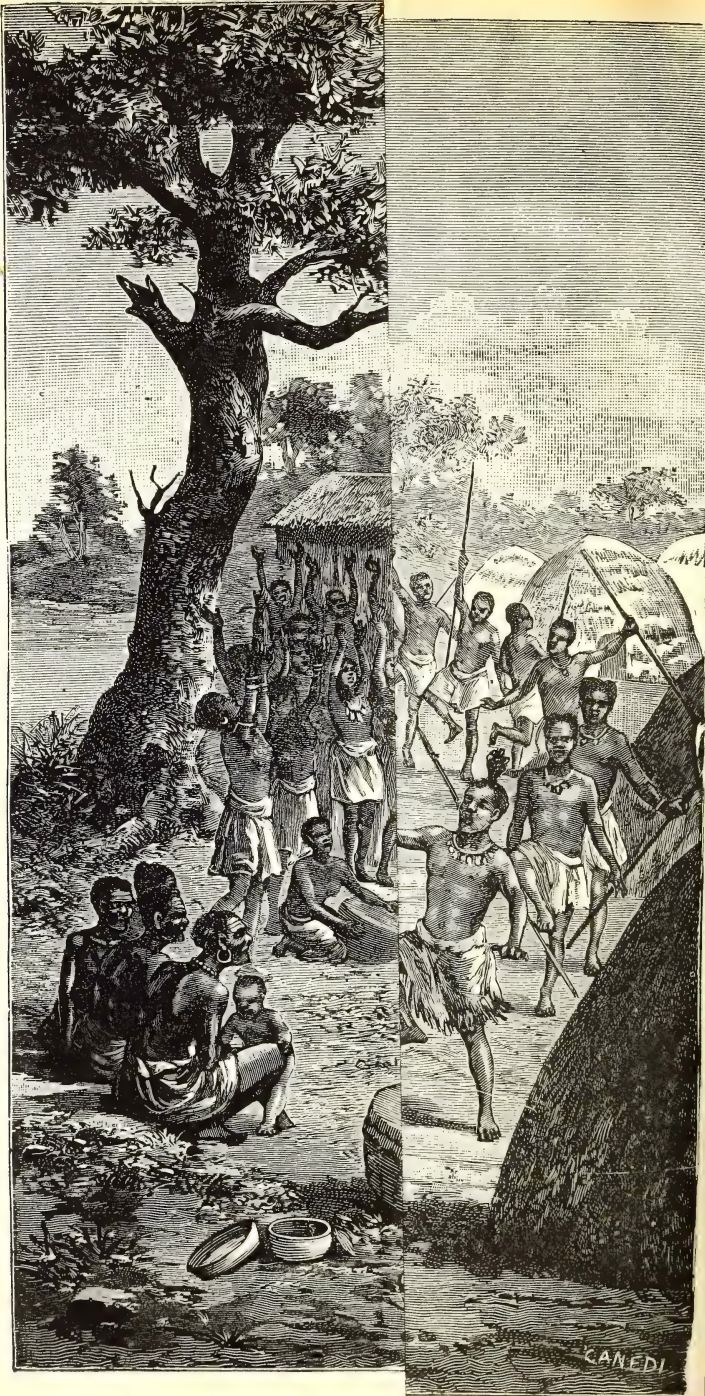
Bei seinem Eintritt in die Welt ist er mehr oder weniger weiß, wie überhaupt zu dieser Zeit alle Negerkinder sind — die Haut färbt sich erst allmählig. Der Geburt darf niemand beiwohnen als die Hebamme. Nach vierzig Tagen, nicht früher, wird das Kind dem Vater, den Geschwistern, Nachbarn, Verwandten und Bekannten vorgezeigt, und man gibt ihm einen Namen, gewöhnlich den eines alten Kriegers, der sich schon im voraus diese Gunst erbeten hat, „damit, wenn er stirbt, wenigstens sein Name erhalten bleibe.“

Der Kindermord kommt ziemlich selten vor, ist jedoch gesetzlich erlaubt. Ein Kind z. B., welches mit Zähnen auf die Welt kommt oder am obern Kiefer zuerst zähnt, wird unachtsamlich getödtet. Diese barbarische Sitte besteht beinahe in ganz Afrika und muß zweifelsohne auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden.

Das Kind wächst heran bald auf dem Rücken seiner Mutter oder einer ältern Schwester — eine Art zu hüten, die wenigstens den Vortheil hat, daß die Hüterin dabei arbeiten kann — bald auf einer Matte in der Hütte, auf dem Gras im Felde oder auf dem Boden einer Piroge,







bis zur Zeit, wo es die ihm vom Schöpfer verliehenen Locomotionsmittel gebrauchen kann.

Hat das Kind die Verstandesjahre erreicht, dann bleibt das Mädchen bei der Mutter; der Knabe hingegen muß fortan die Nacht in einer gemeinsamen, unter Aufsicht eines Wächters stehenden Schlafanstalt zubringen. Die Polizei daselbst wird nichts weniger als mild gehandhabt; Peitschenhiebe ahnden sofort jedes ungebührliche Lärmen. Und wird ein Junger mehrmals rückfällig, dann jagt ihn der Wächter fort und es bleibt dem Widerspänstigen nichts anders übrig, als entweder unterm freien Himmel zu übernachten oder sich eine Hütte zu bauen; denn zur weiteren Strafe bleibt ihm von da an auch das elterliche Haus verschlossen.

Tags über folgt der Knabe seinen Eltern, hilft ihnen bei der Arbeit oder rudert auf dem Flusse oder spielt mit seinen Altersgenossen. Nie aber wird er sich in die Nähe einer Gesellschaft von Männern wagen; einige Ohrfeigen würden ihn gegebenenfalls erinnern, daß er zwischen Mann und Bub zu unterscheiden und sich in einer respectvollen Entfernung zu halten habe. Im übrigen wird der Junge niemals in den Fall kommen, sich ein Kopfwelk durch übermäßiges Studiren zuzuziehen und man würde ihn sicherlich in Verlegenheit bringen, wenn man ihn fragte, wieviel 347 Schlafmützen kosten, das halbe Duzend zu 2 M. 25 Pfg. berechnet. Dagegen fehlt es ihm an praktischen Unterweisungen nicht.

Mit 10—12 Jahren werden sämtliche Dorfjungen in eine besondere Anstalt untergebracht und beschnitten — eine Ceremonie, welche den Uebergang von der Kindheit





bis zur Zeit, wo es die ihm vom Schöpfer verliehenen Locomotionsmittel gebrauchen kann.

Hat das Kind die Verstandesjahre erreicht, dann bleibt das Mädchen bei der Mutter; der Knabe hingegen muß fortan die Nacht in einer gemeinsamen, unter Aufsicht eines Wächters stehenden Schlafanstalt zubringen. Die Polizei dajelbst wird nichts weniger als mild gehandhabt; Peitschenhiebe ahnden sofort jedes ungebührliche Lärmen. Und wird ein Junger mehrmals rückfällig, dann jagt ihn der Wächter fort und es bleibt dem Widerspänstigen nichts anders übrig, als entweder unterm freien Himmel zu übernachten oder sich eine Hütte zu bauen; denn zur weiteren Strafe bleibt ihm von da an auch das elterliche Haus verschlossen.

Tags über folgt der Knabe seinen Eltern, hilft ihnen bei der Arbeit oder rudert auf dem Flusse oder spielt mit seinen Altersgenossen. Nie aber wird er sich in die Nähe einer Gesellschaft von Männern wagen; einige Ohrfeigen würden ihn gegebenenfalls erinnern, daß er zwischen Mann und Bub zu unterscheiden und sich in einer respectvollen Entfernung zu halten habe. Im übrigen wird der Junge niemals in den Fall kommen, sich ein Kopfsweh durch übermäßiges Studiren zuzuziehen und man würde ihn sicherlich in Verlegenheit bringen, wenn man ihn fragte, wieviel 347 Schlafmützen kosten, das halbe Duzend zu 2 M. 25 Pfg. berechnet. Dagegen fehlt es ihm an praktischen Unterweisungen nicht.

Mit 10—12 Jahren werden sämtliche Dorfjungen in eine besondere Anstalt untergebracht und beschnitten — eine Ceremonie, welche den Uebergang von der Kindheit

in die Jugend bedeuten soll. Die „Barobaro“ (d. h. die jungen Bechnittenen) werden sorgfältig gewaschen, von Kopf bis zu Fuß mit Del eingerieben, daß sie glänzen wie frischgewichste Stiefel, mitunter auch mit rother Farbe angestrichen, mit Verlocken, Kettchen, Glasperlen, Hals- und Armbändern geschmückt und mit einem möglichst schönen Kleide costümiert. So aufgeputzt stellen sie sich in Reihe auf, ernsthaft, stramm, Kopf hoch, die obere Lippe stolz an die Nase gedrückt, und begeben sich auf den „Paradeplatz“, woselbst die gesammte Dorfeinwohnerschaft sie erwartet, marschiren langsam, gravitatisch, grüßend, einer hinter dem andern am Rathe der Aeltesten vorbei, und wie der Zug vorüber ist, geht der Tanz los.

Die Frauen schlagen den Tact und singen dazu und klatschen mit den Händen über dem Kopf, während die Männer im Kreise sich winden und stampfen mit den Füßen und die Barobaro lustig mitpringen und einer dem andern es vorzuthun sucht. Bis Mittag dauert der Tanz, dann geht's zur Gasterei.

Nachmittag — zweiter Theil des Festprogramms :

Wiederum ist das ganze Dorf beisammen ; der Barobaro tritt vor und setzt sich auf den Boden ; ihm gegenüber nimmt ein Mädchen Platz ; zwischen beide stellt sich ein Mann. Nun beginnt dieser eine Robrede auf den Knaben zu halten ; plötzlich wendet er sich gegen das Mädchen, schilt und schimpft es aus, und jagt ihm, was immer nur seine Einbildungskraft schmähliches und beleidigendes zu ersinnen vermag. Manches Mädchen hält die Probe aus ; bei manchem kommt es zu Thränen ; nicht selten geschieht es aber auch, daß ein Ewastöchterchen



grimmig aufspringt, den Redner unterbricht, ihm mit gleicher Münze ausbezahlt, dann auf und davon läuft, zum großen Gaudium aller Anwesenden. Die Moral dieser Ceremonie mag sein: dem Barobaro einzuschärfen, daß er fortan kein Kind mehr, sondern Mann, Herr und Gebieter ist, und daß ihm gegenüber das weibliche Geschlecht nurmehr zu schweigen und zu gehorsamen habe.

Der Jüngling heirathet gewöhnlich im Alter von 18—20 Jahren. Von da an besitzt er seine eigene Hütte, seinen eigenen Acker und hat Zutritt zu den Versammlungen der Männer. In den größern Ortschaften bilden die jungen Männer eine Art von Zunft unter sich und haben einen bestimmten Ort, wo sie zusammenkommen, und den kein Unverheiratheter betreten darf. Auch die älteren Männer haben ihre Zunft und ihren eigenen Versammlungsort, dessen Zutritt aber nicht bloß den Unverheiratheten, sondern sogar den jüngeren Männern untersagt ist. Die alten Graubärte halten eben daran, daß jedermann sie hochachte und in respectirlichem Abstände von ihnen bleibe.

Wie das Land hinsichtlich der Flora und der Fauna in verschiedene Zonen zerfällt, so ist es auch politisch in verschiedene Bezirke getheilt. Jeder Bezirk ist selbstständig, bildet eine Art von Republik und hat seinen eigenen Präsidenten, der auf 8—10 Jahre gewählt wird, nach welcher Zeit er sein Amt in die Hände seines Nachfolgers niederlegt und, wie Cincinnatus, gemüthlich wieder zu seinem Pfluge, bezw. zu seinem Karste zurückgreift. Dem Präsidenten steht ein aus den sechs ältesten Männern zusammengesetzter Senat bei. In besonders wichtigen Fällen werden

nebenher auch die übrigen Männer, mitunter sogar die Jünglinge zur Berathung herbeigezogen. Wie man sieht, gewinnt der kleine Pofomo immer mehr an Ansehen und Einfluß; er braucht nur recht alt zu werden, um es unfehlbar zum Staatsrath, vielleicht gar zum Landesobersten zu bringen.

Von bureaucratischen Scherereien ist hier ebenjowenig bekannt als von Polizeiverordnungen und Conscription, von Lebens-, Unfall-, Feuer-, Vieh-, Hagelversicherungen und Staatsfinanzen, von Rechnungen und Budget, von Ueberschuß und Deficit. Trotzdem findet man daselbst unvergleichlich mehr Ordnung als bei uns, weniger Mangel als bei uns, weniger Verbrechen als bei uns, mehr Zufriedenheit als bei uns und wir wüßten wahrhaftig nicht, was man den guten Wapokomo bringen könnte, um ihr Glück vollkommen zu machen, als Gott und das Evangelium, die ihnen noch fehlen.

Hinsichtlich der Religion sind die Wapokomo leider nicht weit voran; von Gott haben sie freilich eine leise Ahnung, bekümmern sich aber wenig um ihn; von einem Fortbestehen der Seele nach dem Tode wissen sie soviel wie nichts: stirbt jemand, dann versammeln sich die Dorfbewohner um die Sterbehütte und singen Trauerlieder. „Aber keine jener wilden, gebrüllten Pieder“, sagt P. Gommenginger <sup>1)</sup>, „welche man allenthalben in Afrika zu hören gewohnt ist, sondern wahrhaft schöne, rührende Pieder, die es werth wären, daß man sie im Druck erscheinen ließe. Mehrmals habe ich Gelegenheit gehabt,

---

<sup>1)</sup> Brief vom 23. Februar 1890.

die Wapokomo bei solchen Anlässen singen zu hören und jedesmal hat mich ihr Gesang tief gerührt.“ Die Trauerzeit dauert einen ganzen Monat, wonach sie mit einem Gastmale geschlossen wird.

Amulette und dergleichen Zaubergehänge tragen die Wapokomo selten, doch glauben sie an das Vorhandensein böser Geister. Ihr Hauptcultus gilt indessen dem sogenannten „Ngadzi“.

Was ist der Ngadzi? Man muß es errathen, denn das gemeine Volk bekommt ihn nie zu sehen und den Eingeweihten ist es unter den strengsten Strafen verboten, das Geheimniß zu offenbaren. Vorgeblich wohnt er in der Nähe des Dorfes; der Ort, wo er sich aufhält, gilt als heilig, kein Unbefugter würde oder dürfte sich jemals unterfangen, denselben zu betreten. Nur seine Stimme läßt er von Zeit zu Zeit vernehmen, bald lieblich, bald dumpf, bald freundlich, bald klagend; dann beeilen sich die Leute, Reis, Mehl, Honig, Fleisch und dergleichen zu sammeln, damit es dem großen Geiste geopfert werde; die Eingeweihten, die „Ngadzianer“, verbringen die gesammelten Opfergaben feierlich an den geheiligten Ort und regalistren sich daran. Läßt bisweilen die Freigebigkeit des Volkes etwas nach, so wird schon dafür gesorgt, daß der Ngadzi sich wieder hören lasse und seinen Unwillen darüber kundgebe: dann ruft er aber nicht bloß, sondern er brüllt, er tobt, er wüthet; die Zauberer laufen umher und prophezeihen Unglück, die Leute gerathen in Schrecken und schleppen zum Opfer herbei, was sie nur immer aufbringen können, worauf der Ngadzi sich wieder beschwichtigt und die Ngadzianer — auf Kosten der Ge-

foppten weiter schmausen. Dieser Ngadzi der Wapokomo erinnert uns lebhaft an den gefräßigen Bel der Babylonier, nur braucht man kein Daniel zu sein, um zu entdecken, was dahinter steckt.

Indem wir vorstehendes Charakterbild skizzirten, hatten wir besonders die Wapokomo am mittlern Tana, die von Muina bis Zubaki, zu denen auch die von Ndera gehören, vor Augen. Ihre Stammesgenossen am untern Tana, die sogenannten „Malatini“ besitzen bei weitem nicht die nämlichen Eigenschaften. Diese sind muselmännisch oder stehen unter der Botmäßigkeit der Muselmänner; sie sind arm, feig, sittenlos, verkommen und ebenso gehässig gegen die Europäer als kriechend vor den Suaheli und Arabern, wiewohl diese sie auf die schändlichste Weise mißbrauchen und ausbeuten.

Bei den besseren Wapokomo am mittlern Tana, im Bezirk Ndera, sollte, wie schon gesagt, die neue Mission gegründet werden.

---





In Idra (Seite 432).





## 24. Kapitel.

---

### St. Joseph von Aldera : Anfang der Mission. — Hindernisse.

---

P. Gommenginger erzählt : <sup>1)</sup>

„Die drei ersten Wochen wohnten wir in Kosi, in einem Bienenstock — ich wüßte nicht, mit welch' anderm Namen ich eine Pokomohütte überhaupt und die unsere insbesondere bezeichnen könnte. Der Eingang war so niedrig, daß mein Körper einen rechten Winkel bilden mußte, um hindurchzukommen; für Luft und Licht war keine andere Oeffnung vorgesehen.

Unsere erste Aufgabe war, einen zum Anlegen der Mission geeigneten Platz zu suchen und uns vorläufig ein anderes Logis herzurichten. Am 7. Februar bezogen wir daselbe. So armselig und unbequem es auch war, so war es doch unvergleichlich besser als das in Kosi. Der Ort, den wir wählten, befindet sich ungefähr zehn Minuten vom Dorfe, zwanzig Meter vom Flusse, am Saume

---

<sup>1)</sup> Brief vom 23. Februar 1890.

eines Waldes, wo Bauholz in Hülle und Fülle vorhanden ist. Die Umgegend mit ihren üppigen Feldern, Wiesen und Gebüsch hat ganz das Aussehen eines englischen Parkes; aber soweit das Auge reicht, entdeckt man nicht die geringste Anhöhe; vom Meere bis zum Kenia ist das Land flach wie ein Kuchen; auch habe ich auf der ganzen Strecke bis Ndera keinen einzigen Stein oder Kiesel gesehen; allenthalben ist der Boden ein fetter Humus, dessen Schicht sehr tief ist. Zweimal jährlich kommen Ueberschwemmungen vor, welche vom Schmelzen des Schnees auf dem Kenia herrühren und jedesmal mit dem Uebergang der Sonne über den Aequator zusammenfallen. Die Uferbewohner beschwerten sich nicht darüber, auch nicht, wenn das Wasser ihnen zwei Fuß hoch in die Hütten zu stehen kommt; sie installiren sich dann mit ihren Hühnern auf Pfahlwerke und verkehren miteinander in Pirogen. Je größer die Ueberschwemmung, um so lieber ist es ihnen, weil dann die Ernte ergiebiger zu werden verspricht. Unsere Lage sollte die einzige sein, wo das Wasser nicht hinkommt als höchstensfalls, wie man uns versicherte, einmal alle 8—10 Jahre.

Wir waren guten Muths, fällten Bäume im Wald, ungeachtet der blutenden Wunden, welche zahllose Stechmücken uns an Gesicht, Händen und Füßen beibrachten, und zimmerten Bauholz, daß es eine Lust war. Lebensmittel fanden wir zum Theil bei den Eingeborenen: Reis, Mehl, Bohnen, Hühner, Bananen, Zuckerrohr. Früher gab es in der Gegend große Herden Kühe und Ziegen; seit den letzten Plünderungszügen der Somal findet sich aber weder eine Kuh noch eine Ziege mehr im

ganzen Vande. Jede Familie züchtet Hühner und dies ist zur Zeit ihr ganzer Viehbestand. Geld ist hier nicht gang und gäbe; die Handelsgeschäfte schließen sich mittelst Austausch der Waaren ab; nur nehmen sie viel Zeit in Anspruch, zumal die Neger ungemein zäh dabei sind.

Wenn ich in das Dorf gehe, um gegen ein Stück Baumwolle, Calicot, Cretonne oder einige Taschentücher, Glasperlen, Messer, Angelhaken u. dgl. ein Huhn, einige Scheffel Mehl, Mais, Bohnen u. s. w. einzubandeln — denn an mir ist es leider die Einkäufe zu besorgen — dann komme ich mir vor wie ein echter Hausirjude daheim im Elsaß. Gewöhnlich läßt sich der Neger den ganzen Kram vorzeigen und wenn er Stück für Stück durchgemustert und eine Stunde lang räsonirt, disputirt und parlamentirt hat, kehrt er oft den Rücken und entfernt sich mit der Bemerkung, man biete ihm zu wenig für seine Waare. Es bleibt einem dann nichts anders mehr übrig, als geduldig seine sieben Sachen wieder einzupacken, um weiter, ich weiß nicht wie vielmal, für dieselbe Comödie herzuhalten. Nichts in meinem Missionsleben hat mich so sehr verdrossen und beschämt, nichts habe ich unlieber gethan, als auf dem Markte oder von Haus zu Haus diesen kleinlichen, erniedrigenden Handel treiben. Ach, was müssen wir Missionäre uns nicht alles gefallen lassen!

Fanden wir keine Nahrungsmittel bei den Eingeborenen, dann griff einer von uns nach der Flinte und ging auf die Jagd. An Wild fehlt es hier nicht: Antilopen gibt es von allen Größen, Farben und Gattungen; Wildschweine und Büffel mehr als einem lieb sind, denn diese richten in den Reis- und Maisfeldern ungeheuren Schaden

an. Der Löwe ist nicht selten; Leoparden und Pantheren, Giraffen, Elephanten und Nashörner finden sich ebenfalls häufig vor; und Affen gibt es, daß die Gehölze buchstäblich davon wimmeln, nirgend vielleicht in Afrika sind dieselben so zahlreich wie hier. Die Ufer des Flusses sind reich an Meerschneppen, Regenvögeln, Sumpfhühnern und Wassarenten; dagegen ist das Fleisch der Tanasische schlaff und weniger gut zum Essen. Wie man sieht, wären wir, so lange Blei und Pulver vorhanden waren, nicht Hungers gestorben. Beifügen muß ich indeß, daß wir nur dann unsere Zuflucht zur Jagd nahmen, wenn es absolut sein mußte, indem dieselbe weniger eine Lustpartie als vielmehr in Ansehung der Hitze, des Hochgrases und des darin hausirenden Ungeziefers ein recht ermüdendes Stück Arbeit war.

Da wir nicht hierher gekommen waren, um einfach nur Häuser zu bauen, den Boden anzupflanzen und gegen Krankheiten und Entbehrungen zu kämpfen, sondern um Seelen für Gott zu gewinnen und die umliegenden Völker zu Christen heranzubilden, so machten wir uns sofort und soviel die Umstände es erlaubten, auch an diese geistliche Arbeit. Leider sahen wir bald ein, daß wir die Wapokomo, trotz ihrer sonstigen Eigenschaften, in dieser Beziehung überschätzt hatten. Anderswo fanden wir auch das unüberwindliche Hinderniß der Vielweiberei, aber man überließ uns wenigstens die Kinder, welche wir dann unterrichteten und christlich erzogen; allein hier konnten wir nicht einmal die Kinder bekommen.

„Unsere Kinder brauchen keinen Unterricht. Gott hat den Menschen nicht für das Lesen und Schreiben erschaffen,



sondern daß er das Feld bebaue," lautete die immergleiche Antwort.

Ich muß sagen, daß die Wapokomo eine sehr schlechte Meinung haben von den Leuten, welche arabisch lesen und schreiben können, namentlich von den muhjemännischen Küstenbewohnern, welche sie ihrer Unsittheit und Unredlichkeit wegen auf's äußerste verachten.

Es würde — wären wir geblieben — eine geraume Zeit gekostet haben, dieses Hinderniß zu beseitigen. Einstweilen benützten wir die Besuche, welche wir als leibliche Aerzte bei den Kranken zu machen Gelegenheit hatten, um vor allem ihre Seelen zu heilen; und wir hatten, Gott sei Dank, den Trost und die Freude, manches Kind und manchen Erwachsenen vor seinem Hinscheiden zu taufen und dem Himmel zuzuführen.

Um die Pfingsten fing der Tana an zu wachsen: <sup>1)</sup> das Wasser stieg höher und immer höher, bald war das ganze Land von der Mündung des Flusses bis Korokoro, eine Strecke von einem Monat Pirogenfahrt, ein einziger See; seit Menschengedenken war keine so große Ueberschwemmung mehr vorgekommen; auch wir blieben nicht verschont. Ich ließ Erdwälle aufführen, die aber alsbald wieder weggeschwemmt wurden; unsere Wohnung stand im Wasser und war ganz mit Schlamm angefüllt. Ueberdies rückten Legionen von weißen Ameisen, dem Wasser ausweichend, zu uns herein und vertilgten, was sie nur immer erreichen konnten; in einer Nacht und trotz aller Vorsichtsmaßregeln zernagten sie meine sämmtlichen Bücher.

---

<sup>1)</sup> Brief vom 20. Juni 1890.

Von allen Verlusten that mir dieser am wehesten, zumal ich die Bücher mit großer Mühe angeschafft hatte und sie mein einziger Zeitvertreib waren in den einsamen Stunden. Der Missionär hat wohl die Neger um sich herum; er liebt sie, verkehrt mit ihnen, trachtet ihre Seelen zu gewinnen und zu retten; indessen steht ihr geistiges Niveau doch zu tief, als daß ein Europäer sich sonst gesellig mit ihnen unterhalten könnte.

Wäre die Ueberschwemmung nur ein Ausnahmefall gewesen, dann würde ich keine weitere Bedenken gehabt, sondern ruhig deren Ende abgewartet haben. Da aber derartige Ueberschwemmungen regelmäßig vorkommen — eine Erscheinung, welche uns unbekannt war, — so stellte ich mir sofort die schwer lösbaren Fragen: Wohin werden wir später unsere Christenfamilien ansetzen? Wie werden wir eine Kirche und Wohnhäuser bauen, da bei dem einmal durchgeweichten Boden solide Fundamente nicht angelegt werden können, weder Steine noch Kalk vorhanden sind und das Holz selbst der Verwüstung der Termiten nicht widerstehen kann? Ich sah voraus, daß der erste Bau, den wir aufführen würden, bei der nächsten Ueberschwemmung wieder einstürzen werde. Und doch hieß es ernstlich anfangen oder das ganze Werk unterbrechen und anderswo hinziehen.

Ich wußte, daß auf der linken Seite des Flusses, einige Kilometer weiter unten, eine kleine Anhöhe sich befindet, wo das Wasser auch bei der größten Ueberschwemmung nicht hinkommen kann. Der Gedanke, die Mission dort anzulegen, war mir anfangs gar nicht gekommen,

aus dem einfachen Grunde, weil der Ort ein Sammelplatz der Somalis und infolgedessen sehr gefährlich ist.

Die Somalis sind die Beduinen des nordöstlichen Afrika. Sie sind es, welche die gestrandeten Schiffe ausplündern und die verunglückten Mannschaften niedermetzeln; sie sind Diebe, Räuber, fanatische Mohammedaner und hassen alles, was nicht von Geburt oder durch Erziehung Somal ist, die Europäer namentlich, weil sie wissen, daß diese Christen sind. Auf der linken Seite des Tana, in einer geraumen Entfernung davon anässig, rücken sie öfter bis an das Ufer vor und richten daselbst große Verheerungen an. Da sie keine Fahrzeuge besitzen und die Wapokomo die ihren nicht auf der linken Seite stationiren lassen, so kommen sie selten über den Fluß; gelingt es ihnen aber darüber zu kommen, dann ist die ganze Gegend in Angst und Sorge.

Gleichwohl begaben wir uns, Br Acheul, zwei Knaben und ich, alle vier gut bewaffnet, nach dem obenbezeichneten Orte. Wir fanden ein somalisches Lager, daselbe war leer. Die Lage gefiel mir, und wäre die Gefahr vor den Somal nicht gewesen, ich würde die Mission sofort hierher verlegt haben. Aber konnte ich die Verantwortung einer solchen Gefahr auf mich nehmen? Freilich ließe sich der Ort leicht befestigen, so daß vor einem Handstreich nichts zu befürchten wäre; aber was würde dies nützen, wenn unsere Kinder und unsere Frauen eines um das andere hinweggeschleppt würden, sobald sie sich über eine Schußweite von der Mission entfernen würden, um im Felde zu arbeiten oder Holz zu holen? Der Dorfhaupt-

ling, ein sehr vernünftiger und uns recht zugethaner Mann sagte :

„Ich habe euch nichts zu befehlen, aber ich bitte euch dringend, gehet nicht dorthin. Ich möchte nicht, daß es einmal hieße, Europäer wären in unserm Lande ermordet worden; denn ermorden würden euch die Somalis unfehlbar, indem sie euch in so großer Zahl überfallen würden, daß ihr ihnen unmöglich widerstehen könntet.“

Der Mann mochte Recht haben; nichtsdestoweniger war ich unschlüssig, was ich thun sollte. Wenn man sich in der Nähe der Vorgesetzten befindet, so ist man bei derlei Anlässen bald im klaren; man unterbreitet ihnen die jeweilige Schwierigkeit, sie entscheiden, man gehorcht und ist dann jeder Verantwortung enthoben. Allein ich befand mich 150 Stunden von meinem Bischofe; würde ich ihm schreiben, so weiß ich nicht einmal, ob er meinen Brief erhalten wird; nicht zu reden davon, daß ein Brief immer Raum zu allerlei „wenn“ und „aber“ läßt, die zu beantworten in unserm Falle zu zeitraubend gewesen wäre. Da entschloß ich mich, den Br. Acheul persönlich nach Zanzibar zu senden, damit er dem Gnädigen Herrn unsere Lage mündlich auseinandersetze, die „wenn“ und „aber“ sofort beantworte und eine klare, categorische Entscheidung mitbringe. Hätte ich einen andern Vater zur Seite gehabt, so würde ich die Reise selbst unternommen haben; da ich aber der einzige gegenwärtige Priester war, so konnte ich mich nicht entschließen, den Bruder und die zehn Knaben ohne geistliche Hilfe allein zurückzulassen.

Sieben Wochen blieb Br. Acheul aus. Mittlerweile mußten wir unsere Wohnung verlassen und uns auf die Bäume flüchten. Ein weiteres Unglück kam vor: ich hatte unsere größte Piroge an die Küste geschickt, um verschiedene Sendungen aus Zanzibar abzuholen. Meine Kuderer kamen zurück mit leeren Händen. Sorglos wie alle Neger sind, hatten sie eines Nachts das Fahrzeug ungenügend am Ufer befestigt; während sie schliefen, löste sich dasselbe los, kenterte und ging mit seinem ganzen Inhalt zu Grunde.

Die körperlichen Entbehrungen, die pestartigen Ausdünstungen des Bodens, sowie die inneren Anliegen unterwühlten auch bei mir die Gesundheit; das Fieber fiel mich an und einen Augenblick fürchtete ich, dasselbe möchte eine böje Wendung nehmen. Ich stemmte mich dagegen, so gut ich konnte; zum Glück gelang es mir, dasselbe mittelst einiger starken Dosen Chinin wieder zu dämpfen. Nicht um alles hätte ich so sterben wollen, so einsam, so verlassen, ohne daß ein Mitbruder mir im Todeskampf beigestanden und an meinem Grabe gebetet hätte. Seitdem unsere Congregation besteht, ist noch keiner unserer Patres, abgesehen von einigen, welche Schiffbruch gelitten haben, ohne die Sterbesacramente gestorben; ich hege das Vertrauen zu Gott, daß er auch mich nicht unversehens sterben lassen wird.

Am 24. Juli kam Br. Acheul zurück. Die Entscheidung des hochw. Herrn Bischofs war folgende: Wir sollten Mdera sofort verlassen und die Mission statt am Tana am Sabaki anlegen. Der Gnädige Herr hatte diesen



letztern Fluß auf seiner Heimreise ausgekundschaftet und sich entschlossen, sobald die Umstände es erlauben würden, ebenfalls hier eine Niederlassung zu gründen.<sup>1)</sup>

Also war ich verurtheilt eine neue Wanderung anzutreten. Hätte ich nur meinen Pilgerstab mitzunehmen gehabt, so wäre die Sache nicht sehr umständlich gewesen; allein ich mußte wiederum das ganze Gründungsmaterial mitschleppen zuerst den Tana hinab, den Belezö hindurch, den Osi hinunter, dann nach Samu, nach Malindi und von hier wieder den Sabaki hinauf, dies sollte weniger leicht vor sich gehen. Nebenbei erfuhr ich, daß die Protestanten von Mombas sich gleich nach der Reise Mgr. de Courmont's beeilt hatten, die Gegend am Sabaki zu beziehen, um den Katholiken zuvorzukommen — ein Umstand, der nichts weniger als beruhigend war.

Ich ahnte schlimmes; gleichviel traf ich sofort die Vorkehrungen zur Abreise. Mein Herz war schwer dabei, nicht daß die neuen Mühseligkeiten, welche mir bevorstanden, mich etwa zurückgeschreckt hätten, aber weil ich mir selbst nicht mehr getraute: die vielen Anliegen, Kümmernisse, Entbehrungen und Anstrengungen hatten mich in der letzten Zeit zu hart mitgenommen; ich fühlte, daß meine Kräfte im Abnehmen waren. Ein anderes that mir weh: wie schwierig auch die Befehung der Wapokomo gewesen wäre, so hatte ich doch diese sonst guten Leute schon recht lieb gewonnen. Als ihnen unsere Abreise bekannt wurde, brachen sie in lautes Wehklagen aus;

---

<sup>1)</sup> Brief vom 26. Juli 1890.

namentlich war der Häuptling untröstlich darüber. Ich selbst dachte: Armes Volk, wie lange wirst du jetzt warten müssen, bis wieder Missionäre zu dir kommen, und das Kreuz deines Erlösers für immer in deine Mitte pflanzen!

Am 17. August früh 5 Uhr brachen wir auf.“

---

## 25. Kapitel.

---

Rückzug von Adera. — Aufenthalt im Wituland.  
— P. Gommengingers Krankheit, Tod und  
Begräbniß. — Sein Lob von P. Le Roy und  
Mgr. de Courmont.

---

P. Gommenginger hatte sich von seinem letzten Fieberanfall nicht vollständig erholt; hiezu hätte er einer kräftigen Kost und einer gesunden Wohnung bedurft; beides fehlte ihm. Kränklich machte er sich auf den Weg, eine Besserung von der Luständerung hoffend. Die Reise war langwierig und mühsam.

Fünf Birogen und vier Flöße trugen das Missionsvermögen; kein Huhn, kein Werkzeug, kein Topf, kein Brett, kein Nagel blieb zurück. P. Gommenginger leitete den Zug; Br. Acheul folgte demselben und wachte, daß nichts verloren gehen sollte. Bei Toloni wurde eines der Flöße locker und es dauerte anderthalb Stunden, bis dasselbe wieder festgebunden war. Bald danach zerschellte ein zweites und bei anbrechender Nacht ein drittes; diesmal fielen die Knaben, die Hühner und was sonst darauf war in das Wasser. Die Knaben und die Hühner retteten

sich durch Schwimmen, alles übrige brachte die Nacht im Flusse zu; erst am folgenden Morgen konnten die Holzstücke wieder theilweise aufgesichtet und zusammengefügt werden. Kurz, die vier ersten Tage ging jedes Floß mindestens dreimal in Trümmer; Schuld daran war das wuchtige Zusammenstoßen mit Baustämmen, Gras- und Heckenhaufen, welche der wilde Strom mit sich schwemmte. Zeitweise auch wurde das ganze Geschwader von mächtigen Wasserwirbeln erfaßt und zwei, drei Stunden lang an der nämlichen Stelle im Kreise herumgedreht, ohne daß es möglich gewesen wäre, sich denselben zu entwinden, bis sie von selbst aufhörten. Endlich gelangte man in Murani an, wo zwei Tage und drei Nächte geraftet werden mußte. Traurige Raft! Schreckliche Nächte! Raum war das Lager nothdürftig eingerichtet und das Zelt aufge schlagen, da erhob sich ein fürchterliches Gewitter von Sturm begleitet, welcher das Zelt in Stücke zerriß. P. Gommenginger flüchtete sich unter eine Baranga, die ihn leider weder gegen den Regen noch gegen die Moskiten zu schützen vermochte; Br. Acheul, die Kinder, die Ruderer und die Hühner flohen in eine verlassene Hütte, wo Roth, Wanzen, Läuse, Flöhe, Stechmücken und eine verpestete Luft für das weitere sorgten.

Hier bot sich eine Gelegenheit, die Flöße, bezw. das für Idera in Bereitschaft gehaltene Bauholz, zu verkaufen. 290 Rubien wurde für das Ganze bezahlt.

Am 8. September erreichte man Rau.

P. Gommenginger war erschöpft; er aß nichts mehr und da in Rau das Wasser ungenießbar ist, trank er nur soviel als unumgänglich nothwendig war, um nicht

zu verdursten; sein Magen war dermaßen zerrüttet, daß sogar die wenigen Tropfen, die er genoß, ihm jedesmal entsetzliche Schmerzen verursachten. Am Abend des 14. September fiel ihn das Gallenfieber an, und zwar so heftig, daß er binnen weniger Augenblicke dem Tode nah war. Br. Acheul behandelte ihn energisch mit Ipecu und Chinin, und sprach ihm Worte des Trostes und der Aufmunterung zu. Allein P. Gommenginger gab sich keiner Täuschung hin; er fühlte, daß er, ohne eine besondere Hilfe von oben, diesmal sterben müsse.

„Ich bereitete mich, so gut ich konnte, auf den Tod vor,“ schreibt er mit zitternder Hand in seinem letzten Briefe, <sup>1)</sup> „wenn man überhaupt Vorbereitung nennen kann einen Strom von fieberverwirrten, unklaren, schmerzlichen, bangen Gedanken und Empfindungen, welche sich in Geist und Herzen durchkreuzen. Dann fiel ich in Ohnmacht. Br. Acheul und die Kinder begannen die Sterbegebete; allein der Tod kam nicht, mich von meinen entsetzlichen Schmerzen zu befreien.

Besonders quälten mich zwei Dinge: Zum ersten sah ich keinen Priester an meiner Seite. Man beliebt zu sagen, der liebe Gott ersetze unter Umständen diesen Mangel durch anderweitige Gnaden; dies mag der Fall sein für andere, bei mir traf es nicht zu; innen und außen fühlte ich mich vereinsamt, verlassen. In meinem Delirium suchte ich einen Priester und fand keinen; ich lauschte seinen aufmunternden Zusprüchen und vernahm keine; und was hätte ich nicht alles gegeben, um ein letztes Mal die hl.

---

<sup>1)</sup> Brief vom 12. October 1890.



Lebssprechung zu empfangen und meine Glieder mit dem Oele der Sterbenden gesalbt zu sehen. An den Empfang der hl. Communion war in Anbetracht des Zustandes meines Magens nicht zu denken.

Zum andern quälte mich der Gedanke in Kau begraben zu werden. Die ganze Gegend ist ein mooriger Wurzelbaumwald, mit Ausnahme eines Platzes hinter der Stadt, welcher als Grabstätte für die Muselmänner und als Abladeplatz für allen möglichen Unrath dient. Jedesmal, wenn ich an jenen verlassenen, hoffnungslosen Gräbern vorbeiging, schnürte sich mein Herz zusammen — und jetzt sollte ich selbst dorthin begraben werden? — Nein, ich ließ mir vom Bruder das Versprechen abgeben, daß er meine Leiche nach der Küste überführen, mir irgendwo am Meeresstrand ein Grab herrichten, dasselbe mit einer kleinen Umfassung und einem Kreuze versehen werde. Dort wenigstens wäre ich nicht in Berührung mit Gebeinen von Mohammedanern gekommen.“

P. Gommenginger hatte kaum ausgedet, als drei bewaffnete Männer auf die Hütte zugehritten kamen. Br. Acheul verwehrte ihnen den Eintritt.

„Ist es wahr,“ frugen sie mit frecher, gebieterischer Stimme, „daß dein Bruder schwer krank ist?“

„— Ja, ich aber bin gesund.“

„— Wieviel Soldaten hast du?“

„— Genug, um es mit einem Jeden aufnehmen zu können.“

Die drei entfernten sich. Aber plötzlich verbreitete sich die Kunde, ganz Witu sei in Revolution. Dies kam so: England hatte in seinen ostafrikanischen Gebieten, auch im

Wituland, welches Deutschland in der letzten Zeit an England abgetreten hatte, neue, sehr strenge Verordnungen gegen den Sklavenhandel erlassen. Dies empörte die Araber, die Suaheli und überhaupt die Muselmänner alle. Am 15. September wurden acht Deutsche, welche zum Abtreiben eines Waldes nach Witu gekommen waren, ermordet. Nach diesem Streiche beschloßen die Auführer, sämtliche Europäer zu vernichten, zunächst am Tana, dann in Lamu, dann an der ganzen Küste. Der Sultan Fumo-Bafari sollte, bis der große Mhadi käme, die Leitung des Auführs übernehmen. Man rückte gegen die schwedische Mission in Kulosa, gegen die protestantische in Ngao und gegen die englische in Goltanti vor. Zum Glück waren sämtliche Missionäre rechtzeitig von der Ankunft des Feindes benachrichtigt worden, so daß sie mit heiler Haut davon kamen; erwischt und ermordet wurde nur der Koch der protestantischen Mission in Ngao, welcher schnell noch einige Hühner einfangen wollte und sich auf diese Weise verspätete. Sonst fanden die Aufständischen nichts als die verlassenen Häuser, welche sie ausplünderten und in Brand steckten. Hiernach zogen sie gegen Mdera. „Denn,“ sagten sie, „die Europäer gleichen sich alle. Es gibt keine Fische, die am Kopf süß und am Schwanz bitter sind.“

Allein, hier fanden sie gar nichts — da hatte die Vorsehung gewaltet.

„Sie werden sehen,“ hatte P. Gommenginger zu Br. Acheul gesagt, „daß der liebe Gott uns von Mdera wegführt, um uns einem größern Unglück zu entziehen.“

Nur zu bald sollte sich diese Prophezeiung bewahrheiten. Eine Verspätung von nur wenigen Tagen, und unsere Freunde wären verloren gewesen. Diese Verspätung wurde dadurch vermieden, daß P. Gommenginger hartnäckig darauf bestand, die Pirogen zu überladen, wodurch die Reise zwar erschwert, aber eine Rückreise erspart und mithin Zeit gewonnen wurde. Die andersgläubigen Missionäre verloren Alles, die katholischen keine Nadelspitze.

Getäuscht kehrten die Aufständischen nach Witu zurück und schickten sich an, unsere Missionäre in Rau zu überfallen. Zu diesem Zwecke begaben sich einige, wie wir soeben gesehen haben, in ihre Wohnung, um sich nach der Zahl ihrer Streitkräfte zu erkundigen, während andere sich hinter dem Dorfe verborgen hielten und wieder andere die Wege nach Ripini besetzten. Ein guter Araber — sie sind rar die guten, aber es gibt solche; der betreffende stand in Diensten der englischen Gesellschaft — beeilte sich den Br. Acheul auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu machen:

„Seid auf der Hut,“ sagte er, „entfernet euch nicht von der Wohnung und haltet die Thüre fest geschlossen, denn jeden Augenblick können die Aufständischen über euch herfallen.“

„Der Mann meinte es gut,“ schrieb der Bruder später,<sup>1)</sup> „allein wie war es möglich, die Thüre zu schließen an einer luftarmen, verpesteten Hütte, die keine andere Oeffnung aufzuweisen hatte und worin ein Kranker im Paro-

---

<sup>1)</sup> Brief P. Gommenginger's vom 12. October 1890 und Brief Br. Acheul's vom 16. October 1890.

rismus des Fiebers lag? Statt dessen ließ ich abwechselnd je vier Knaben Wache halten. Angst hatte ich keine, denn wir verfügten über ausgezeichnete Gewehre und acht unserer Knaben waren treffliche Schützen. Das einzige, was mich beunruhigte, war der Umstand, daß der todtfranke Vater vielleicht beim ersten Schuß vor Aufregung gestorben wäre. Wir blieben noch zwei Tage in Kau; inzwischen hatte ich das Glück, ein größeres Boot zu miethen. Am 25. September in der Nacht verbrachten wir unsern lieben Kranken auf dasselbe, betteten ihn, so gut es ging, auf Kisten und Matten und fuhren dann in aller Stille den Ofi hinunter.

P. Gommenginger war nicht bei Sinnen; erst am folgenden Morgen kam er infolge eines heftigen Ruckes wieder zu sich; ein Flußpferd war an das Boot gestoßen und hätte es beinahe zum Kentern gebracht. In Kipini angelangt mußten wir, da die See stürmisch war, den ganzen Tag und die folgende Nacht abwarten, bis wir ausfahren konnten. Wir hielten in der Nähe der Mündung hinter einer Sandbank. Da sahen wir im Mondescheine eine Fotle auf dem Flusse hin und her kreuzen; sie kam, ging wieder, spähte die Ufer aus, augenscheinlich suchte die Mannschaft etwas. Wir ließen sie machen und blieben unbemerkt. Als wir am andern Morgen uns anschickten in die See zu gehen, erschien die Fotle wieder: ein wildes Gebrüll erschallt, Flinten und Lanzen werden geschwungen, vierzig Mann rohen und segeln mit voller Kraft auf und zu, es sind Aufständische von Witu, die uns verfolgen. Wir unsererseits setzen alle Segel und Ruder bei und gewinnen einen beträchtlichen Vorsprung.

Die Gegner sahen bald ein, daß sie uns nicht einholen würden und blieben zurück. In demselben Augenblicke erschienen weitere zwanzig bewaffnete Mann an dem Ufer. Man hatte uns gleichzeitig zu Land und zu Wasser nachgesetzt; eine Viertelstunde Verspätung und wir wären dem Feinde in die Hände gefallen. Der liebe Gott hat es nicht zugelassen.“

Der Zustand P. Gommenginger's hatte sich bis dahin nicht gebessert, im Gegentheil. Die letzte Nacht hatte er sich schwächer gefunden als je und den Bruder gebeten, er möge nun ernstlich an seine Bestattung denken, da er den Tag nicht mehr erleben würde. Br. Acheul hielt sich auf den Ausgang gefaßt; Bretter, Hammer und Nägel zum Aufertigen eines Sarges lagen in Bereitschaft. Allein und gegen alles Erwarten bewirkte die Meeresluft einen Umschwung in dem Befinden des Patienten; es wurde ihm wohler und immer wohler, so daß er ziemlich gekräftigt in Lamu ankam; nur war ihm die Krankheit auf die Augen gefallen, er war fast blind. Allmählig verschwand aber auch dieses Uebel wieder, so daß er im Stande war, einen acht Seiten langen Brief an seinen Oheim, Hrn. Hilsz, zu schreiben, in welchem er seine ganze Reise von Aldera bis Lamu schilderte.<sup>1)</sup>

Der Anblick des Briefes ruft einen peinlichen Eindruck hervor: so schön, deutlich und kräftig P. Gommenginger's Schrift in allen seinen früheren Briefen war, so verkrüppelt ist sie in diesem letztern; man merkt sofort, daß derselbe von einem Sterbenden geschrieben worden ist. Er schließt

---

<sup>1)</sup> Brief wie oben.



mit folgenden Worten — wir geben dieselben getreu wieder :

„Ich wollte nicht, daß eine andere Hand als die meine diesen Bericht schreibe, aus Furcht Sie möchten beim Anblick einer fremden Schrift allzusehr um mich besorgt sein. Am zweiten Tage meiner Krankheit in Kau brachte man mir einen Brief von Tante Luise; leider vermochte ich es damals nicht, denselben ganz zu lesen und seither weiß ich ihn nicht wiederzufinden. Ich erinnere mich nur, daß darin die Rede vom Odilienberg gewesen ist. O die liebe hl. Odilia! Welcher elsässische Missionär würde nicht mit Freuden ihrer gedenken! Glückliche Pilger, welche im Schatten ihres heiligen Berges einherwandeln!

Ich schließe; der Bruder schilt mich in einem fort, daß ich zu viel schreibe — ach, ich bin noch so schwach!

Seien Sie herzlich gegrüßt, mein lieber Onkel. Beten Sie nur um eines für mich: daß ich mich nämlich stets in den hl. Willen Gottes füge in Leid und Freud, jetzt und bis zu meiner Todesstunde.“

Br. Acheul hatte sich beeilt, die Krankheit P. Gommenginger's nach Zanzibar zu melden. P. Le Roy machte sich sofort auf den Weg und kam am 14. October nach Lamu.

„Ich fand,“ schreibt er,<sup>1)</sup> „den lieben Vater im Bett, blutarm, abgezehrt, aber noch im vollen Besitze seiner unbeugsamen Willenskraft; das Fieber hatte ihn auf's neue angefallen. Während vierzehn Tage versuchten wir, Br. Acheul und ich, mit Beihilfe eines jungen Deutschen,

---

<sup>1)</sup> Brief vom 2. November 1890.

welcher Medicin studirt hatte, alle uns zu Gebote stehenden Mittel, um den lieben Kranken zu retten; leider gelang es uns nicht das Fieber vollständig zu dämpfen. Er beichtete, empfing die hl. Sterbesakramente, verlangte seine Scapuliere, seinen Rosenkranz, sein Crucifix, brachte dem lieben Gott das Opfer seines Lebens, sagte, wie glücklich er sei, als Ordensmann und Missionär zu sterben, und bat mich, ich möchte seinen Geschwistern und Verwandten in dem Elsaß zu wissen thun, daß er auf dem Sterbebett an sie gedacht habe und das Andenken aller in den Himmel mitnehme.

Die darauffolgende Krise war fürchterlich. Zweiundvierzig Stunden blieb der Pater ohne Bewußtsein, war sehr erregt und sprach kein deutliches Wort mehr. Wir verrichteten die Sterbegebete und warteten nurmehr auf das Ende, welches nach unserm Dafürhalten nicht mehr länger ausbleiben konnte. Allein, er kam auch diesmal wieder zu sich, er erholte sich sogar wieder ziemlich gut, so daß wir ihn, als am 25. October das englische Postschiff „Ethiopia“ vorbeikam, ohne Mühe einschiffen konnten. Wie freuten wir uns jetzt, unsern lieben P. Gommenginger lebend, gerettet, gesund vielleicht nach Zanzibar zu bringen!

Leider bekam ihm das Meer diesmal nicht gut. Ein Rückfall trat ein, und als wir in Mombas angelangten, war alle Hoffnung, unsern theuren Mitbruder am Leben zu erhalten, verloren. Nach einem langen, schweren Todeskampfe, während ich ihm die üblichen Gebete vorsprach, und er noch mehreremal dem lieben Gott das Opfer seines Lebens für Afrika erneuerte, starb er an Bord der „Ethiopia“ am 31. October 1890 um 1 Uhr des Morgens,

Gommenginger.

im Alter von 48 Jahren. Wir befanden uns auf der Höhe der nördlichen Spitze von Zanzibar.“

Im Hafen angelangt, ließ der Commandant des „Bourjaint“, Herr Ravel, die Leiche abholen, und um 4 Uhr nachmittags wurde dieselbe unter Begleitung sämtlicher anwesenden Europäer, mit dem französischen Consul und dem Commandanten Ravel an der Spitze, auf dem Missionsfriedhof von Zanzibar zur Erde bestattet. Das Todtenamt sang andern Tags P. Kocher, ein ehemaliger Schüler des Verbliebenen.<sup>1)</sup>

„Wunderbare Fügungen Gottes! Um P. Gommenginger's Mission einem vollständigen Ruin zu entziehen, führt ihn Gott zur rechten Zeit vom Tana weg; um ihm selbst den Trost und die Gnade der hl. Sacramente zu verschaffen, erhält er ihn am Leben, bis ein Priester kommt; um seinem Wunsche, auf geweihte Erde begraben zu werden, zu willfahren, läßt er ihn nicht sterben, ehe er in der Nähe eines katholischen Friedhofs angelangt ist. Gott ist gut für seine Missionäre! Wenn er will, nimmt er sie hinweg; aber er verfährt hierbei vorsichtig wie ein gerechter, guter Herr gegen einen alten, treuen Diener. Und der Missionär seinerseits scheidet von hinnen, vertrauensvoll, ruhig und zufrieden; lächelt dem Tode entgegen, vergißt die Erde, welche er mit seinem Schweiße benetzt hat, und wendet sich dem Himmel zu, mit thränenfeuchtem Blick nach dem Plätzchen schauend, welches dort seiner wartet.“<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Brief P. Kocher's vom 2. Januar 1891.

<sup>2)</sup> *Sur Terre et sur l'eau*, S. 365.

Zum Schluß lassen wir noch zwei Auszüge aus Briefen des Apostolischen Vicars, Mgr. de Courmont und des P. Le Roy folgen:

„Sie werden gewiß,“ schreibt Mgr. de Courmont unter dem 2. November 1890 an den Hn. Generalvikar Hilsz, „wie wir alle, an Ihrem selig verstorbenen Nessen, den tiefreligiösen Sinn, die Selbstverläugnung, den Opfergeist und die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, mit welcher er sich herzugeben pflegte, bewundert haben. Diese Eigenschaften, welche so recht sein ganzes Wesen charakterisirten, sind ihm geblieben bis an sein Lebensende. Noch etwas hat mich oft in Erstaunen gesetzt: wie er nämlich trotz seines lebhaften, feurigen Temperamentes sich immer selbst zu beherrschen, kindlicheinfach seinen Obern zu gehoramen und mit seinen Confratres freundlich, höflich, zuvorkommend, erheiternd und dennoch würdevoll zu verfahren wußte.

Ich verliere unsäglich viel an ihm; denn P. Karl Gommenginger war nicht nur ein eifriger, opferwilliger, erfahrener Apostel, ein unvergleichlicher Missionsgründer und ein werthvoller Berather, sondern auch der Mann, an den ich das englische Gebiet meines Vicariats abzutreten gedachte, den ich zu meinem Nachfolger bestimmt und unserm General-Superior bereits als solchen vorgeschlagen hatte. Wäre ich vor ihm gestorben, dann wäre er zweifelsohne zum Apostolischen Vicar von Zanguebar ernannt worden. Die Vorsehung hat es anders gefügt. Der liebe Gott hielt dafür, daß sein Diener genug gearbeitet hatte und seine Krone im Himmel schon schön genug war; darum rief er ihn zu sich!“

Nicht weniger schmeichelhaft ist das Lob, welches P. Le Roy ihm widmet:

„Die Congregation vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä,“ sagt er, „verliert an P. Gommenginger einen musterhaften Ordensmann und Zanguebar einen Missionär, der vor keiner Mühe zurückschreckte. Auf den ersten Blick machte er den Eindruck, als wäre er streng gegen andere, wie er streng gegen sich selbst war; thatsächlich war niemand herablassender gegen seine Untergebenen, zuvorkommender gegen seine Mitbrüder und gehorsamer gegenüber seinen Vorgesetzten, als er. Charakterfest, entschlossen, aufrichtig, dienstfertig und opferwillig, war er stets bereit, das schwerste Stück Arbeit für sich zu nehmen, und er hielt nie auf halbem Wege. In Mrogoro wird seine Mission durch einen Brand zerstört; unverzagt fängt er von vornen an und baut sie wieder auf, wie sie jetzt noch steht. Am Tana zwingt ihn die Ueberschwenmung zum Rückzug; er weicht nicht, bis sein Bischof es ihm befiehlt, und läßt weder ein Brett noch einen Nagel zurück. Auf der „Ethiopia“ wollte ich ihm eines Tages entgegen der Vorschrift des Arztes, aber aus Besorgniß, das Fieber möchte wieder ansetzen, eine Dose Chinin verabreichen: „Nein,“ sprach er, „halten Sie sich an die Verordnungen des Arztes!“ Das war P. Gommenginger, eine der heroischsten Seelen, die ich je gekannt habe, ein Mann, auf den seine Familie und sein Heimathland stolz sein dürfen. Nachdem er nacheinander in St. Michael von Vangonmet, auf Bourbon, auf Mauritius, in Sierra Leone und in Beauvais gearbeitet hatte, wollte er nach Afrika zurückkehren, um dort zu sterben. Gott hat ihn



erhört. Mir aber, dem es vergönnt ward, seinen letzten Seufzer aufzunehmen, mir wird sein Andenken bleiben, so lange ich lebe.“<sup>1)</sup>)

Möge P. Gommenginger recht viele Nachahmer finden! Mögen seine Rufe nach Missionären von den wilden Bergen der Bourbon- und Mauritiusinseln, von der Küste von Sierra-Leone, den Ufern des Porto-Lofo und des Rio-Pungo, den Steppen der Goldküste, dem Lande der Aschanti, der Einsamkeit des Ngurugebirges, den Ufern des Tana und von allen übrigen Orten Afrika's, wo er sie ausstieß, zu uns herübertönen und heilige Vocationen wachrufen!

Hart ist zwar und mit manigfaltigen Entbehrungen, Leiden und Arbeiten verbunden das Leben eines Missionärs. Aber das Ideal, welches ihm vorschwebt, das hehre Ziel, welches er verfolgt, der Gedanke, daß er an der Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden und an der Rettung verlassener Seelen, die ohne ihn ewig zu Grunde gehen würden, arbeitet, versüßen ihm alle Bitterkeiten, erleichtern ihm alle Mühen, beglücken ihn im Leben und im Tode. — Der Missionär ist und bleibt der Liebling Gottes und der Menschen.

Auf also, ihr Knaben und Jünglinge! Wem das Herz höher schlägt, wer Mitleid fühlt in seiner Brust mit den unglücklichen Negerstämmen Afrika's, wer sich reichliche Schätze sammeln will für den Himmel, der werde Mis-

---

<sup>1)</sup> Bulletin 1890, S. 850.

fionär! „Die Ernte ist noch immer groß; der Arbeiter, leider, sind es noch immer zu wenig!“

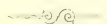
Und du, katholisches Elsaß! das du noch nie mit deinem Gut und Blut geheizt hast, wenn es sich um die heilige Sache des Glaubens handelte, bewahre deinen rühmlichst bekannten Opfer Sinn für die Missionswerke; steigere womöglich denselben noch! Es wird dir, deinen Kindern und Kindeskindern zum Heil gereichen.







# Anhang I.



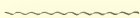
## *Verzeichniss*

der elsässischen Missionäre

in der Congregation

der „Väter vom hl. Geiste und hl. Herzen Mariä“

seit ihrem Bestehen bis April 1900.



### **I. Stifter und Generalsuperioren.**

1. Libermann Franz (der ehrw. Pater), geb. in Zabern (U. Els.) am 12. April 1804, Stifter und erster General-Superior der Congregation, gest. in Paris am 2. Feb. 1852.
2. Schwindenhammer Ignaz, geb. in Ingersheim (Ob. Els.) am 13. Feb. 1818, zweiter General-Superior, gest. in Paris am 6. März 1881.

### **II. Apostolische Vicare.**

3. Adam (Mgr. Johann-Martin), geb. in Sigolsheim (Ob. Els.) am 20. August 1846, zum Priester geweiht am 17. Nov. 1872, zum Titular-Bischof von Tmui und Apost. Vicar von Gabon ernannt am 16. Feb. 1897; geweiht in Libréville am 6. Juni 1897. Residenz: St. Maria von Gabon.
4. Allgeyer (Mgr. Emil August) geb. in Rixheim (Ob. Els.) am 14. April 1856, zum Priester geweiht am 9. Novemb. 1884, zum Titular-Bischof von Ticelia und Apost. Vicar von Zanguebar ernannt am 17. Febr. 1897, geweiht in Knechtsteden am 25. April 1897. Residenz: Zanzibar.



5. Corbet (Mgr. Franz Xaver), geb. in Hochfelden (U. Els.) am 6. Juli 1836, zum Priester geweiht am 2. Juni 1860, zum Titular-Bischof von Obba und Apost. Vicar von Nord-Madagascar ernannt am 5. Juli 1898, geweiht in Paris am 2. Octobre 1898. Residenz: Antsirane.
6. Kobès (Mgr. Alois) geb. in Fessenheim (U. Els.) am 17. April 1820, apost. Vicar von Senegambie, gest. in Dakar am 11. October 1872.
7. Riehl (Mgr. Franz Xaver) geb. in Küttolsheim (U. Els.) am 5. Jan. 1835, apost. Vicar von Senegambie, gest. in Chevilly am 23. Juli 1886.

### III. Apostolische Præfecte.

8. Gommenginger Karl, geb. in St. Moritz (U. Els.) am 14. April 1842, apost. Præfect von Sierra-Leone, gest. bei Mombasa am 4. Oct. 1890.
9. Horner Anton, geb. in Schönenburg (U. Els.) am 20. Juni 1827, apost. Præfect von Zanguebar, gest. in Cannes am 8. Mai 1880.
10. Lorber August, geb. in Ebersheim (U. Els.) am 24. August 1854, gew. apost. Præfect von Guinea, jetzt Superior des Missionshauses in Zabern.
11. Lutz Joseph, geb. in Dauendorf (U. Els.) am 8. Jan. 1853, apost. Præfect von Bas-Niger, gest. in Merville am 17. Dec. 1895.
12. Walter Louis-Philipp, geb. in Kaysersberg (Ob. E.) am 28. April 1836, apost. Præfect von Mayotte und Nossi-Bé.

### IV. Provinziale.

13. P. Acker Amand, geb. in Weyersheim (U. Els.) am 24. April 1848, Provinzial-Superior in Deutschland. Residenz: Knechtsteden.
14. P. Ditner Franz Xaver, geb. in Ammerzweiler (Ob. Els.) am 16. Juli 1848, Provinzial-Superior auf der Insel Mauritius.

15. P. Gerrcr Bernard, geb. in Lautenbach am 6. März 1844, General-Consultor und Provinzial in Frankreich. Residenz: Paris.
16. P. Strub Joseph, geb. in Roeschwoog (U. Els.) am 1. Nov. 1833, Provinzial-Superior in den Vereinigten Staaten, gest. in Pittsburg am 27. Jan. 1890.

### V. Patres.

17. Acker Georg, geb. Berstheim 1856. Petionville † 1882.
18. Ackermann Achill, geb. Sermersheim 1863. Prof. in Martinique.
19. Allheilg Eduard, geb. Sermersheim 1863. Prof. in Cellule.
20. Amann Karl, geb. Böersch 1880. Mis. in Gambia.
21. Atzenhofer Joseph, geb. Forstheim 1864. Haiti † 1893.
22. Ball Johann-Bapt., geb. Dauendorf 1862. Zanguebar.
23. Baumann Ludwig, geb. Hegenheim 1851. Cellule.
24. Bangratz Joh.-Bapt., geb. Maursmünster 1817. Sup. in St. Ilan, † 1889.
25. Baumgartner Steph., geb. Münchhausen 1841. Free-town † 1870.
26. Baur Eduard, geb. Katzenthal 1835. Sup. in Bagamoyo.
27. Berbach Eugen, geb. Morschweiler 1869. Port-au-Prince.
28. Bernhard Ludw., geb. Rappoltsweiler 1872. Mhonda.
29. Bernhard Paul, geb. Rappoltsweiler 1869. Port-au-Prince, † 1898.
30. Bernard Franz Marie, geb. Neugartheim 1835. Prof. am Colon. Seminar, † 1859.
31. Bertrand Joh. Baptist, geb. Fréland 1868, Langonnet.
32. Bertsch Victor, geb. Bitschweiler 1841, Prof. in Seysinect.
33. Binger Alois, geb. Hagenau 1860. Insel Mauritius.
34. Bisch Eugen, geb. Böersch 1869, Unter-Congo.
35. Bisch Prosper, geb. Niedermorschweiler 1869, Sierra-Leone.
36. Bøhr Joseph, geb. Illhäusern 1870. Caconda.

37. Bosch Johann, geb. Steinburg 1844. Senegambie † 1893.
38. Brassel Eugen, geb. Mutzig 1832. Senegal † 1859.
39. Breidel Lorenz, geb. Hessenheim 1859. Gabon.
40. Breiner Michael, geb. Mertzweiler 1866, Unter-Congo † 1895.
41. Brey Karl, geb. Regisheim 1868. Port-au-Prince.
42. Bubendorf Joseph, geb. Neuweiler 1860. Bas-Niger.
43. Burg Alois, geb. Minwersheim 1846. Insel Mauritius † 1894.
44. Burg Joh. Bapt., geb. Minwersheim 1804. General-Assistent † 1887.
45. Burgstahler Jos., geb. Rheinau 1870. Prof. in Beauvais.
46. Christ Eugen, geb. Steinburg 1872. Port-au-Prince.
47. Clauss Anton, geb. Düttlenheim 1842. — † 1885.
48. Clauss Emil, geb. Wantzenau 1866. Matumbo.
49. Corbet Joh. Bapt., geb. Hochfelden 1831. Prof. am Colonial-Sem. † 1864.
50. Criqui Franz, geb. Grassendorf 1859, † 1889. —
51. Dahin Xaver, geb. Arzenheim 1855. Gabon.
52. Dangelzer Eugen, geb. Bernhardsweiler 1856. Epinal.
53. Dangelzer Michael, geb. Bernhardsweiler 1851. Bay-City.
54. Daull August, geb. Hüttendorf 1842. Tununguo † 1885.
55. Daum Joh. Peter, geb. Molsheim 1837. Prof. am Sem. fais (Rom).
56. Deckel Fidelis, geb. Zellweiller 1843. Prof. am Colon. Sem.
57. Didier Jacob, geb. Etueffont-Haut 1852. Bordeaux.
58. Diebold August, geb. Hohengœft 1871. Matombo † 1899.
59. Dietlin Achill, geb. Dürlingsdorf 1865. Manderu.
60. Doppler Alphons, geb. Oltingen 1867. Linzolo.
61. Duby Martin, geb. Ammerschweiler 1816. Senegambie, † 1855.
62. Durny Karl, geb. Bernardsweiler 1873. Martinique.

63. Dürr Ferdinand, geb. Sermersheim 1870. Kibosho.
64. Ebenrecht Joh. Martin, geb. Ammerschweier 1837. Booterstown.
65. Ehrhard Leo, geb. Türrckheim 1868. Braga.
66. Ehrhard Karl, geb. Türrckheim 1862. Prof. in Portugal † 1895.
67. Ehrhart Eugen, geb. Zillisheim 1865. Kihita.
68. Enderlin Isidor, geb. Dörlingsdorf 1864. Prof. in Scysinet.
69. Engasser Joh. Bapt., geb. Obersaasheim 1869. Bas-Niger † 1899.
70. Engel Leodegar, geb. Gemar 1833. Gorea † 1866.
71. Ernst Karl, geb. Wasselnheim 1850. Sédhieu † 1878.
72. Ertzscheid Joseph, geb. Morschweiler 1866. Onistha † 1896.
73. Eschbach Alphons, geb. Ingersheim 1839. Sup. des Séms, fais (Rom).
74. Figenwald Joseph, geb. Lucmschweiler 1862. Langonnet.
75. Fischer Thomas, geb. Lautenbach 1866. Bihé.
76. Fleck Joseph, geb. Waltenheim 1870. Frectown.
77. Flick Johann, geb. Memmelshofen 1865. Rombo.
78. Freyd Melchior, geb. Geispolsheim 1819. Sup. des Séms, fais (Rom) † 1876.
79. Friederich Ludwig, geb. Laubenheim 1850. Sup. in Amazonien.
80. Friess Joseph, geb. Linthal 1863. Epinal.
81. Fritsch Joseph, geb. Hersbach 1870. Teffé.
82. Fritsch Ferdinand, geb. Hilsenheim 1855. Bagamoyo † 1882.
83. Fuchs Sebastian, geb. Kayzersberg 1855. Bata † 1889.
84. Gattang Emil, geb. Mackenheim 1873. Manderu.
85. Gaschy Theophil, geb. Böesenbiesen 1860. Sup. in Mesnières.
86. Gehres Isidor, geb. Zinsweiler 1854. Formiga.
87. Georger Eduard, geb. Düppigheim 1868. Malange.
88. Gerspacher Karl, geb. Homburg 1863. Cintra.
89. Glöckler Ignaz, geb. Niederbronn 1827. St. Pierre † 1877.

90. Gœpp Joseph, geb. Düttlenheim 1866. Bailundo.
91. Gœpfert Prosper, geb. Obermorschweier 1842, Sharpsburg.
92. Gœtz Alois, geb. Meisengott 1867. Port-au-Prince.
93. Gœtz Joseph, geb. Ottersweiler 1864. Unter-Congo  
† 1898.
94. Gœtz Peter, geb. Steinburg 1868. Bas-Niger.
95. Gommenginger August, geb. Wittisheim 1857. Zanzibar.
96. Grasser Anton, geb. Dingsheim 1832. Sup. in Martinique † 1885.
97. Grünenwald Karl, geb. Weiler-Thann 1868. Détroit.
98. Grünenwald Michael, geb. Grüth 1869. Beauvais.
99. Grünenwald Nicolaus, geb. Forstheim 1865. Basse-Terre † 1892.
100. Gross Martin, geb. Pfaffenheim 1860. Basse-Terre  
† 1884.
101. Guth Eduard, geb. Katzenthal 1858. Dakar † 1896.
102. Haaby Aug., geb. Blotzheim 1855. Insel Mauritius.
103. Hægy Joseph, geb. Bergheim 1860. Prof. am Colon. Sem.
104. Hassler Blasius, geb. Blodelsheim 1855. Novizenmeister in Chevilly.
105. Hattler Ludwig, geb. St. Peter 1850. Insel Mayotte.
106. Haumesser Jos., geb. Riedweier 1865. Basse-Terre.
107. Heim Joseph, geb. Hessenheim 1858. Landana † 1888.
108. Heinis Albert, geb. Kœstlach 1867. Gabon † 1899.
109. Heintz Michael, geb. Riedisheim 1848. Paris.
110. Heitz Karl, geb. Mülhausen 1861. Dir. in Seyssinet.
111. Helfer Eug., geb. Ohnheim 1861. Mrogoro † 1890.
112. Helmer Michael, geb. Mertzweiler 1854. St. Louis  
† 1892.
113. Henry Alphons, geb. St. Kreuz im Leberthal 1868. Epinal.
114. Hilsz Amand, geb. Rheinau 1872. Mrogoro † 1898.
115. Hirtzlin Anton, geb. Bisel 1850. Bagamoyo † 1889.
116. Holder Xaver, geb. Obersulzbach 1850. Sup. auf Mayotte.



117. Hossenlopp Thom., geb. Bühl 1846. Sup. in Braga.
118. Houdé Michael, geb. Grassendorf 1852. Insel Mauritius.
119. Huber Joh. Baptist, geb. Roeschwoog 1850. Sierra-Leone † 1882.
120. Hufschmitt Florenz, geb. Steinburg 1865. Bagamoyo † 1896.
121. Hurst Isidor, geb. Türckheim 1873. St. Louis.
122. Huss Joh. Bapt., geb. Steinburg 1828. Morne-Rouge † 1857.
123. Ingweiler Georg, geb. Gries 1853. Dakar † 1891.
124. Jolly Joseph, geb. Dornach 1868. Basse-Terre.
125. Jehl Joseph, geb. Artolsheim 1870. Porte-au-Prince.
126. Kandel Michael, geb. Dauendorf 1872. Basse-Terre.
127. Kapfer Nicolaus, geb. Ohlungen 1830. —  
† 1860.
128. Kauffmann Anton, geb. Oberdorf 1865. Jau.
129. Kauffmann Xaver, geb. Rappoltsweiler 1860. Dir. in Formiga.
130. Keiling Alfred, geb. Fort-Louis 1868. Catoco.
131. Kempf Joh. Bapt., geb. Strassburg 1842. St. Denis (Bourbon) † 1875.
132. Kieffer Andreas, geb. Ichtratzheim 1861. Caconda.
133. Kieffer Anton, geb. Lampertheim 1860. Martinique † 1887.
134. Kieffer Franz, geb. Strassburg 1826. Ngazobil † 1893.
135. Kieffer Paul, geb. Hagenau 1866. Buanza.
136. Kieffer Philipp, geb. Vendenheim 1856. Direct. in Chevilly.
137. Kientzler Meinrad, geb. Rappoltsweiler 1847. Sup. in Pierroton.
138. Klein Karl, geb. Ammerschweier 1853. Port-d'Espagne † 1880.
139. Klein Joh. Mart., geb. Ammerschweier 1816. Basse-Terre † 1855.
140. Knäbel Emil, geb. Bremmelbach 1871. Braga.
141. Kocher Joseph, geb. Düttlenheim 1866. Mauritius.
142. Kœberlé Jos., geb. Schlettstadt 1838. Sierra-Leone † 1861.

143. König Joseph, geb. Reichshoffen 1867. Bagamoyo.
144. Koffel Alphons, geb. Kintzheim 1869. Setta-Cama.
145. Kohler Emil, geb. Neuburg 1862. Gambos.
146. Kornmann Joseph, geb. Westhausen 1860. Zanzibar.
147. Kornmann Lorentz, geb. Westhausen 1867. Bagamoyo † 1896.
148. Krämer Michael, geb. Grassendorf 1829. Guyana † 1894.
149. Kr ell Leo, geb. Dammerkirch 1863. Sup. in Epinal.
150. Kuentz Alois, geb. Oberhagenthal 1848. Sup. in St. Ilan.
151. Kuentz Prosper, geb. Oberhagenthal 1857. St. Ilan.
152. Kuentzler Alphons, geb. Lautenbach 1864. Epinal.
153. Kuhn Alphons, geb. Hilsenheim 1852. Zanzibar.
154. Kuhn Basil, geb. Hilsenheim 1854. Détroit † 1897.
155. Kunemann Alphons, geb. Schweighausen (Ob. Els.) 1856. Sup. in Ngazobil.
156. Kuntzmann Eduard, geb. Rheinau 1864. Chevilly
157. Lain  Peter, geb. Thann 1839. Mah bourg † 1898.
158. Lang Alphons, geb. Niederranspach 1863. Gambos.
159. Leininger Ludw., geb. Lichtenberg 1862. St. Pierre.
160. Libermann Fr. Xaver, geb. Illkirch 1830. Sup. in Chevilly.
161. Lichtenberger Fr. Xaver, geb. Geberschweier 1869. Onistha.
162. Lichtenberger Joseph, geb. Geberschweier 1860. Mesnières.
163. Lithy Joseph, geb. Holtzweier 1869. Merville.
164. Litthard Victor, geb. Mackenheim 1873. Rom.
165. Lutz Emil, geb. Dauendorf 1862, Zanguebar.
166. Lux Fernand, geb. Gugenheim 1869. Kibosho.
167. Marcot Casimir, geb. Neukirch 1838. Trinidad † 1878.
168. Marrer Eugen, geb. K estlach 1871. Martinique.
169. Martin Emmanuel, geb. Murbach 1849. St. Ilan.
170. Meistermann Paul, geb. Egisheim 1864. Direct. in Rockwell.
171. Mercky Alphons, geb. Hindlingen 1859. Dakar † 1888.

172. Merlen Johann, geb. Thann 1863. Cassinga † 1893.
173. Metz Fr. Xaver, geb. Schlettstadt 1845. Senegambie  
† 1874.
174. Meyer Alois, geb. Andlau 1843. Senegal † 1887.
175. Meyer Karl, geb. Reichshofen 1870. Landana †  
1898.
176. Meyer Theophil, geb. Blienschweiler 1857. Ems-  
worth.
177. Moyses Xaver, geb. Feldkirch 1869. Mhonda †  
1897.
178. Mucker Armand, geb. Zabern 1870. Knechtsteden.
179. Muespach Heinrich, geb. Leimen 1847. Détroit.
180. Müller August, geb. Lipsheim 1865. Massaca.
181. Müller Emil, geb. Düppigheim 1869. Porto.
182. Müller Ildephons, geb. Liebenzweiler 1835. Econom  
in Paris.
183. Müller Joseph, geb. Logelnheim 1867. Mhonda.
184. Müller Nepomucen, geb. Reichshofen 1861. Rock-  
well.
185. Munsch Alois, geb. Felleringen 1869. La-Longa.
186. Nägel Adolf, geb. Zabern 1872. Direct. in Knecht-  
steden.
187. Neu Andreas, geb. Rappoltsweiler 1829. St. Pierre  
† 1866.
188. Noirjean Joseph, geb. Ottrott 1866. Bonthe.
189. Oberlé Alphons, geb. Boofzheim 1865. Mrogoro.
190. Oster Joseph, geb. Berstheim 1846. Détroit.
191. Ott Georg, geb. Ostheim 1838. Epinal.
192. Paris Victor, geb. Bergheim 1850. Ubanghi † 1896.
193. Paulus Joseph, geb. Dambach 1828. Morne-Rouge  
† 1877.
194. Raoux Ludwig, geb. Strassburg 1841. St. Pierre †  
1871.
195. Reeb Anton, geb. Dauendorf 1862. Butika.
196. Reffé Eduard, geb. Kientzheim 1841. Blackrock †  
1894.
197. Reibel Emil, geb. Thannweiler 1862. Chippewa-  
Falls.
198. Reinlin Augustin, geb. Berrweiler 1861. Gabon †  
1893.

199. Retter Anton, geb. Folgensburg 1870. Cellule.
200. Reyman Joseph, geb. Mertzweiler 1869. Huilla.
201. Richert Jacob, geb. Böersch 1843. Cornwells.
202. Riedlinger Emil, geb. Rantzweiler 1869. Caconda.
203. Riegert Joseph, geb. Hessenheim 1865. Basse-Terre  
† 1897.
204. Riff Joseph, geb. Mœrnach 1868. Gabon † 1896.
205. Risch Martin, geb. Zellweiler 1836. Dakar † 1866.
206. Ritter Eugen, geb. Lautenbach 1874. Agouléri.
207. Ritzenthaler Joseph, geb. Bischweiler 1854. Port-au-Prince † 1896.
208. Rohmer Martin, geb. Schlettstadt 1861. Kibosho.
209. Roth Fr. Joseph, geb. Colmar 1841. Millvale.
210. Rumbach August, geb. Mertzweiler 1852. Pittsburg.
211. Runtz Joseph, geb. Vendenheim 1849. Sup. in Pé-tionville.
212. Sanner Gregor, geb. Brinighofen 1861. Magumba  
† 1891.
213. Sanner Karl, geb. Rantzweiler 1860. Belem de Bara  
† 1894.
214. Schaal Karl, geb. Lipsheim 1832. Martinique † ?
215. Schaffner Dominik, geb. Winkel 1856. Brazzaville  
† 1890.
216. Schaller Joseph, geb. Bergholz-Zell 1853. Campo-Major.
217. Scheurmann Anton, geb. Mutzig 1841. Mayotte † 1883.
218. Schlösser Donat, geb. Linthal 1859. Morrilton.
219. Schmidt Eugen, geb. Illhäusern 1854. Morrilton † 1895.
220. Schmidt Peter, geb. Niederahr 1871. Pemba.
221. Schmitt Alois, geb. Lautenbach 1870. Guadeloupe.
222. Schmitt Augustin, geb. Berrweiler 1860. Langonnet  
† 1885.
223. Schmitt Georg, geb. Hirsingen 1859. Loango.
224. Schmitt Mathias, geb. Didenheim 1852. Boma † 1882.
225. Schmoderer Sebastian, geb. Kaysersberg 1829. Senegambie † 1865.

226. Schmodry Anton, geb. Kaysersberg 1868. Direct. in Cornwells.
227. Schneider Theophil, geb. in Leutenheim 1869. Kilema.
228. Schott Heinrich, geb. Strassburg 1874. Martinique.
229. Schultz Joseph, geb. Brunstatt 1859. Seyssinet.
230. Schurrer Anton, geb. Niederranspach 1852. Basse-Terre.
231. Schurrer Xaver, geb. Niederranspach 1854. Sup. in Porto.
232. Schwindenhammer Hieronymus, geb. Ingersheim 1822. Bourbon † 1899.
233. Sengelin Xaver, geb. Hirsingen 1854. Port-au-Prince.
234. Sester Alois, geb. Niedermorschweiler ?. Knechtsteden.
235. Sigrist Joh. Baptist, geb. Weiller 1861. Priziac.
236. Spannagel Ludwig, geb. Katzenthal 1860. Epinal.
237. Speisser Franz, geb. Hipsheim 1837. Ngazobil † 1882.
238. Spielmann Joseph, geb. Bergheim 1844. Trinidad.
239. Statler Joseph, geb. Gereuth 1851. Donghila.
240. Steffan Joseph, geb. Dürrenbach 1829. Bathurst † 1859.
241. Stein Martin, geb. Kintzheim 1868. Thiès.
242. Steinmetz Franz, geb. Minwersheim 1867. Aguma (Gabon) † 1899.
243. Steinmetz Johann, geb. Morschweiler 1867. Huilla † 1894.
244. Sterky Ludwig, geb. Strassburg 1867. Chevilly.
245. Stoffel Bartholomäus, geb. Heilig-Kreuz 1836. Chevilly.
246. Stoffel Ignaz, geb. Heilig-Kreuz 1840. Epinal.
247. Stoll Nicolaus, geb. Kaysersberg 1842. Lisbonne.
248. Strebler Bernard, geb. Mertzweiler 1867. Caconda.
249. Strebler Eugen, geb. Mertzweiler 1851. Mandera † 1888.
250. Strebler Karl, geb. Mertzweiler 1865. Mhonda † 1894.



251. Streicher Georg, geb. Gundolsheim 1870. Knechtsteden.
252. Strub Joseph, geb. Feldkirch 1846. Senegal † 1900.
253. Studler Johann, geb. Schlettstadt 1867. Tunungus 1892.
254. Sundhauser Albert, geb. Achenheim 1837. Sup. in Epinal.
255. Sundhauser Fr. Xav., geb. Kaysersberg 1864. Prof. in Epinal.
256. Sutter Martin, geb. Herlisheim 1860. Boké.
257. Thierry Paul, geb. Reichshofen 1866. Merville.
258. Thiersé Franz, geb. Hochfelden 1815. Mahéburg † 1880.
259. Thomann Fr. Xaver, geb. Sennheim 1865. Merville.
260. Thuet Julius, geb. Ammerschweier 1870. Kibita.
261. Thuet Ludwig, geb. Ammerschweier 1846. Senegambie † 1894.
262. Trompeter Leonard, geb. Hüttendorf 1870. Port-au-Prince.
263. Troxler Michael, geb. Riesbach 1852. St. Maria von Gabon † 1891.
264. Ulrich Roman, geb. Zellweiler 1867. Gambos † 1897.
265. Umdenstock Xaver, geb. Hausen 1862. Cassinga.
266. Unverzagt Ludwig, geb. Benfeld 1865. Chevilly † 1895.
267. Voegtli Johann, geb. Hessenheim 1855. Morne-Rouge.
268. Voegtli Markus, geb. Hessenheim 1853. Sup. in Cellule.
269. Vogler Karl, geb. Hœrdt 1870. Onistha.
270. Walter Alois, geb. Männolsheim 1866. Beauvais.
271. Walter Florenz, geb. Männolsheim 1860. Epinal † 1893.
272. Walter Ludwig, geb. Eckartsweiler 1873. Mrogoro.
273. Wechter Karl, geb. Reichshofen 1860. Martinique.
274. Welty Alois, geb. St. Pilt 1824. Gabon † 1874.
275. Wendling Victor, geb. Uhlweiler 1855. Sup. in Malange.

276. Wenger Anton, geb. Bergheim 1844. Petionville.
277. Wieder Joseph, geb. Oberdorf 1869. Bathurst.
278. Wieder Martin, geb. Dornach 1860. Libollo † 1897.
279. Wüsler Joseph, geb. St. Ludwig 1860. Econom in Beauvais.
280. Wilhelm Karl, geb. Odern 1870. Knechtsteden.
281. Wilt Joseph, geb. Ottersweiler 1862. Basse-Terre.
282. Wintz Eduard, geb. Hochfelden 1870. Carabane.
283. Wira Johann, geb. Bisel 1851. Sangha † 1887.
284. Wirtz Johann, geb. Oberdorf 1868. Manaos.
285. Wolff Karl, geb. Wasselnheim 1869. Huilla.
286. Wunenburger Karl, geb. Zimmersheim 1845. Loanda.
287. Wurtz Emil, geb. Hilsenheim 1851. Gorea † 1881.

## VI. Scholastiker mit Profess.

1. Albrecht Franz, geb. Strassburg 1880.
2. Balthasar Alphons, geb. Thannweiler 1878.
3. Barthel Ferdinand, geb. Dornach 1871. † in Beauvais 1899.
4. Bernert Paul, geb. Algolsheim 1877.
5. Bisch Alphons, geb. Niedermorschweiler 1874.
6. Bootz Alphons, geb. Bösenbiesen 1879.
7. Cremmel Ludwig, geb. Ottersweiler 1874.
8. Cronenberger Joseph, geb. Reichenweier 1874.
9. Daubenberger Georg, geb. Strassburg 1874.
10. Dissler Albert, geb. Sulzmatt 1878.
11. Fehr Joseph, geb. Rantzweiler 1877.
12. Frey Joh.-Baptist, geb. Ingersheim 1878.
13. Gœpfert Alois, geb. Niederaspach 1876.
14. Grollemund Isidor, geb. Gemar 1875.
15. Gwiss Julian, geb. Odern 1877.
16. Hægy Alois, geb. Kayzersberg 1876.
17. Hermann Joseph, geb. Oermingen 1877.
18. Husser Joseph, geb. Illhäusern 1874.
19. Kapp Joseph, geb. Ohlungen 1874.
20. Kohler August, geb. Kappeln 1876.
21. Krauss Karl, geb. Ottrott 1877.

22. Krauss Xaver, geb. Ottrott 1872.
23. Krieger Andreas, geb. Grassendorf 1875.
24. Kuentz Joseph, geb. Munweiler 1873.
25. Libolt Joh.-Baptist, geb. Hartmannsweiler 1878.
26. Lintzer Joseph, geb. Sewen 1875.
27. Luttenbacher Karl, geb. Felleringen 1875.
28. Munk Amand, geb. Grenzingen 1877.
29. Riegert Stephan, geb. Mackenheim 1873.
30. Scheer Alois, geb. Minwersheim 1876.
31. Steinmetz Johann, geb. Minwersheim 1873.
32. Sester Alois, geb. Niedermorschweiler 1873.
33. Siffert Joseph, geb. Munweiler 1874.
34. Sutter Joseph, geb. Stetten 1875.
35. Truttmann Hieronymus, geb. Minwersheim 1876.
36. Vogel Anton, geb. Behlenheim 1879.
37. Vogt Xaver, geb. Marlenheim 1870.
38. Wach Adolf, geb. Andlau 1877.
39. Wœlfel Joseph, geb. Klingenthal 1874.
40. Zindt Alphons, geb. Sulzbach 1873.

## VII. Brüder.

(Dem Familiennamen ist der Klosternamen beigelegt.)

1. Adam Isaure, geb. Wintershausen 1864. Gabon.
2. Arbogast Arbogast, geb. Batzendorf 1865. St. Ilan (Côtes-du-Nord).
3. Augustin Aubry, geb. Berstheim 1860. Paris.
4. Bader Floribert, geb. Thann 1853. Ngazobil † 1878.
5. Baltzer Higin, geb. Strassburg 1870. Mrogoro.
6. Baumann Jos., geb. — Gabon † 1851.
7. Benoit Claudien, geb. Neukirch 1861. Mesnières † 1886.
8. Benoit Crépin, geb. Gereuth 1866. Donguila.
9. Bernhard Apollinaire, geb. Sigolsheim 1872. Rom.
10. Binder Gilles, geb. Kaysersberg 1881. St. Michel-en-Priziac.
11. Birgy Brunon, geb. Gemar 1864. Senegambie.
12. Blaise Zacharie, geb. Bergheim 1872. Donghila † 1897.

13. Blaise Zacharie, geb. Bergheim 1881. Merville.
14. Bluem Pius, geb. Hattstatt 1850. Mesnières.
15. Bockstaller Basiläus, geb. Petersholz 1865. Knechtsteden.
16. Böeglin Ignace, geb. Zimmersheim 1843. Epinal.
17. Bohl Theodose, geb. Obersulzbach 1858. Gabon † 1892.
18. Breidel Ladislas, geb. Hessenheim 1845. Mesnières.
19. Brombeck Maxence, geb. Markolsheim 1870. Langonnet.
20. Brunagel Floribert, geb. Ueberach 1875. Lisbonne.
21. Brunagel Gilles, geb. Ueberach 1873. Chevilly † 1897.
22. Brünner Patrocle, geb. Dornach 1845. Cayenne † 1867.
23. Bumann Bonaventure, geb. Ammerschweier 1881.
24. Bussmann Thierry, geb. Thann 1849. Paris † 1892.
25. Comte Ferdinand, geb. Erstein 1875. Brazzaville.
26. Comte Matern, geb. Erstein 1871. Knechtsteden.
27. Deiss Henri, geb. Rappoltsweiler 1875. Leketi.
28. Dettwiller Amand, geb. Odern 1875. Kayes † 1895.
29. Dillenseger Blanchard, geb. Breitenbach 1859. Nairobi (Zanguebar).
30. Dillenseger Emmanuel, geb. Andlau 1872. Teffé.
31. Disch Nolasque, geb. Rappoltsweiler 1871. St. Ilan.
32. Dollinger Faron, geb. Uhlweiler 1869. La-Longa † 1889.
33. Dreyer Acheul, geb. Mülhausen 1862. Zanzibar † 1891.
34. Dusch Marcellin, geb. Mertzweiler 1875. Bordeaux † 1897.
35. Ebel Convoyon, geb. Wintershausen 1868. Seyssinet.
36. Eglin Jean-de-la-Croix, geb. Neudorf (Ob. Els.) 1838. Libreville † 1899.
37. Ehlinger Leonard, geb. Weiler 1861. Chevilly.
38. Engel Fortunat, geb. Gemar 1835. Landana † 1889.
39. Eschbach Alphons, geb. Kaysersberg 1839. Ngazobil † 1864.
40. Flickinger Numerian, geb. Geberschweier 1859. Chevilly † 1882.

41. Florian Emilian, geb. Mertzweiler 1849. Bagamoyo  
† 1881.
42. Florian Louis-Joseph, geb. Mertzweiler 1854. Paris.
43. Fœhrlé Melaine, geb. Gebweiler 1880. Bagamoyo.
44. Friederich Emile, geb. Mollkirch 1871. Mesnières.
45. Friederich Valentin, geb. Ueberach 1875. Amazonie.
46. Fritsch Theodore, geb. Lampertheim 1841. Port-au-Prince.
47. Gaschy Elimien, geb. Elsenheim 1874. Rockwell.
48. Gass Basiläus, geb. Uhlweiler 1863. St. Louis (Sénégal) † 1893.
49. Gassmann Marc, geb. Rodern 1880. Knechtsteden.
50. Gechter Aglibert, geb. Griesheim (T.) 1872. St. Ilan.
51. Gœpfert Vivien, geb. Gemar 1879. St. Ilan.
52. Gœttelmann Euphrase, geb. Schlettstadt 1867. Buanza.
53. Gœtz Alcime, geb. Ottersweiler 1867. Huilla † 1887.
54. Gohen Anaclet, geb. Wentzweiler 1870. Sette-Cama  
† 1893.
55. Golentz Pierre-Marie, geb. Reichweiler 1876. Pri-  
ziac.
56. Grollemund Benoit, geb. Gemar 1872. Chevilly †  
1897.
57. Grüneisen Félicien, geb. Thann 1838. Bagamoyo  
† 1878.
58. Guntzburger Agoulin, geb. Elsenheim 1879. Knecht-  
steden.
59. Haberbusch Fraterne, geb. Kaysersberg 1874. Lin-  
zolo.
60. Hægel Theobald, geb. Oberschöffolsheim 1875.  
Onistha.
61. Hartmann Marie-Benoit, geb. Carspach 1845,  
Epinal.
62. Hattemer Aubin, geb. Bichofsheim 1882. Chevilly.
63. Hattemer Telesphore, geb. Bischofsheim 1881.  
Chevilly.
64. Hecht Calliope, geb. Barr 1863. Cassinga † 1889.
65. Heckly Auxène, geb. Sigolsheim 1873. Sette-Cama.



66. Heinrich Achille, geb. Elsenheim 1874. Priziac.
67. Heinrich Richard, geb. Dornach 1862. St. Ilan.
68. Heintz Sebaste, geb. Neeweiler 1860. Port-au-Prince  
† 1882.
69. Helmer Théophane, geb. Mertzweiler 1857. Cap  
Estérias.
70. Herda Polycarpe, geb. Zinsweiler 1863. Brazzaville.
71. Heuchel Gélase, geb. Thann 1847. Bagamoyo †  
1873.
72. Hinderer Corbinien, geb. Ammertzweiler 1854.  
Mesnières.
73. Hirsch Philomène, geb. Wintershausen 1865. Lin-  
zolo † 1889.
74. Hochstetter Maximien, geb. Boozheim 1874. Mes-  
nières.
75. Huber Cassien, geb. Rappoltsweiler 1868. Brazza-  
ville † 1898.
76. Huber Clément, geb. Bergheim 1869. Chevilly †  
1890.
77. Huck Hermas, geb. Röschoog 1866. Onistha.
78. Huck Léonce, geb. Röschoog 1857. Grignon.
79. Hugel Privat, geb. Griesheim (T.) 1857. Libreville.
80. Huss Basilide, geb. Weyersheim 1848. Mrogoro †  
1892.
81. Jacob Jean-Gotto, geb. Thannenkirch 1858. Onistha  
† 1886.
82. Jacques François-Xavier, geb. Kaysersberg 1879.  
Paris.
83. Jæcker Marole, geb. Oberspechbach 1867. Chevilly.
84. Jæcker Raymond, geb. Gommersdorf 1854. Port-  
au-Prince † 1886.
85. Jehl Adéodat, geb. Oberschäffolsheim 1875. Onistha.
86. Jenny Fuscien, geb. Egisheim 1860. Beauvais.
87. Jenny Hérard, geb. Egisheim 1856. Grand-Quevilly.
88. Junker Julien, geb. Heimsbrunn 1874. Priziac.
89. Junker Romain, geb. Heimsbrunn 1880. Lisbonne.
90. Kaltenheisser Octavien, geb. Hönheim 1863. Beau-  
vais.
91. Kapfer Lucien, geb. Berstheim 1871. St. Ilan.

92. Kehren Vivien, geb. Berstheim 1863. Loango † 1893.
93. Kirner Joachim, geb. Benfeld 1842. Paris.
94. Klein Edouard, geb. Ammerschweier 1827. Chevilly † 1878.
95. Klem Edouard, geb. Hattstatt 1872. Priziac.
96. Kœger Alban, geb. Wintershausen 1876. Grignon.
97. Kœger Evariste, geb. Wintershausen 1880. Kilema.
98. Kœger Priscillien, geb. Wintershausen 1870. Grignon.
99. Kohler Thiébaud, geb. Thann 1874. Liranga.
100. Kuentz Robert, geb. Uffholz 1876. Pierroton.
101. Kuntz Claude, geb. Schlettstadt 1881. Zabern.
102. Kuntz Dulhac, geb. Friesenheim 1866. Mhonda. † 1892.
103. Kuntz Potin, geb. Friesenheim 1864. Cabinda.
104. Kurst Aubert, geb. Thann 1855. Bordeaux.
105. Kurtz Barnabé, geb. Dauendorf 1870. Bas-Niger † 1900.
106. Kurtz Eméry, geb. Dauendorf 1862. Priziac.
107. Kuster Jean, geb. Sausheim 1873. Paris.
108. Lang Apollinaire, geb. Lobsann 1858. Bagamoyo † 1879.
109. Lang François, geb. Niederbronn 1825. Seyssinet.
110. Lang Gatien, geb. Thann 1849. Martinique † 1875.
111. Lang Honoré, geb. Niederschäffolsheim 1870. Brazzaville † 1897.
112. Lang Marie-Joseph, geb. Niederbronn 1830. Morne-Rouge.
113. Laugel Riquier, geb. Berstheim 1866. Mesnières.
114. Leg Marcel, geb. Ueberstrass 1869. Chevilly † 1894.
115. Leininger Désiré, geb. Uhrweiler 1878. St. Ilan.
116. Levasseur Justin, geb. Hüttenheim 1844. Insel Mauritius.
117. Lichtlé Amé, geb. Winzenheim 1874. Zanzibar.
118. Lienhard Jérôme, geb. Neuweiler 1879. Priziac.
119. Lorenz Désiré, geb. Weiler 1864. Buanza † 1895.
120. Mangold Olivier, geb. Sigolsheim 1870. Brazzaville † 1893.

- 121. Mathern Theodomir, geb. Rappoltsweiler 1871. Rombo.
- 122. Mathis Frédéric, geb. Lutzhausen 1865. Cellule.
- 123. Maurer Michel, geb. Lichtenberg 1814. Insel Bourbon † 1861.
- 124. Méria Pantaléon, geb. Steinselz 1866. Donghila.
- 125. Metz Bernardin, geb. Düppigheim 1870. Grignon.
- 126. Meyer Acaire, geb. Heilig-Kreuz 1870. Mesnières.
- 127. Meyer Donatien, geb. Heilig-Kreuz 1855. Chevilly. † 1882.
- 128. Meyer Euloge, geb. Kintzheim 1870. Bordeaux.
- 129. Meyer Maclou, geb. Balschweiler 1853. Französisch Congo † 1885.
- 130. Meyer Mathias, geb. Lümschweiler 1872. Gabon † 1892.
- 131. Meyer Maxime, geb. Heilig-Kreuz 1868. Huilla.
- 132. Meyer Urbain, geb. Ottersweiler 1875. St. Ilan.
- 133. Monsch Léon, geb. Moosch 1851. Guadeloupe † 1890.
- 134. Moritz Hyacinthe, geb. Rappoltsweiler 1874. Buanza † 1898.
- 135. Müller Anthère, geb. Türkheim 1881.
- 136. Munsch Epaphras, geb. Oderen 1868. St. Ilan.
- 137. Neymeyer Marcien, geb. Epfig 1871. Bangassy.
- 138. Ohmann Agathon, geb. Ammerschweyer 1831. Rockwell † 1896.
- 139. Oster Timothée, geb. Dauendorf 1878. Loango † 1900.
- 140. Pérès Humbert, geb. Mülhausen 1878. St. Ilan.
- 141. Pfeffen Dioscore, geb. Dürrenzen 1863. Gabon.
- 142. Pfänder Benjamin, geb. Ober-Spechbach 1859. Seysinet.
- 143. Philippe Léonard, geb. Bergheim 1838. St. Ilan † 1867.
- 144. Rauscher Géran, geb. Scheibenhard 1861. St. Ilan.
- 145. Recht Félix, geb. Dingsheim 1851, Martinique.
- 146. Reisser Marcellin, geb. Ottrott 1841. Zanzibar † 1885.
- 147. Rengel Agapit, geb. Schlettstadt 1823. Chevilly † 1886.
- 148. Resch Marie-Paulin, geb. Sultz 1874. Conakry.
- 149. Rewel Lothaire, geb. Wittelsheim 1848. Cellule.

150. Riemer Venance, geb. Minversheim 1880. Zanzibar.
151. Rihn Fabien, geb. Rosheim 1878. Brazzaville.
152. Ritter Edèse, geb. Lautenbach 1863. Mesnières  
† 1892.
153. Rœhry Salvins, geb. Wintershausen 1864. St. Ilan.
154. Rohfritsch Martinien, geb. Griesheim (T.) 1871.  
Boffa † 1897.
155. Rothan Anastase, geb. Berstheim 1863. Caconda.
156. Rothan Lucius, geb. Berstheim 1857. Kuanyama  
† 1885.
157. Rothbletz Adélard, geb. Elsenheim 1873. Tanga.
158. Rothbletz Anaclet, geb. Elsenheim 1878. Matumba.
159. Roy Arsène, geb. St. Cosman 1872. St. Ilan.
160. Ruhardt Damase, geb. Hochfelden 1870. Zanzibar.
161. Scheiblin Juste, geb. Altenheim 1834. Zabern.
162. Schmitt Christophe, geb. Neeweiler 1858. Rufisque.
163. Schmitt Mathias, geb. Mülhausen 1875. Fernan-Vaz.
164. Schmitt Morand, geb. Neeweiler 1856. Priziac.
165. Schmitt Zénobe, geb. Gugenheim 1869. Paris.
166. Schmoderer Aloyse, geb. Kaysersberg 1839. Nga-  
zobil. † 1864.
167. Schnäring Eucher, geb. Herrlisheim 1873. Chevilly.
168. Schneider Arcade, geb. Strassburg 1882. Zabern.
169. Schneider Oreste, geb. Leimbach 1856. Bangassy.
170. Schneider Parfait, geb. Epfig 1867. St. Ilan.
171. Schœnahl Ludan, geb. Rappoltweiler 1870. Sangha.
172. Schœpfer Cleophas, geb. Zabern 1848. Priziac.
173. Schœpfer Marie-Abel, geb. Zabern 1852. Kita. † 1899.
174. Schull Louis-Marie, geb. Carspach 1845. Langonnet  
† 1876.
175. Schuller Philibert, geb. Walburg 1875. Buanza.  
† 1897.
176. Spitzer Félicien, geb. Berstheim 1880. Chevilly.
177. Staberger Ernest, geb. Gebweiler 1872. Basse-Terre.
178. Stahl Gérard, geb. Gebweiler 1881. St. Pierre.
179. Stein Elisée, geb. Köstlach 1861, Mesnières.
180. Steinmetz Camille, geb. Niederschöffolsheim 1882.
181. Steinmetz Jean-Baptiste, geb. Hüttendorf 1873.  
St. Ilan.

182. Stilz Albert, geb. Uhrweiler 1880. Chevilly.
183. Strösser Aquilin, geb. Strassburg 1862. Mesnières.
184. Strub Sébastien, geb. Röschwoog 1839. Cellule.
185. Thiersé Jean-Baptiste, geb. Hochfelden 1825. Gabon  
† 1852.
186. Thuet Joseph, geb. Ammerschweyer 1824. Paris  
† 1900.
187. Togno Edèse, geb. Rappoltsweiler 1872. Langonnet.
188. Träsch Cassius, geb. Knörsheim 1854. Cabinda.
189. Ulmer Casimir, geb. Rosheim 1871. Amazonie.
190. Ulmer Marie-Alphonse, geb. Rosheim 1876. Chevilly.
191. Ulrich Clément, geb. Zellweiler 1871. Paris.
192. Vœgtli Léandre, geb. Hessenheim 1845. Mesnières.
193. Vonthron Armand, geb. Heilig-Kreuz 1880. Epinal.
194. Wagner Jean-Marie, geb. Köstlach 1839. Langonnet.
195. Wassong Jérémie, geb. Ueberach 1864. Linzolo.
196. Wathlé Justin, geb. Ueberach 1863. Epinal.
197. Weber Erasme, geb. Geudertheim 1848. Zanzibar  
† 1878.
198. Weber Josaphat, geb. Minversheim 1880. Priziac.
199. Wechmann Savinien, geb. Ergersheim 1845. Beauvais.
200. Weigel Othon, geb. Grenzingen 1873. La Longa.
201. Weiss Bonaventure, geb. Bollweiler 1875. Thiès  
† 1897.
202. Welter Alype, geb. Eschentzweiler 1859. Cellule  
† 1896.
203. Wernet Gilbert, geb. Habsheim 1861. Mesnières.
204. Wieder Straton, geb. Oberdorf 1866. Mesnières † 1899.
205. Willinger Hildevert, geb. Bergheim 1871. Mayumba.
206. Wœlfel Hilarien, geb. Ottrott 1870. Chevilly.
207. Wolff Flavien, geb. Rappoltsweiler 1872. Chevilly.
208. Wottling Matronien, geb. Gemar 1872. Conakry  
† 1899.
209. Zerr Thomas, geb. Neeweiler 1864. Banziris.
210. Zigmann Donat, geb. Dingsheim 1869. Mesnières.
211. Zipper Solanus, geb. Kintzheim 1871. Bura.



## VIII. Geographische Erläuterungen.

| <b>Mission:</b> | <b>Land:</b>        |
|-----------------|---------------------|
| Aguleri         | Bas-Niger           |
| Antsirane       | Madagascar          |
| Bagamoyo        | Zanguebar           |
| Bailundo        | Cimbebasie          |
| Bangassy        | Senegambie          |
| Banghi          | Ubanghi             |
| Banziris        | Ubanghi             |
| Basse-Terre     | Guadeloupe          |
| Bata            | Gabon               |
| Bathurst        | Senegambie          |
| Bay-City        | Ver. Staaten N.-Am. |
| Beauvais        | Frankreich (Oise)   |
| Bihé            | Cimbebasie          |
| Blackrock       | Irland              |
| Boffa           | Sierra-Leone        |
| Boké            | Franz. Guinea       |
| Bonthe          | Sierra-Leone        |
| Buanza          | Franz. Congo        |
| Braga           | Portugal            |
| Brazzaville     | Ubanghi             |
| Bura            | Zanguebar           |
| Butika          | Gabon               |
| Cabinda         | Bas-Congo (Portug.) |
| Caconda         | Cimbebasie          |
| Campo-Major     | Portugal            |
| Carabane        | Senegambie          |
| Cassinga        | Cimbebasie          |
| Catoco          | Cimbebasie          |
| Cellule         | Frank (Puy de Dôme) |
| Chevilly        | Frank. (Seine)      |
| Chippewa-Falls  | Ver. Staaten N.-Am. |
| Cintra          | Portugal            |
| Conakry         | Franz. Guinea       |
| Cornwell's      | Ver. Staaten N.-Am. |
| Dakar           | Senegambie          |

**Mission :****Land :**

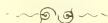
|                |                     |
|----------------|---------------------|
| Détroit        | Ver. Staaten N.-Am. |
| Donghila       | Gabon               |
| Emsworth       | Ver. Staaten N.-Am. |
| Fernan-Vaz     | Gabon               |
| Formiga        | Portugal            |
| Freetown       | Sierra-Leone        |
| Gambos         | Cunene              |
| Gorea          | Senegambie          |
| Grand-Quevilly | Frank. (Seine inf.) |
| Grignon        | Frank. (Seine)      |
| Huilla         | Cunene              |
| Jau            | Cunene              |
| Kayès          | Senegambie          |
| Kibosho        | Zanguebar           |
| Kihita         | Cunene              |
| Kilema         | Zanguebar           |
| Knechtsteden   | Deutschland         |
| La Longa       | Zanguebar           |
| Landana        | Bas-Congo           |
| Langonnet      | Frank. (Morbihan)   |
| Leketi         | Ubanghi             |
| Libreville     | Gabon               |
| Linzolo        | Franz. Congo        |
| Liranga        | Ubanghi             |
| Loanda         | Bas-Congo           |
| Loango         | Franz. Congo        |
| Maheburg       | Insel Mauritius     |
| Malange        | Bas-Congo           |
| Manaos         | Amazonie            |
| Mandera        | Zanguebar           |
| Massaca        | Cimbebasie          |
| Matumbo        | Zanguebar           |
| Mayumba        | Franz. Congo        |
| Merville       | Frank. (Nord)       |
| Mesnières      | Frank. (Seine inf.) |
| Mhonda         | Zanguebar           |
| Millvale       | Ver. Staaten N.-Am. |
| Mombasa        | Zanguebar           |

**Mission :****Land :**

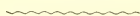
|                      |                        |
|----------------------|------------------------|
| Morne-Rouge          | Martinique             |
| Morrilton            | Ver. Staaten N.-Am.    |
| Mrogoro              | Zanguebar              |
| Ngazobil             | Senegambie             |
| Onistha              | Bas-Niger              |
| Pemba                | Zanguebar              |
| Pétionville          | Haïti                  |
| Pierroton            | Frank. (Gironde)       |
| Pittsburg            | Ver. Staaten N.-Am.    |
| Port-au-Prince       | Haïti                  |
| Port-d'Espagne       | Trinidad               |
| Porto                | Portugal               |
| Priziac (St. Michel) | Frank. (Morbihan)      |
| Rockwell             | Irland                 |
| Rombo                | Zanguebar              |
| Rufisque             | Senegambie             |
| Sangha               | Franz. Guinea          |
| Sette-Cama           | Franz. Congo           |
| Seyssinet            | Frank. (Isère)         |
| Sharpsburg           | Ver. Staaten N.-Am.    |
| St. Ilan             | Frank. (Côtes du Nord) |
| St. Louis            | Senegal                |
| St. Pierre           | Martinique             |
| Tanga                | Zanguebar              |
| Teffé                | Amazonie               |
| Thiès                | Senegambie             |
| Tununguo             | Zanguebar              |
| Zanzibar             | Zanguebar              |



## Anhang II.



# Die Congregation vom hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariä.



### Entstehung, Zweck und innere Verfassung der Genossenschaft.

#### I. Entstehung der Genossenschaft.

Die Congregation vom heiligen Geiste wurde im Jahre 1703 in Paris gegründet; sie verdankt ihren Ursprung dem hochw. Herrn Poullard-Desplaces, einem frommen Priester aus der Erzdiöcese Rennes (Frankreich).

Die Congregation vom heiligen Herzen Mariä trat im Jahre 1841 durch den ehrwürdigen P. Libermann in's Leben. Derselbe war von jüdischer Abkunft, bekehrte sich aber auf ausserordentliche und fast wunderbare Weise zum heiligen katholischen Glauben und starb im Rufe der Heiligkeit am 2. Februar 1852. Sein Seligsprechungsprocess ist dem Abschlusse nahe.

Im Jahre 1848 vereinigten sich diese beiden Genossenschaften auf besondere Fügung der göttlichen Vorsehung und mit ausdrücklicher Genehmigung des Apostolischen Stuhles. Seitdem bilden sie nur eine ein-

zige Congregation mit dem Titel: Congregation vom heiligen Geiste und vom heiligen Herzen Mariä. Dieselbe steht unmittelbar unter der Leitung der römischen Propaganda und ihre Regeln wurden wiederholt vom heiligen Stuhle gutgeheissen.

## **II. Ihr Zweck.**

Die Congregation hat sich zur Aufgabe gestellt, nicht allein die Heiligung ihrer eigenen Mitglieder zu erstreben, sondern auch am Heile der Seelen zu arbeiten, und zwar vorzüglich am Heile der verlassensten Seelen. Demgemäss widmet sie sich besonders der Seelsorge unter den ärmeren Volksklassen, sowie den Missionen unter den Heidenvölkern, unter diesen in erster Linie der Bekehrung der Neger, die bisher in jeder Hinsicht die unglücklichste und verwahrloste Menschenrasse gewesen sind.

In Anbetracht ihres wesentlich apostolischen Zweckes besteht die Congregation vornehmlich aus Priestern; indessen nimmt sie auch aus dem Laienstande Mitglieder auf als «Brüder», welche den Patres hülffreich zur Seite stehen sollen in materieller Hinsicht für die hauswirthschaftlichen Angelegenheiten der Ordenshäuser oder auch für die Erziehung und den Unterricht armer verlassener Waisenkinder, für die Ausbildung der Neger in den verschiedenen Handwerken etc.

## **III. Religiöses Leben der Mitglieder.**

Unter den verschiedenen Mitteln zur Erhaltung des Eifers und der Frömmigkeit ist das gemeinschaftliche Leben eines der wichtigsten, namentlich in den Missionsländern. Darum ist es auch eine der Hauptregeln der Congregation, ihre Mitglieder niemals auf einen einsamen Posten oder in vereinzelter Stellung zu lassen. Mehrere Patres und Brüder bilden zusammen eine Klostersgemeinde unter der Leitung eines Obern.

Mit dem gemeinschaftlichen Leben verbindet die Genossenschaft auch noch das Ordensleben durch Beob-



achtung der evangelischen Rätke, der drei Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams; gibt ja der göttliche Heiland selbst diesen liebevollen Rath allen denen, die sich gänzlich seinem heiligen Dienste weihen wollen. Die Dauer des Noviziates als Zeit der Prüfung beträgt mindestens zwei Jahre; nach Vollendung desselben legt man die einfachen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab, und zwar zuerst nur für drei Jahre; alsdann folgen die fünfjährigen oder die ewigen Gelübde, je nach dem Wunsche der einzelnen Mitglieder und der Guttheissung der Ordensobern.

Die Regeln der Congregation schreiben sonst keinerlei Bussübungen oder besondere Strenge vor, und dieses in Anbetracht der Entbehrungen und Anstrengungen, welche die Missionäre in ihrem heiligen Berufe zu erdulden haben.

## Werke der Congregation, Ordenshäuser.

### I. Missionen in Afrika.

Ihrem Hauptzwecke entsprechend widmet sich die Congregation ganz besonders der Bekehrung der Heidenvölker in Afrika. Sie besitzt mehrere ausgedehnte Missionen in diesem grossen Erdtheile, so namentlich den grösseren Theil der westlichen Küstengebiete von der Wüste Sahara im Norden bis zum Cap der Guten Hoffnung. Diese Missionen sind eingetheilt in: a) die Apostolische Präfectur von **Senegal**; b) das Apostolische Vicariat von **Senegambien**; c) das Apostolische Vicariat von **Sierra Leone** (nebst **Liberia**); d) die Apostolische Präfectur vom **Unter-Niger**; e) die Apostolischen Vicariate von **Gabon**, vom **französischen Congo** und von **Ubanghi**; f) die Apostolischen Präfecturen vom **portugiesischen Congo** und von **Cimbebasien**; g) das Apostolische Vicariat von **Nord-Madagascar** und h) das Apostolische Vicariat von **Zanguebar** (Nord) in Deutsch-Ost-Afrika.

Obwohl diese verschiedenen Missionen erst in den letzten Jahrzehnten entstanden, haben sie doch bereits mehrere klösterliche Niederlassungen aufzuweisen, theils an der Küste, theils weiter im Innern. Unter ihrer Leitung stehen Waisenanstalten und Schulen für Kinder beiderlei Geschlechtes; Seminarien für die Heranbildung eines einheimischen Klerus, Spitäler für die Pflege der Kranken und Hülfbedürftigen, ferner verschiedene Werkstätten, in denen die Eingeborenen in nützlichen Handwerken und in der Landwirthschaft unterrichtet werden. Trotz der zahlreichen grossen Schwierigkeiten, denen die Missionäre begegneten, sieht man schon allenthalben Christengemeinden in jenen Gegenden aufblühen, wo vor kurzem noch der Götzendienst herrschte.

## II. Verschiedene andere Missionen.

Im Auftrage der römischen Propaganda hat die Congregation ferner die Leitung der Missionen in folgenden Ländern übernommen: a) Auf den afrikanischen Inseln **Mayotte** und **Nossi-Be**; b) auf den Inseln **Martinique**, **Guadelupe**, **Bourbon** helfen die Mitglieder der Congregation dem dortigen Klerus in der Seelsorge und leiten daselbst mehrere Erziehungsanstalten; c) auf ähnliche Weise wirkt die Congregation in der ausgedehnten portugiesischen Colonie **Angola** (in Afrika); d) ferner auf den englischen Inseln **Mauritius** und **Trinidad**, in der Republik **Haïti** (Westindien), in **Peru**, in **Brasilien** und **Amazonien** (Süd-Amerika) und in den **Vereinigten Staaten** von **Nord-Amerika**.

## III. Ordenshäuser in Europa.

Hier besitzt die Congregation mehrere Niederlassungen und Anstalten, welche theils zur Heranbildung ihrer eigenen Mitglieder dienen, theils sich mit Werken der Nächstenliebe befassen, z. B. Leitung von Waisenhäusern, Studienanstalten etc. Dergleichen Ordenshäuser befinden sich in **Deutschland**, **Frankreich**, **Irland**, **Italien**, **Portugal**. In *Knechtsteden* bei Dormagen

(Rheinprovinz) und in *Zabern* (Elsass) hat sie Anstalten eröffnet zur Heranbildung von Missionären für Deutsch-Ost-Afrika.

Die Gesellschaft zählt heute (1895) 1923 Mitglieder mit den Aspiranten. Sie hat 360 Missionäre thätig in Afrika und 180 in Amerika mit 108 Stationen.

#### IV. Bildungsanstalten für die Mitglieder, Scholasticat, Noviziat.

Für diejenigen, welche zum hl. Priesterstande in der Congregation berufen sind, gibt es, je nach dem Alter und dem Fortschritt in den Studien, drei Bildungsanstalten: 1) **das kleine Scholasticat** oder Knabenseminar, in welchem die jungen Leute den Gymnasialstudien obliegen; 2) das **grosse Scholasticat** oder Klericalseminar, für das Studium der Philosophie und Theologie; 3) das **Noviziat** zur Aufnahme von Solchen bestimmt, die ihre theologischen Studien bereits absolvirt haben.

Für die Laienbrüder gibt es eine von diesen Seminaren getrennte, ihrem zukünftigen Berufe entsprechende Anstalt zur Heranbildung, sowie ein besonderes Noviziat.

---

#### Bedingungen der Aufnahme.

Zur Aufnahme in eines der Scholasticate oder Noviziate der Congregation sind erforderlich: 1) eine gute Gesundheit; 2) die nöthigen Talente zur Fortsetzung der Studien, wenn der Eintretende sich dem priesterlichen Stande widmen will, und im entgegengesetzten Falle genügende Anlagen, um sich auf eine andere Weise am gemeinsamen Werke nützlich zu machen; junge Leute, die schon ein Handwerk verstehen, sind sehr erwünscht; 3) entsprechende Zeugnisse über Talente, Betragen und sittliche Aufführung; 4) einen festen Willen, sich im heiligen Ordensstande der eigenen Heiligung und dem Heile der Seelen zu widmen; 5) Frei-

heit von Schulden oder anderen dringenden Verbindlichkeiten; 6) die Einwilligung der Eltern für Minderjährige.

Um Aspiranten zum Ordens- und Missionsleben zu ermuthigen, übernimmt die Congregation in gewissen Fällen ganz oder theilweise die Erziehungs- resp. Studienkosten für Solche, welche dieselben nicht bestreiten können, vorausgesetzt, dass sie sonst den Bedingungen zur Aufnahme entsprechen und dass sie sich verpflichten, das Institut zu entschädigen, sollten sie in ihrem Berufe nicht verharren. Die jährliche Pension ist 400 Mark. Nur solche Zöglinge werden aufgenommen, die nicht mehr schulpflichtig sind.

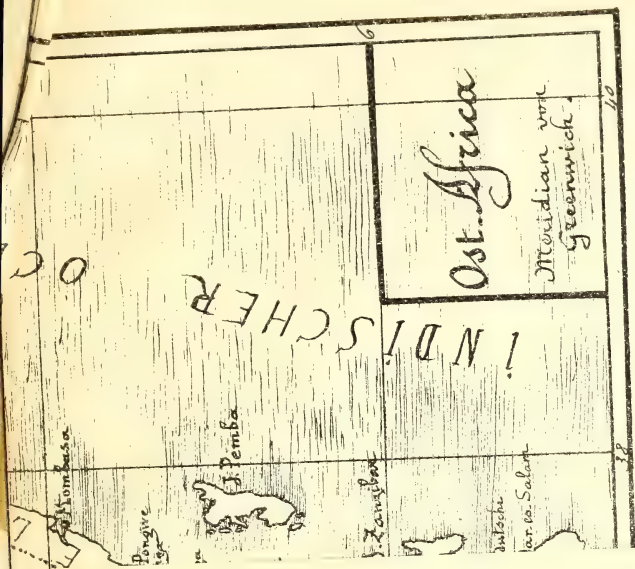
In Betreff der Aufnahme oder sonstiger Anfragen wende man sich an den Hochwürdigen Pater Provinzial der Väter vom heiligen Geist in Knechtsteden bei Dormagen (Rheinprovinz), bzw. an den Hochwürdigen Pater Superior, im Missionshause zu Zabern (Unt. Els.)

Aussteuer, welche jeder Aspirant mitbringen soll:

|                        |                    |
|------------------------|--------------------|
| 2 vollständige Anzüge, | 12 Servietten,     |
| 3 Paar Betttücher,     | 12 Taschentücher,  |
| 12 Hemden,             | 8 Paar Strümpfe,   |
| 12 Handtücher,         | 2 Paar Schuhe etc. |

Bücher, wenn vorhanden und nützlich.

Bei Eintritt sollen 100 Mk. beim Oekonomen niedergelegt werden für die ersten Einrichtungskosten und als Reisegeld für die Rückkehr, im Falle der Aspirant nicht bleiben könnte.





heit von Schulden oder anderen dringenden Verbindlichkeiten; 6) die Einwilligung der Eltern für Minderjährige.

Um Aspiranten zum Ordens- und Missionsleben zu ermuthigen, übernimmt die Congregation in gewissen Fällen ganz oder theilweise die Erziehungs- resp. Studienkosten für Solche, welche dieselben nicht bestreiten können, vorausgesetzt, dass sie sonst den Bedingungen zur Aufnahme entsprechen und dass sie sich verpflichten, das Institut zu entschädigen, sollten sie in ihrem Berufe nicht verharren. Die jährliche Pension ist 400 Mark. Nur solche Zöglinge werden aufgenommen, die nicht mehr schulpflichtig sind.

In Betreff der Aufnahme oder sonstiger Anfragen wende man sich an den Hochwürdigen Pater Provinzial der Väter vom heiligen Geist in Knechtsteden bei Dormagen (Rheinprovinz), bezw. an den Hochwürdigen Pater Superior, im Missionshause zu Zabern (Unt. Els.)

---

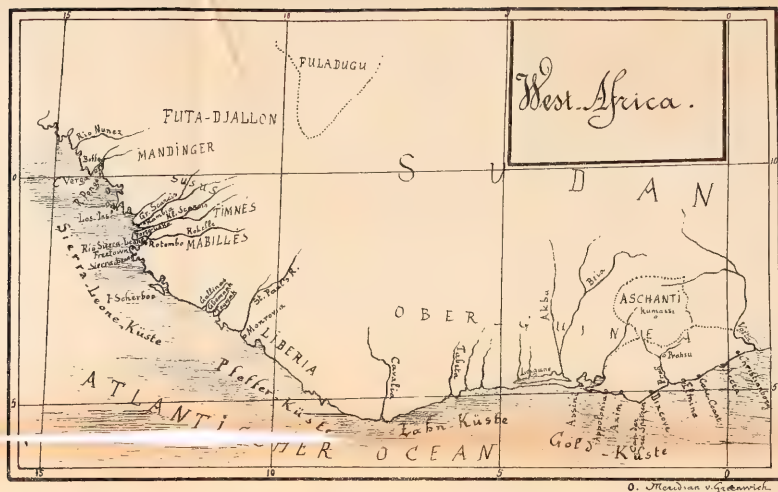
Aussteuer, welche jeder Aspirant mitbringen soll:

|                        |                    |
|------------------------|--------------------|
| 2 vollständige Anzüge, | 12 Servietten,     |
| 3 Paar Betttücher,     | 12 Taschentücher,  |
| 12 Hemden,             | 8 Paar Strümpfe,   |
| 12 Handtücher,         | 2 Paar Schuhe etc. |

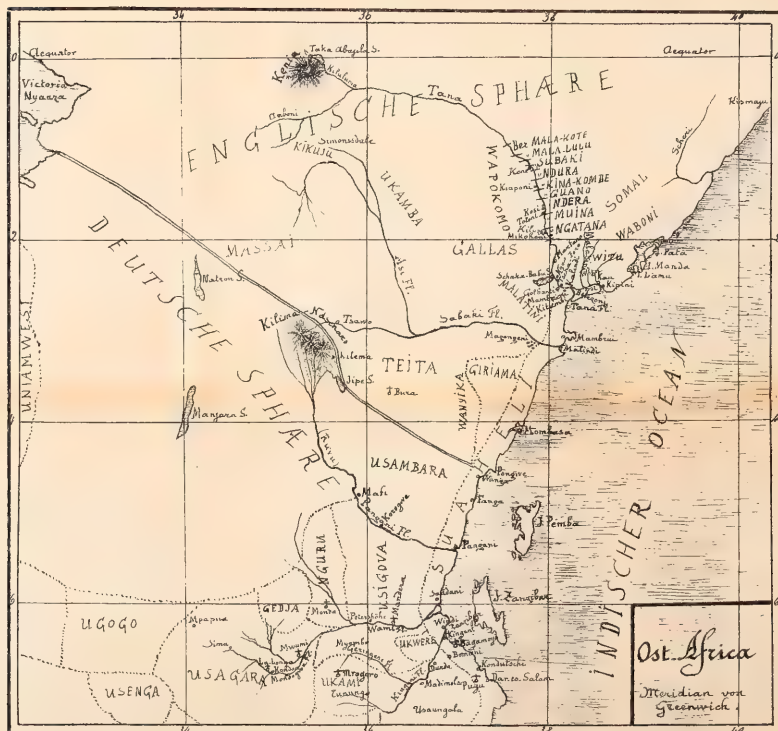
Bücher, wenn vorhanden und nützlich.

Bei Eintritt sollen 100 Mk. beim Oekonomen niedergelegt werden für die ersten Einrichtungskosten und als Reisegeld für die Rückkehr, im Falle der Aspirant nicht bleiben könnte.





0. Meridian v. Greenwich



Meridian von Greenwich.

